Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Die neuen

Geheimnisse von Paris

von

Aurelian Scholl.

Deutsche Original-Ausgabe.

Erster Band.

Zweite Stereotyp-Ausgabe.

Köln und Leipzig,
Ahn's Verlagshandlung.
(A. Ahn & Adolf Lesimple.)
PARIS,
Libraire internationale
15, Boulevard Montmartre.
1868.

Vorwort.

Es ist keine geschäftliche Spekulation, die uns bewegt den etwas schwerfälligen Titel

„**Neue Geheimnisse von Paris**“

zu wählen. Wir haben nicht vergessen, welche Aufgabe der berühmte Romandichter sich gestellt hatte, der in der Verbannung gestorben ist, nachdem er uns das großartige Werk, worin er seine Seele dem ihn liebenden Volke offenbart, hinterlassen hat.

Ohne im Geringsten auf die von dem Verfasser **der Geheimnisse des Volkes** und des **Ewigen Juden** erlangten Resultate Anspruch zu machen, wollten wir mehr als die Schilderung der steinigen Gefilde Amerika's und der düsteren Treppen des Klosters Saint-Jean de Lateran liefern.

Jetzt, wo das Brot theuer ist, und die Kinder in den schmutzigen Schlupfwinkeln von Villette und Belleville sich mehren, wäre es wohl an der Zeit den Wohlthätigkeits-Gesellschaften beizustehen, die ihre Obliegenheit mit einem Eifer erfüllen, der von der Oeffentlichkeit nicht hinreichend anerkannt wird.

Aber wir hatten uns verrechnet.

Das pariser Volks-Blatt, (Le petit journal) welches **die neuen Geheimnisse von Paris** zuerst brachte, durfte, da es keinen Stempel zahlt, nicht die mindeste Besprechung socialer Zustände aufnehmen, und so ist von unseren Plänen nur der Roman übrig geblieben.

Es ist daher nur eine Reihe von Abenteuern, welche wir den Lesern bieten, weil die gegenwärtigen französischen Gesetze in einem literarischen Blatte nicht mehr gestatten.

Wir werden diese Lücke einstens ausfüllen und unser Schweigen brechen.

Die

Neuen Geheimnisse von Paris.

Erste Abtheilung.

I.

Wie man in ein Haus der Straße St. Louis eintritt.

Am 20. Nov. 1853, um 1 Uhr Nachts, durchschritten zwei Männer die Straße Saint-Louis-au-Marais.

Der Regen fiel stromweise; eine tiefe und stürmische Nacht war immer jenen düsteren Abenden gefolgt, an denen die Pariser nicht einmal den Muth haben, ihr Haus zu verlassen und an denen daher die Theater so leer bleiben, als sie es Mitte Sommers sind.

Die angeschwollenen Gossen wälzten dicken, schwarzen Koth.

Hie und da entwickelte eine Laterne einen hellen Strahl, der aus einer Art von Nebel sich in der Straßenpfütze verlängerte.

Die Umrisse der Häuser verloren sich im Schatten, und der Wind, der mit seinen heftigen Stößen die Schornsteine rüttelte, warf von Zeit zu Zeit einen Ziegel, ein Schieferstück oder ein durchnäßtes Stück Mörtel auf's Pflaster.

Von jenen beiden Gefährten schien der Eine, gehüllt in einen braunen Mantel, von einem Eifer getrieben zu sein, den der Andere nicht vollkommen theilte.

Dieser Letztere, der in einem Paletot steckte, der offenbar nicht nach seinem Maße gemacht worden war, ging immer einige Schritte hinter dem Andern, von diesem stets eines Anrufs harrend, um rascher zu gehen.

Bereits um die Ecke des Boulevards biegend, rief der Mann im Mantel neuerdings:

— Wir sind schon nahe, Aly! Bedenke, daß diese Nacht eine entscheidende für mein ganzes Leben wird. . . . Was ich da suche, zu dieser Stunde, das ist die Macht, die mir in Djibbach entglitt. . . . Es ist der Reichthum, der Tod und Leben Anderer von meinem Belieben abhängig macht. . . . Was mir mein Vaterland versagte, Paris wird es mir geben.

— Ich werde thun, was Monseigneur mir zu thun befiehlt, erwiederte Aly.

Die beiden Gefährten waren bei einer alten brüchigen Mauer angekommen, in der versteckt ein Fahrthor sich zeigte, beschlagen mit starkem Schloßwerke.

— Hier ist es, sprach leise jener, den Aly „Monseigneur" genannt hatte.

Aly legte eine Rolle auf das Steinpflaster, die er unterm Arm getragen. Diese Rolle war nichts anderes als ein sorgfältig gedrehter Strick, der in einem Eisenhaken endete.

Jener „Monseigneur" that einige Schritte und hatte keine große Mühe, einen Fensterladen zu entdecken, der viele Jahre vorher mag grün angestrichen worden sein.

Er steckte einen Schlüssel in das verrostete Schloß und drehte dreimal um. Der Laden ging auf und ließ die Oeffnung eines Brunnens sehen. Aly befestigte den Haken und ließ den Strick in die Zysterne hinab.

Ich will zuerst hinabsteigen, sagte jener hohe Herr, Du sei besorgt, indem Du mir nachfolgst, den Laden hinter Dir anzuziehen.

Ein Mondstrahl, der eben zwischen zwei Wolken durchglitt, warf ein schräges Licht auf jene alte Mauer.

Das Wasser, welches am Grund des Brunnens schlummerte, gab diesen Strahl zurück, wie um das energische Antlitz jenes „hohen Herrn“ zu erhellen, der murmelte:

— Da findet sich ja zufällig auch eine Laterne.

Und sich auf die Einfassung des Brunnens schwingend, ergriff er den Strick und ließ sich bis auf den Grund hinunter.

Aly stieg ihm nach und zog hinter sich den Laden zu.

Beide verschwanden unter'm Wasser.

Das Haus in der Straße St. Louis hatte nichts, das es von den Häusern der Nachbarschaft unterschied. Ein Hof, in dessen Ecke eine alte Rüster ihre entblätterten Zweige wiegte, führte ins Wohngebäude, das drei Stock hoch war.

Die Fenster ohne Ausnahme waren mit hermetisch verschlossenen Laden versehen, an denen der Regen niedertroff.

Einen gewölbten Gang in der Ecke durchschreitend, gelangte man in den Garten. Einige Bäume, deren Stämme mit grünlichen Stellen überzogen waren, welche die Feuchtigkeit erzeugte, streckten sich an der Mauer empor, als wollten sie außerhalb dieses Gefängnisses Luft suchen.

Das Gras überwucherte die vordem wohl besandeten Alleen. Seit lange schon waren Spaten und Rechen übersehen worden innerhalb dieser Wildniß von zweihundert Quadratfuß.

Im Hintergrunde erhob sich ein Pavillon, fest verschlossen gleich den übrigen Theilen des Hauses, und an jeder Seite jenes Pavillons stand eine steinerne Statue, die an dieser Schwelle Wache zu halten schien. Eine dieser Statuen, welche Minerva vorstellte, hatte einen Arm weniger, der ihr zu Füßen im Grase lag. Die andere Bildsäule, die wohl Bellona vorstellen sollte, streckte eine gebrochene Hand ins Leere, der offenbar eine Lanze entfallen war, welche sich aber, in drei Stücke zerbrochen, auf den Stufen zum Pavillon noch auffinden ließ.

Und dennoch wachte im ersten Stockwerke solch eines verfallenen Hauses ein Mann. . . .

Das Zimmer, in welchem er sich befand, hatte weder Thür noch Fenster. Es war übrigens dermaßen gelegen, daß, wenn man das ganze Haus durchschritt, man die Existenz dieses, von vier Mauern eingeschlossenen Schlupfwinkels nicht hätte muthmaßen können.

In der Mitte jener Stube befand sich ein Tisch, überladen mit Papieren.

Rings umher zogen sich Etagèren, bis an den Plafond reichend und eingetheilt in Fächer. An drei Seiten enthielt jedes solche Fach ein Aktenbündel.

Auf der Etagère des Hintergrundes zeigten sich Flaschen aller Größen wie in einem chemischen Laboratorium aufgestellt. Das war die vollständige Sammlung der Gifte aller fünf Welttheile.

Es gab da aufregende und korrosive Gifte, Arsenik, Merkur, Spießglanz, Grünspan, Kanthariden, Gummigutti; dann aber

auch narkotische, die auf das Gehirn drücken, ohne die Organe zu entzünden, als: Opium, Blausäure, Kirschlorbeer und endlich die ätzend narkotischen Gifte, wie den Schierling, den purpurnen Fingerhut, die Brechnuß.

Endlich die zur Eiterung und Fäulniß führenden thierischen Gifte.

Ein besonderer Schrank umschloß jene schrecklichen Gifte Asiens und der Tropenländer, die geheimnißvollen Pflanzensäfte jener Gewächse, welche der Neger an den Ufern der Seen sammelt, wenn allein der Mond jene großen Einsamkeiten erhellet.

Jener Mann that ein paar Schritte und stellte in eines der Fächer einen Aktenstoß, dessen Inhalt er zu Rathe gezogen hatte.

Er sah nach seiner Uhr; es war zwei Uhr.

Dieser Mensch war wahrlich eine seltsame Erscheinung. Die Stirne kahl, das Antlitz blaß, die Backenknochen vorspringend, der Schnurrbart grau, die Lippen eingekniffen, schien er 50 Jahre zu haben.

Vom Kopfe bis zu den Füßen schwarz gekleidet, zeigte sein Kostüm übrigens nichts Absonderliches. Sein durchbohrender Blick vermochte nicht aus seinen Zügen einen gewissen Ausdruck der Trauer oder der Unruhe zu verwischen.

Auf jenem Antlitz war entweder ein großes Unglück oder ein großes Verbrechen zu lesen.

Der Unbekannte warf nochmals einen Blick um sich, auf all die Gegenstände, die ihn umgaben, nahm dann die Lampe und trat mit dem Fuße auf eine Sprungfeder, welche der Schreibtisch verbarg.

Eine Tafel des Fußbodens hob sich und ließ eine schmale Treppe sichtbar werden, welche nach einer Tiefe hinabführte.

Ein kalter, feuchter Luftzug, ein Keller- und Modergeruch trat ihm entgegen.

Er hatte kaum den Fuß auf die erste Stufe der Treppe gesetzt, als sich zwei Männer durch jene Oeffnung in das Zimmer schwangen.

Es waren dies „Monseigneur“ und Aly.

Während nun Aly dem Unbekannten eine Pechmaske auf's Gesicht warf und seinen Händen die Lampe entriß, stieß ihm „Monseigneur“ dreimal den Dolch in den Nacken.

Als er zum vierten Male nach ihm stieß und zwar direkt nach der Brust, zerbrach die Dolchklinge.

Der Unbekannte stürzte nieder, indem ihm das Blut in Strömen entfloß.

— Wer kann dieser Mensch sein? murmelte „Monseigneur“. Die Andern nennen ihn Prodikus — aber wie heißt er wirklich?

Aly stellte die Lampe auf den Boden.

Jener „Monseigneur“ zog dem Unbekannten die Kleider ab. Er trug auf bloßem Leibe ein Panzerhemd, gewoben aus Seide und Stahldraht.

An diesem Panzerhembe brach der Dolch.

Dann legte „Monseigneur“ die Hand an das noch warme Herz seines Opfers, es schlug nicht mehr.

Aly verblieb theilnahmlos und still, gleich dem Sklaven, der der Befehle harrt.

„Monseigneur“ erhob sich und begann mit Gier in den Papieren und Schubfächern herumzuwühlen.

In diesem Augenblicke glich er einem wilden Thiere. Seine Augen sprühten Funken, die Nasenlöcher erweiterten sich. Er schien mit Wollust den Duft des Blutes zu athmen, das auf dem Boden floß.

Seine falbe Gesichtsfarbe, seine zurücktretende Stirne wiesen auf ausländische Abstammung hin; man hätte ihn für einen Araber halten können, hervorgegangen aus der Kreuzung mit einem Schakal.

— Hier ist's, murmelte er, wo sich all seine entsetzlichen Geheimnisse vorfinden müssen .... aber ich werde mir Zeit nehmen, sie zu suchen. Jedoch vor Allem gilt es jetzt, die Leiche zu entfernen und die Spur der Ermordung zu verwischen.

— Hätte ich einen Spaten, sagte Aly, ich machte rasch eine Grube in einem Winkel des Gartens.

— Nein, nicht hier! rief „Monseigneur"; wer weiß, was Dein Spaten auffände in diesem Boden, der so voll von Schrecknissen ist.

— Wohin tragen wir also die Leiche?

— Morgen, am Tage, sollst Du's erfahren.

II.

Der Großmeister.

Aly schleppte den Leichnam in eine Ecke jenes Gemaches ohne Ausgang, in das er mit seinem „Monseigneur" so blutig eingebrochen war.

Dieser öffnete alle Schubfächer und betastete alle Wände, um sich Rechenschaft zu geben, wo er sich befinde.

— Wir werden dies verfluchte Haus vom Grunde aus aufwühlen müssen, sagte er zu Aly. Hier stößt man bei jedem Tritt auf eine Falle, jeder Stein birgt ein Geheimniß.

— Es gibt hier unermeßliche Reichthümer . . . aber wo? Das ist's, was zu ermitteln bleibt.

Das geübteste Auge kann diese Gemächer durchmustern, ohne das Geringste zu entdecken, in die Keller niedersteigen, ohne was zu finden . . . .

Und doch war dies die Behausung des Großmeisters.

Hier ist's, wohin alle Diebshehler die kostbaren Gegenstände sandten.

Es giebt hier Silberzeug, Edelsteine, Diamanten, die von hier heimlich fortgehen, um in London, in Frankfurt, in St. Petersburg verkauft zu werden.

Es giebt gestohlene Sachen, die nicht vor 50 Jahren verkauft werden können, überhaupt erst dann, wenn ihre rechtmäßigen Besitzer gestorben oder verschollen sind.

Der Großmeister, der Mitschuldige all dieser Verbrechen, der Banquier der Zuchthäuser!

Von seinem schwarzen Kabinette gingen die Befehle aus, ohne daß man wußte, welcher Mund sie gesprochen, welche Hand sich für sie erhob.

„Monseigneur" wühlte in den Papieren, die er seiner Hand wieder entfallen ließ.

Denn was er darin fand, war beispielsweise Folgendes; und zwar all das, was folgt, ist historisch:

Bande Poulain, unter Befehl des Gewürzkrämers in der Straße Saint-Jacques.

Geheime Niederlage in seinen Kellern.

Schlosser, Maurer, Anstreicher, Tischler.

Poulain vermittelt die Befehle, arbeitet aber nicht selbst.

Bande Colin, auch „Monrose" genannt — der Leiter ist ein Mann der That.

Er hat das Recht, seine Leute zu strafen.

Maler, Thürhüter, Möbelhändler, Spekulanten.

Bande Nathan. — Erste Verurtheilung am 11. Germinal des Jahres XIII.

Der Leiter ist Holzhändler, sehr wackerer Mann, Freund der Künstler.

Die Bande arbeitet auf eigene Rechnung.

Esther Nathan, Gattin des Meyer, elegant und distinguirt, nimmt alle Verkleidungen an.

Entsprang zweimal, aus Saint-Germain und aus Bicêtre.

Rosine Nathan, ihre Schwester, genannt die „Unerfaßbare". Ein blendendes Weib, das seine Rolle in Equipagen und mit Diamanten spielt.

Bande Lina Mondor, genannt das „Krümchen". — Vierzig Frauen: Schauspielerinnen, Straßensängerinnen, Tagesarbeiterinnen, die eingeführt werden können in bürgerliche Häuser.

Bande Louise Bouvier, genannt „Klara Wendel". — In Hôtels, bei Table d'hôtes, in öffentlichen Gärten.

Klara Wendel hat Anhängerinnen von seltener Schönheit: Engländerinnen, Russinen, Spanierinnen, Ungarinnen, Deutsche.

In einem andern Fache stieß „Monseigneur" auf einen Namen, der ihn stutzen machte:

„Baronin Wanda von Remeney".

„Man muß wissen, weßhalb im Hôtel der Rue Ponthieu, im zweiten Stocke, im blauen Zimmer, rechts neben dem Kamine das Skelet eines Kindes eingemauert ist.

Ein Maurergeselle war mitten in der Nacht in's Haus gebracht worden, die Augen verbunden. Er hob einen Bruchstein

aus; die Leiche des kleinen Wesens wurde in die dadurch entstandene Höhlung gelegt; man bedeckte sie mit Kalk und der Bruchstein, den man zur Hälfte absägte, schloß das Grab.

Blaues Papier mit Goldreifen wurde darüber geklebt.

Da man jedoch vergessen, Wasser auf den Kalk zu gießen, so wird sich das Skelet noch vollkommen vorfinden".

„Monseigneur" versank eine Weile in Gedanken und legte das Heft wieder an seinen Platz.

Er hielt nun den geheimnißvollen Faden einer großen Zahl von Verbrechen in seiner Hand. Die dadurch erlangte Gewalt schien ihm selbst so entsetzlich, daß er das Bedürfniß fühlte, sich zu sammeln.

Das Gesetz, väterlich bei all seiner Strenge, läßt die Verjährung zu.

Doch für die Opfer des Großmeisters gibt's keine Verjährung! Das Aktenheft über sie liegt hier. Wo Diebstahl gefährlich erschien, griff man zur „Chantage", nämlich zur Erpressung von Geld durch Drohung, Geheimnisse zu verrathen.

Der Leiter all dieser Fallstricke war stets ohne Mitleid.

Das war nicht gewöhnliche Wildheit und prahlerische Gemeinheit, wie sie Wegelagerern eigen ist, was diesem Vereiniger der revoltirenden Kräfte einer in Auflösung begriffenen Gesellschaft die Macht gab.

Mangel an Disziplin war der tödtliche Feind all dieser Banden, die nur für kurze Zeit eine Körperschaft bilden.

Die „Chauffeurs", die falschen „Chouans" oder Vendeer Insurgenten, die „Gefährten des Jehu" und andere zusammengelaufene Geheimbanden können nicht lange der Gensd'armerie widerstehen.

Man muß in gewisse Grenzländer oder in die Berge gehen, um Familien von Banditen zu finden, die sich durch Schrecken schützen, welchen sie um sich verbreiten. . . .

Niemand wagt es, sie den Gerichten anzuzeigen.

Die Strafe ist in Aussicht, die Rache folgt unmittelbar.

Ein Dieb, in Paris verhaftet, „ißt" — wie's in der Diebssprache heißt — all seine Mitschuldigen, er gibt sie nämlich an. Die Enthüllung, einmal begonnen, hält nicht mehr inne.

Aber der Großmeister der Straße Saint-Louis stand eben über solcher Misère.

Er kannte sie alle, jene Banden, doch keine kannte ihn.

Es war vorgekommen, daß ein Mörder vor Gericht erklärte, daß er nichts gethan, als die Befehle eines ihm unbekannten Oberhaupts ausgeführt. Er hatte dabei eines Zeichens erwähnt, eingebrannt mittelst glühender Nadeln und Schießpulver in den Arm dieses Beherrschers des Bagno. . . .

Aber dessen Name? Der Aufenthaltsort desselben? Der Verbrecher wußte darüber nichts.

Er konnte nicht einmal des Unbekannten Signalement geben.

Man glaubte auch nicht mehr an solche Enthüllungen, so wenig als an die Existenz des bärtigen Mannes, von dem der berüchtigte Lyoner Mädchentödter Dumollard bei seinen Verhören gesprochen hatte.

„Monseigneur" ließ nun den Blick auf die Leiche des Großmeisters fallen.

— Dieser hatte alle bösen Eigenschaften in sich vereinigt, murmelte er, und doch genügten einige Messerstiche, mit ihm fertig zu werden.

Und indem er, dies sagend, sich umdrehte, erblickte er einen kahlen Schädel, der aus der geöffneten Fallthüre empor kam.

Zwei kleine graue Augen blickten erstaunt nach den Fremdlingen, die sich in das Heiligthum eingeschlichen hatten.

— Wer bist Du? frug herrisch „Monseigneur“.

— Wer seid Ihr, Ihr selber? erwiderte in fast scherzendem Tone der Mann des kahlen Kopfes.

— Aber zu was kamst Du hieher? frug wieder „Monseigneur“.

— Um Euch zu schützen, wenn Ihr's wollt.

Aly hatte seinen Dolch gezogen.

— Spielt nicht die Schlauen! rief der kleine Mann; ich brauche nicht mehr, als die Fallthüre zu Euren Füßen zu schließen und von unten den Riegel vorzuschieben, und ihr verbringt hier garstige vierzehn Tage .... und käme ich dann am fünfzehnten Tage oder nach einem Monate zurück, so fände ich Euch in einem traurigen Zustande.

— Du hast von uns nichts zu fürchten, sagte jener „Monseigneur“, sichtbar aufgeregt.

— O, das weiß ich wohl! erwiderte der kleine Mann.

Und, den Kadaver des Unbekannten erblickend, wies er auf denselben hin, indem er sagte:

— Ihr habt den „Großmeister“ ermordet .... Ihr habt es damit weit gebracht, Ihr Ungeschickten, die Ihr seid! Glaubt Ihr etwa, daß die „Andern“ Euch anerkennen werden? Ihr seid hinter das Geheimniß des Eingangs gekommen, das ist Alles! Ihr wolltet Euch eben anschicken, das Haus in allen Winkeln zu durchsuchen, ist's nicht so? Nun wohl, Ihr werdet nichts finden, absolut nichts! Ihr könnt es völlig zerstören, ohne was Anderes zu entdecken, als was Ihr bereits wißt, und das Ihr vielleicht nicht lange wissen werdet.

— Was wird denn geschehen? frug Monseigneur.

— Was geschehen wird? Das will ich Euch sagen. Der Rath, der alle drei Monate zusammentritt, um die Rechnungen zu prüfen, wird eines schönen Abends hier abstimmen und die brutale Gewaltthat unliebsam vermerken, durch welche ein Fremder sich zum Chef aufwerfen wollte, während das Recht, den Leiter zu wählen, doch nur dem Rathe zusteht.

Jene Herren werden Euch keineswegs auf die Folter spannen; sie lieben durchaus nicht unnütze Grausamkeiten; aber Eure Angelegenheit in Ordnung zu bringen, werden sie auch nicht lange brauchen.

— Und welches Mittel siehst Du, dieser Gefahr zu entrinnen?

— Wenigstens eines wird es immerhin geben. Aber vorher noch, seid Ihr denn würdig, die Leitung zu übernehmen? Wir haben das Recht, schwierig zu sein. Ein sicherer Mann, unfähig uns zu verrathen, das ist ohne Zweifel schon etwas, doch ist das noch nicht genug. Es muß ein Mann von Geburt sein, der eine Stellung zu verlieren hat . . . . Mit einem Worte, unser Chef muß bei jeder Gelegenheit für sich selbst zittern.

— Was wäre da zu machen?

— Mich zum Vermittler wählen.

— Es sei!

Der kleine Mann zog einen Revolver aus seiner Tasche und betrat das Gemach.

— Zu was diese Waffe? frugen die beiden Genossen.

— O, sagte der neu hinzu Gekommene, man sieht, daß Ihr Neulinge seid! Ich muß bewaffnet sein, ohne Euch viel zu beunruhigen, denn Ihr seid ja euer Zwei und es würde mir schwer fallen, Euch beide auf einmal zu tödten, wogegen ich wohl auf meine eigene Sicherheit bedacht zu sein habe.

Jetzt trat der kleine Mann an die Leiche des früheren Großmeisters.

— Was wollt Ihr mit dem da anfangen? fragte er. Eure erste Maßnahme bleibt es, jede Spur Eurer Unvorsichtigkeit zu entfernen. Habt Ihr daran schon gedacht?

— Nein.

— Ihr seht, daß ich gut that, zu kommen.

— Welches Interesse hast Du an all dem?

— Ich handle stets uneigennützig! Ich bin ein armer Teufel, dem Großmeister zu Diensten. Stirbt der eine, so dien' ich dem andern. Ihr wollt diesem da succediren? Ich lehne mich nicht dagegen auf. Ich tadle Euch nur, daß Ihr Euch mit solchem Leichtsinne in ein solch' schwieriges Unternehmen gestürzt habt.

Sehen wir vorher, wie es mit meinem bisherigen Herrn steht.

Der kleine Mann nahm ein Fläschchen von einer der Etagèren und ließ einige Tropfen Flüssigkeit auf die Lippen des Großmeisters träufeln.

— Der ist besorgt! sagte er.

Der kleine Mann stellte das Fläschchen zurück auf das Brett und rief dann aus:

— Wohlan, da der Großmeister todt ist, so muß man ihn begraben!

III.

Ein braver Mann, der seine Weine will alt werden lassen.

Am nächsten Tage, gegen vier Uhr Nachmittags, eilte ein Mann, der das Ansehen eines kleinen Bürgers hatte, durch die dem Faubourg Saint-Martin nahe liegenden Straßen.

Er musterte während seiner Wanderung sorgfältig alle Täfelchen mit Wohnungsanzeigen, wo solche vor einer Hausthüre hingen.

Nachdem er die Rue de la Fidelité, die Straße Saint-Nicolas und die des Chateau d'Eau durchschritten hatte, hielt er endlich vor einem Hause der Rue des Recollets, das in seinen zwei Stockwerken ein sehr dürftiges Aeußere hatte.

An dem Fenster eines Flickschusters hing nämlich ein geschriebener Zettel, auf dem zu lesen war: „Keller zu vermiethen!"

Der kleine Bürger versuchte, sich an den Hausmeister zu wenden. Dieser schlief jedoch zur Seite des Kamins, auf dem einem Topfe mit kochender Flüssigkeit ein starker Geruch entströmte.

Zu seinen Füßen lag zusammengeknäult eine schwarze Katze mit grünen Augen.

Vor dem einzigen Fenster, durch welches die Loge beleuchtet wurde, wiegte sich ein Papagei, der mehr durch Excesse als durch die Jahre seiner Federn verlustig gegangen.

— Sie haben einen Keller zu vermiethen? frug das Männchen.

Der Hausmeister rührte sich nicht.

— Heda, rief das Männlein wieder, auf der Fensterscheibe trommelnd, kann man Euren Keller sehen?

Diesmal erwachte der Hausmeister; aufspringend rief er aus:

— Mich von Ferdinand trennen! nie, mein Herr, nie! So wahr ich Poitevin heiße. Sie sind schon der Zwanzigste, der ihn seit einem Jahre kaufen wollte . . .

— Aber ich spreche ja nicht von Ferdinand, rief der Mann, der einen Keller suchte.

— Armes Thier! fuhr Herr Poitevin fort, der sich erhoben hatte und in völliger Extase vor seinen Papagei hingetreten war, — Niemand spricht wie Du den Namen meiner seligen Frau aus! — Sag' einmal: Melanie.

— Melanie! schrie der Papagei — harre meiner, ich folge Dir bald!

— Es sind jetzt dreißig Jahre, mein Herr, — nahm Poitevin wieder das Wort, indem er die Augen zum Himmel erhob, — daß ich diese Worte in eine Immortellenkrone malen ließ. Melanie erwartet mich noch, und Ferdinand ruft mir meine Schwüre in's Gedächtniß. Niemals werde ich mich von diesem Freund trennen, der mir zum Bruder geworden ist.

— Aber- und nochmals, erwiderte das Männlein, sichtbar ungeduldig, es ist nicht der Wunsch, Ferdinand zu besitzen, was mich in dies Haus eintreten ließ.

Herr Poitevin fuhr fort, ohne sich irre machen zu lassen:

— Man wollte ihn mir stehlen, mein Herr! Es ist ein Papagei, der 64 Worte spricht.

— Ich will den Keller miethen! schrie das Männlein dazwischen.

— Ah, Sie kommen des Kellers wegen? Hätten Sie das doch gleich gesagt; ich will Sie hinabführen.

Poitevin ergriff einen alten Küchenleuchter, der auf dem Kamine stand und in welchem ein Docht in einer Pfütze Unschlitt schwamm, der sich zum Theil auch auf die Leuchtertasse ergossen hatte, und unterwegs gerann. Poitevin näherte den Docht einem Flämmchen, das traurig zwischen zwei Stückchen Koaks hervorzingelte, und sagte dann zu seinem Besuche:

— Ich will Ihnen den Weg zeigen.

Der Keller war geräumig genug, er schien dem Männchen zu konveniren.

— Ich empfing, sagte er, mehrere Kisten spanischen Weins, und habe die Absicht, sie hier ablagern zu lassen. Bei mir gibt's allerlei Angestellte, und da ist kein Wein sicher.

— Der Herr ist wohl Kaufmann?

— Ich bin Kravattenfabrikant.

Die Kellermiethe betrug auf's Jahr sechszig Franken.

Das Männlein zahlte sechs Monate voraus, gab noch fünf Franken Gottespfennig für Herrn Poitevin darauf, und zeigte an, er werde des Abends kommen mit seinen Weinen und mit zwei Genossen, um erstern einzukellern.

Das Männchen hörte noch im Fortgehen Ferdinand, der bis zum Kopfzerspringen schrie:

— Harre meiner, Melanie!

Eine Stunde darnach hielt ein Lastwagen vor dem Hause in der Rue des Recollets.

Der Fuhrmann, dem ein Kamerad in der Blouse beistand, hob die Kisten herab, und alle Beide, gefolgt von dem Männchen, trugen sie in den Keller.

Dort grub der Fuhrmann, der sich mit einem Spaten versehen hatte, eine tiefe Grube, in welche eine Kiste hinabgelassen wurde, die viel länger als die andern war.

Der Kamerad holte dann aus dem Karren einen Sack mit Steinen, Mörtel und eine Kelle herbei.

Die Kiste wurde durch ein festes Mauerwerk bedeckt, auf welches man die schwarze und feuchte Erde des Kellers streute.

Darnach stiegen die drei Leute wieder empor.

Das Männlein hatte die beiden Genossen vor sich her gehen lassen, und als diese die Treppe erreicht, stieß er wiederholt mit einem Spieß, den er bei sich führte, in das noch feuchte Mauerwerk.

Der Fuhrmann kehrte sich lebhaft um.

— Was machst Du noch, Surypère?

— „Monseigneur", erwiederte das Männlein, ich versichere mich nochmals, daß Alles in Ordnung ist.

Surypère schloß die Thüre, zweimal umdrehend, und machte im Vorbeigehen Herrn Poitevin die Bemerkung, daß er von Zeit zu Zeit wiederkommen werde, um einen Blick auf seinen spanischen Wein zu werfen.

Er hatte beim Hausmeister als seine Adresse hinterlassen: Herr Surypère, Kravattenfabrikant, Nr. 22 bis, Mondscheinstraße.

Die Einkellerung war auf die allernatürlichste Weise der Welt vor sich gegangen; und doch erzählte andern Tags der Flickschuster dem Herrn Poitevin, daß sein Spitzhund, gewöhnlich sehr still, die letzte Nacht fortwährend gebellt habe.

— Das ist die Manier der Hunde, erwiderte Herr Poitevin, sobald sie Jemand vorüber gehen sehen, der ihnen nicht gefällt. Ferdinand ist gerade so. . . . Wenn man ihm mißfällt, dann ist's vorbei; er liefe eine Meile weit zu Fuß, um seine Feinde zu beißen.

Das Gespräch setzte sich in solchem Tone zwischen Herrn Poitevin und dem Flickschuster fort, als Herr Surypère, den man so früh nicht erwartet hatte, um die Ecke der Straße bog.

Es war halb sieben Uhr Abends, und in dieser Jahreszeit, — es war am 24. November — ist die Nacht schon vollständig eingetreten.

Ich vergaß ein Vorlegeschloß, sagte Herr Surypère, und ich komme es zu suchen.

Herr Poitevin beeilte sich zu erwidern:

— Ich will Ihnen Licht geben.

— O, danke! Jetzt, wo ich den Weg zum Keller schon weiß, kann ich ihn mit geschlossenen Augen finden.

Dann setzte er hinzu.

— Speisen Sie denn heute nicht?

— Meine Suppe steht auf dem Feuer, erwiderte Poitevin.

— Sie wird anbrennen; es riecht darnach.

— Glauben Sie?

— Gewiß!

Poitevin eilte in sein Stübchen, Herr Surypère aber stieg die feuchte und schlüpfrige Treppe hinab, die in den Keller führte.

Vor der Thüre angelangt, schlug er Feuer und zündete eine kleine Laterne an, die er aus der Tasche gezogen.

Er schloß dann sehr sorgfältig die Thüre hinter sich zu, verstopfte das Luftloch über der Kellerthür mit einem Bündel Stroh, und breitete sein Sacktuch über das Schlüsselloch.

Erst nach Verlauf einer halben Stunde stieg Herr Surypère wieder empor.

Diesmal war er nicht allein.

Herr Surypère, der eine Flasche in der Hand trug, trat beim Hausmeister ein.

— Nehmen Sie, sagte er diesem, ich will Sie von meiner Waare kosten lassen.

Herr Poitevin war sehr empfänglich für derlei Höflichkeit.

— Sie sind sehr gütig, murmelte er mit einer tiefen Verbeugung.

Da jedoch Vergnügen seiner Wachsamkeit nie Abbruch that, so rief er im selben Moment, sich nach dem Gange hinausneigend:

— Heda! Ihr da unten, von woher kommt Ihr denn?

Der Begleiter des Herrn Surypére hatte jedoch schon die Straße erreicht, und that gar nicht, als ob er es gehört hätte.

— Was fällt Ihnen denn bei? sagte Surypère. Weshalb fragen Sie mich denn, woher ich komme?

— Ich habe ja nicht zu Ihnen gesprochen, erwiderte der Hausmeister, das ging jenen Herrn an, der da unten geht.

— Den großen brünetten Mann?

— Ja.

Herr Surypère lachte laut auf.

Es scheint, sagte er, Sie sehen besser, wenn man fortgeht, als wenn man kommt.

— Wie so?

— Das ist ja ein Genosse, der mit mir gekommen war.

— Ach, ich sah ihn doch wahrlich nicht kommen.

— Er stand drei Schritte hinter mir. Es ist ein Böckchen aus meiner Nachbarschaft. Jedoch, guten Appetit, und — gute Nacht!

Und Herr Surypère holte seinen Genossen ein.

Dieser ging langsam und stützte sich nun auf den Arm des Männchens.

Einige Schritte weiter stiegen beide in einen Fiaker, der ihrer harrte.

Der Wagen fuhr über die Brücke des Kanals de l'Ourcq, und verschwand in der Straße Grange-aux-Belles.

Poitevin, voll von Mißtrauen, war bis an's Hausthor vorgetreten.

— Es kommen doch wunderliche Leute hierher, sagte zu ihm der Flickschuster.

— Das war der Miether des Kellers mit einem seiner Freunde.

— Glaubst Du?

— Wenigstens sagte er mir so.

— Nun, ich sah seinen Begleiter vorüber kommen.

— Und hat Jener so Besonderes an sich?

— Ich zittere noch am ganzen Leibe. . . . So etwas von schwarzer Seide stand ihm unter dem Kinne vor, und dazu eine Miene, wie ein aus dem Grabe Geholter. . . . Ich wundere mich nicht mehr, daß mein Hund die ganze Nacht gebellt.

— Wirklich? stammelte Poitevin, dem die Zähne klapperten.

— Glaube was Du willst, aber ich bin sicher, daß das ein Gespenst ist.

— Ein Gespenst? Bei uns? rief Poitevin aus.

— Mager, weiß wie Leinen, und mit Augen gleich Irrlichtern.

— Thatsache bleibt's, murrte Poitevin, daß ich ihn nicht sah hereinkommen.

— Ich halte es für ausgemacht, daß das ein Guillotinirter ist, dem man den Kopf wieder aufsetzte. . . . Aber sieh' doch nur zu Boden! . . .

Poitevin, entsetzt, bemerkte auf dem Fliese einen langen Streifen von Blutflecken.

IV.

Jean Deslions.

Der Leser wird gut thun, mit uns einige Schritte zurück zu machen, um zu erfahren, wie gewisse Persönlichkeiten unseres Berichts sich getroffen hatten.

Der „Mesnil“ heißt eine Besitzung, mitten im Walde gelegen, einige Kilometer weg von Houdan, im Departement der Seine und Oise.

Ein Gitter gewährt Zutritt zum Ehrenhofe, der das Ansehen eines Gartens hat. Ein Perron von einigen Stufen versucht die Wohnung zu erhöhen, die aus einem zweistöckigen Hause von überaus bescheidenem Aeußeren besteht.

Jedoch zwei viereckige Thüren, welche einen Theil des Wohnhauses ausmachen, und ein dritter isolirter Thurm, der schon dem Verfalle nahe steht und als Taubenhaus verwendet wird, scheinen anzudeuten, daß der Mesnil einst Schloß war.

Ohne Zweifel war es durch solche Ueberlieferungen, daß man noch immer vom „Schloß Mesnil“ sprach.

Zur Zeit, in der unsere Geschichte spielt, war der Mesnil von dem Grafen von Navarran bewohnt.

Der Graf lebte seit vielen Jahren allein, und er kam nur selten auf den Mesnil.

Zwei Mägde und ein Kammerdiener machten seine ganze Dienerschaft aus.

Man sagte sich höchst unbestimmt, daß der Graf einst verehelicht gewesen.

Noch jung, habe er seine Frau verloren und lebe nun fern der Welt, vielfach auf Reisen, ohne daß man je wisse, wo er eben sei.

Wie sollte man auch anders als durch seine Leidenschaft für's Reisen seine häufige Abwesenheit erklären, welche oft Jahre lang dauerte?

Der Graf konnte damals fünfzig Jahre haben.

Obgleich düster und wenig sprechend, war er doch geliebt, weil er viel des Guten gethan.

Man muß eine bedeutende Strecke im Walde zurücklegen und bis an den Fuß des Hügels von Lafontaine hingehen, um das Häuschen des Waldhüters Jean Deslions zu erreichen.

Madeleine Deslions, Wittwe eines früheren Unteroffiziers, wohnte dort seit vielen Jahren.

Madeleine hatte zwei Kinder: Jean und Louise.

Jean fühlte stolz seine Jugend.

Groß und robust, zeigten all seine Bewegungen von Kraft und Gewandtheit.

Wenn er so vorbeiging mit der Flinte über der Schulter und angethan mit einer Jacke von blauem Tuch, weiten Jagdstiefeln und dem schwarzen Filzhut mit aufgestülpten Krempen, da machte er alle Mädchen seufzen.

— Das ist Jean Deslions, der Waldhüter, sagten sie.

Und die kleinen Herzen regten die Flügel, und die Mieder von Serge hoben sich.

Jean ging vorüber . . .

Kaum nickte er mit dem Kopfe einen guten Morgen.

Er hatte nie eine von Jenen bemerkt, die von ihm träumten, und trotzdem nahm ihm Keine das übel, schon deshalb nicht, weil er noch für Niemanden irgend welche Vorliebe gezeigt hatte.

Jean lebte im Gehölz, stets gefolgt von seinen beiden Hunden. „Guido“ war ein großes afrikanisches Windspiel, das ein Reh in drei Sätzen einholte, und „Ginevra“, die man familiär kurzweg „Nevra“ nannte, war ein Vorstehhund, begabt mit Eigenschaften, die für Genie passiren konnten.

Jean Deslions kehrte stets erst zur Nachtzeit zurück.

Dann flammte der große Kamin des Häuschens heiter, der Spieß drehte sich am Herde, das Eßbesteck lag auf weißgescheuertem Holztische, und Jean, nachdem er Mutter und Schwester umarmt hatte, nahm zwischen beiden Platz, geliebkost von beiden Seiten.

Louise war acht Jahre jünger als ihr Bruder.

Wie konnte diese blonde und bleiche Blume, dieses Engelsantlitz, diese blauen Augen, dies feine und aristokratische Köpfchen, dieses zarte Wachs der kleinen, schmalen Hände, — wie konnte all das gedeihen bei diesem rauhen ländlichen Leben, das jeder besseren Pflege entbehrte?

Es lag hier ein Zeichen der Race vor oder ein Spiel der Natur.

Gewiß, die gute Madeleine hatte sehr große Sorgfalt für ihre Kinder gehabt, und beide liebten auch innig die brave Frau.

Warum aber hatte Madeleine Deslions ihren Kindern, seit dieselben klug genug geworden, selbst die Hände zu falten und gen Himmel zu blicken, allabendlich wiederholt:

— Betet für Pierre Deslions!

— Bittet Gott, so oft Ihr das Zeichen des Kreuzes macht, daß er seiner Seele den Frieden schenken möge . . .

— Ohne Euch, meine armen Kinder, wäre ich vielleicht nicht Wittwe! . . .

Wie war denn Pierre Deslions gestorben?

Madeleine bewohnte zu jener Zeit ein anderes Land . .

Welches?

Man konnte sie nie bewegen, darüber klarer zu sprechen.

Erst nach dem Tode ihres Gatten hatte sie sich in jenes Waldhäuschen zurückgezogen.

Vergeblich war's, daß Jean, in die Jahre des Verstandes gekommen, von seiner Mutter eine Erklärung ihrer Worte verlangte.

Diese trocknete ihre Thränen, antwortete aber nicht . . .

Endlich eines Tages, als Jean dringender geworden war, rief er aus:

— Mutter, wenn sein Tod die Folge eines Verbrechens war, so werde ich sein Rächer sein!

Madeleine begann zu zittern; sie erblaßte und sagte schüchtern zu Jean:

— Sprechen wir nicht weiter von dieser Sache, uns alle träfe Unglück!

Der Vertrauensmann des Grafen Navarran, der eines Tages vor dem Häuschen anhielt, hatte zu Madeleinen gesagt:

— Mutter Deslions, Sie haben einen erwachsenen Sohn?

Diese, welche auf den Fragenden einen jener Blicke warf, die bis in die Seele dringen, erwiederte:

— Ja, mein Herr!

— Wie alt ist er?

— Bald zweiundzwanzig Jahre . . .

— Und zu welchem Gewerbe geben Sie ihn?

— Das weiß ich noch nicht. Jean wollte Seemann werden, die Welt zu durchziehen . . . Mit 15 Jahren verließ er uns, um sich einzuschiffen . . . Er ging nach Amerika, nach Brasilien, sogar bis Indien, man weiß gar nicht, wie weit. Er sah Männer, gleich der Bronce und Frauen von Kupferfarbe. Er spricht die Mundarten aller vier Welttheile . . . Jetzt

sind es zwei Jahre, daß er zurückkehrte, und ich trachte, ihn bei uns zu behalten. Ich bin alt geworden, und kann plötzlich sterben, ohne daß er hier wäre. Sobald ich sterbe, muß Jean meinen letzten Seufzer hinnehmen, und mein letztes Wort kann ich ihm nur ganz leise in's Ohr flüstern.

— Nun wohl, setzte der Intendant die Rede fort, es gibt ein sehr einfaches Mittel, ihn hier zu Lande zu behalten.

— Welches?

— Der Herr Graf von Navarran bedarf eines braven Burschen, der Nachzügler hindert, ihm sein Wild zu verderben. Tragen Sie diesen Posten Ihrem Sohne an. Waldhüter, das ist zwar ein Gewerbe, das manchmal seine Gefahren hat, aber die Wildschützen dieses Landes sind nicht schrecklich; und überdies wird der Herr Graf keine zu große Strenge verlangen.

— Ich danke, mein Herr, erwiderte Madeleine, ich werde mit Jean sprechen.

— Wenn ihm der Posten convenirt, so sagen Sie ihm, er solle nach dem Mesnil kommen, morgen, während des Vormittags, ich werde ihn dem Herrn Grafen vorstellen. Wir geben hundert Franken des Monats; man lebt damit ganz vortrefflich.

Abends, beim Speisen, theilte Madeleine ihrem Sohne die ihr gemachte Proposition mit.

Dieser blieb lange unschlüssig.

— Mutter, sagte er, ich möchte wohl bei Euch bleiben, aber es ist in mir was, das mich in die Ferne treibt.

— Ich höre eine Stimme, die mir zuruft: „Geh' fort!“

— Geh' gerade aus, nur immer vorwärts!

— Ihr kennt wohl die Geschichte, die Euch der Herr Pfarrer erzählte, von jenen Magiern, die sich auf den Weg begaben, ohne zu wissen, wohin sie gingen, und die einem Stern nachzogen . .

— Nun wohl, Mutter, mir kommt's so vor, als hätte ich gleichfalls einem Stern nachzuziehen!

Madeleine schlug die Augen nieder.

Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust.

— Jean, sagte sie feierlichst, Du sollst Deinem Stern folgen — sobald ich todt bin.

— Mutter! schrie Jean schluchzend auf.

Er nahm die alte Bäuerin in die Arme und bedeckte ihre runzeligen Wangen und ergrauten Haare mit Küssen.

— Jean, setzte diese fort, es ist nothwendig, daß Du das letzte Wort abwartest, das aus meinem Munde kommen wird. Ich denke, ich mache nicht mehr lange. Es muß sein, daß Du bis dahin bleibst!

Andern Tags um 9 Uhr fand sich Jean im Schlosse Mesnil ein.

Der Intendant ließ ihn eintreten, und der Herr Graf von Navarran, der in einem Salon des Erdgeschosses seine Cigarre rauchte, ließ ihn nicht lange warten.

— Hier ist denn, Herr Graf, sprach der Intendant, der junge Mann, von dem ich gestern gesprochen.

Der Graf hob den Blick zu Jean empor und betrachtete ihn mit einer Art von Erstaunen.

Es zog etwas wie eine Wolke über seine Stirne und seinen Augen entschoß ein Blitz.

— Wie nennt Ihr Euch? frug er mit etwas vibrirender Stimme.

— Jean Deslions, Herr Graf.

— Und ist Eure Mutter aus diesem Lande?

— Sie bewohnt es seit vielen Jahren, mein Herr Graf.

— Was macht Euer Vater?

— Er starb, als ich noch Kind war. Er war Sergeant-major der Infanterie, ein wackerer Mann, und er hinterließ uns, als Erinnerung an sich, das Kreuz der Ehrenlegion, das eingerahmt in meiner Mutter Stube hängt.

Der Graf fuhr mit der Hand über die Stirne, als wollte er eine lästige Idee verjagen.

— Ihr convenirt mir vollkommen, sagte er, nachdem er einige Schritte durch's Gemach gethan hatte.

Dann setzte er hinzu:

— Ihr könnt in Funktion treten, sobald Ihr wollt.

Der Intendant öffnete die Thüre und machte Jean das Zeichen, ihm zu folgen.

Doch dieser rührte sich nicht.

V.

Der Graf von Navarran verkauft Juwelen.

— Verzeihung, Herr Graf, sagte Jean ohne Verlegenheit, ich habe eine Bitte an Sie zu richten.

— Sprecht.

— Herr Graf, ich war Matrose, und ich habe gewisse Ansichten, die Ihnen mißfallen könnten . . .

— Dann ist es besser, sie gleich auszusprechen.

— Mein Herr Graf, ein Matrose trägt einen Hut von Wachstuch und eine blaue oder rothe Blouse: das ist eine Uniform.

— Nun wohl!

— Ich möchte keine Livrée tragen.

Der Graf von Navarran schien einen Moment lang überrascht.

Er beschaute, und nicht ohne Güte, Jenen, der also mit ihm sprach.

— Ganz wohl, mein Junge, sagte er; Jean, Ihr werdet Euch kleiden, wie Ihr wollt.

Diesmal verneigte sich Jean und folgte dem Intendanten.

Allein geblieben murmelte der Graf:

— Aus diesem Jungen läßt sich wohl was machen.

Guido und Ginevra, die vor dem Gitter harrten, sprangen lustig auf, als sie ihren Herrn wiederkommen sahen.

Man hätte glauben sollen, sie seien sich bewußt, daß auch sie nun in amtliche Thätigkeit treten werden.

— Ja, meine braven Thiere, sagte Jean, ihnen durch freundliche Schläge auf die Köpfe sein Wohlwollen bezeigend, wir alle Drei gehen nun an die Arbeit.

Louise warf sich an den Hals ihres Bruders und sang den ganzen Tag über; so sehr lebhaft war ihre Freude, ihn jetzt zu behalten.

Einige Tage darnach ließ der Graf von Navarran Jean rufen.

— Lieber Junge, sagte er ihm, ich kann in diesem Augenblicke nicht nach Paris gehen. Ich habe Euch eine kleine Vertrauensmission zu übertragen.

Der Graf öffnete ein Schubfach und nahm ein Halsband und eine Anzahl von Juwelen daraus.

— Es handelt sich darum, setzte er seine Rede fort, all das an den nächstbesten Juwelier zu verkaufen. Hier ist ein Brief, der Euch meinerseits alle Vollmacht hierzu giebt und der

dazu dienen soll, zu erklären, weshalb dies kleine Vermögen in Euren Händen ruht.

Jean wurde ganz verlegen.

— Was kann das werth sein? frug er. Ich kenne mich in solchen Sachen nicht aus und bin bange, betrogen zu werden.

Der Graf zuckte die Achseln zum Beweis seiner Gleichgültigkeit betreffs des Werthes, der aus diesen Juwelen zu erlangen war.

— Pah, sagte er höchst sorglos, nehmt, was man Euch geben wird; ich will mit Allem zufrieden sein.

Er legte die Juwelen wieder in das Kästchen, woraus er sie genommen, und übergab solches an Jean Deslions.

Dieser fuhr schon in nächster Stunde nach Paris und trat bei verschiedenen Juwelieren ein, seine Waare schätzen lassend.

Der Eine offerirte ihm 200,000 Franken.

Jean, ganz verdutzt, konnte nicht recht glauben, daß solche Steinchen so viel an Geld werth seien.

Ein anderer Juwelier, ehrlicher als der erste, kaufte den Schatz für 235,000 Franken.

Er nahm den Brief, an dessen Fuß der Graf von Navarran seine Unterschrift hatte legalisiren lassen.

— Kommen Sie mit nach der Bank, sagte derselbe, dort habe ich meine Fonds hinterlegt.

Während des Weges plauderte der Juwelier mit Jean.

— Der Herr Graf von Navarran muß großes Vertrauen in Sie setzen, Sie mit solch einer Kommission zu beauftragen.

— Warum sollte der Herr Graf denn zu mir kein Vertrauen haben? erwiderte Jean.

— Nun, er wird Sie wohl schon lange kennen?

— Er kennt mich keineswegs. Ich bin Waldhüter auf dem Mesnil und er sah mich erst zwei Mal.

Der Juwelier schien hoch erstaunt.

Jedoch, da die Vollmacht in Ordnung war, so zahlte er Jean die 235,000 Franken.

Dieser kehrte nach dem Mesnil zurück, und indem er die Summe auf den Schreibtisch des Herrn von Navarran legte, sagte er:

— Ich weiß nicht, ob Sie, Herr Graf, denken werden, daß ich ungeschickt sei. . . . Jener, der mir das Meiste antrug, gab mir 235,000 Franken.

— Ganz gut, Jean, entgegnete der Graf.

Und er warf das Geld in eine Schublade, ohne es auch nur nachzuzählen.

Nachdem Jean fort war, suchte Herr von Navarran unter all den Bankbilleten eine Note von 500 Franken, von deren Ecken eine in gewisser Weise durchstochen war.

Auf der Rückseite dieser Note stand mit Bleistift in mikroskopisch kleinen Zahlen: 235.

— Die Sache ist richtig — sagte der Graf — und er ging fort, ohne abzuwarten, daß ich ihm wenigstens zwanzig Franken für seine gehabte Bemühung geben würde.

Man muß ihm nun Zeit lassen, darüber nachzudenken.

Er wird heute Nacht an all das denken, was man mit 235,000 Franken machen kann. Morgen wird er denken, wie leicht es ihm gewesen wäre, Havre zu gewinnen und sich dort einzuschiffen . . .

Darnach wird er sich sagen, daß er ein Simpel war . . . dann wollen wir sehen!

Zwei Monate verstrichen.

Jean durchstreifte den Wald mit seinen Hunden.

Sich mit Sonnenaufgang erhebend, begab er sich auf den Weg.

Er liebte den Wald, wie er das Meer geliebt hatte.

Nachdem der Graf dem Waldhüter Zeit genug gelassen, um, wie ersterer annahm, seine Ehrlichkeit zu bereuen, ließ Herr von Navarran ihn neuerdings kommen.

— Jean, sagte der Graf, ich habe Sie zu einem kleinen Geschäfte nöthig. Sie wissen doch, wo die Bank von Frankreich ist?

— Ja, mein Herr Graf, ich ging ja mit dem Juwelier dahin.

— Gut. Hier ist ein Bon auf 500,000 Franken . . . Es handelt sich darum, daß er noch heute erhoben wird.

— Wohl, Herr Graf.

Vergeblich suchte Herr von Navarran in den Zügen des Waldhüters einen Anflug von Erregtheit, ein Merkmal von Lüsternheit.

Nichts hatte sich bei diesem ehrlichen Menschen gerührt.

Die Höhe der Summe ließ ihn völlig unberührt, da das Geld nicht ihm gehörte.

Er war so gleichgültig, als ginge er, sich seine Jagdtasche oder seine Flinte holen.

— Das ist noch nicht Alles, nahm der Graf wieder das Wort; ich werde etwa 8 Tage abwesend sein, Sie müssen diese 500,000 Franken bis zu meiner Rückkehr bei sich bewahren.

— Ich werde sie bewahren.

— Es ist heute Freitag; verschließen Sie den Betrag diesen Abend, sobald Sie zurückgekommen sind, und überbringen Sie ihn mir nächsten Sonnabend oder Sonntag.

Herr von Navarran übergab ihm den Bon, und Jean ging ruhig in sein Häuschen zurück.

Er vertauschte seine Waldhüterkleidung mit bürgerlicher, stieg in sein Wägelchen und verfügte sich nach Houdan.

Zu Houdan benutzte er den Zug, der von Chartres kommt, und Mittags war er in Paris.

Vom Bahnhofe des Montparnasse nach der Bankstraße, das schien blos ein kleiner Spaziergang für einen Fußgänger gleich Jean Deslions.

In der Bank angelangt, wendete er sich an einen Bureaudiener, der ihn einen Korridor durchschreiten ließ.

Jean sah die kleinen Wagenladungen von Tausendfrankbillets und die Kapseln, in denen die Goldstücke staken, so gleichgültig an wie Haferkörner in einer Scheuer. . . .

— Hier gibt es doch Zeitvertreib, sagte der Diener, der ihn geleitete.

— Nicht zu viel, erwiderte Jean; mich amüsirt all das wahrlich nicht. Zudem ist hier ein Geruch nach Dinte und Papier, der mir den Athem verlegt.

— Ganz gut, da sind wir angelangt. Wenden Sie sich an diesen Herrn . . . Das ist der Kassirer.

Jean reichte den Bon durch's Gitterloch hinein.

Der Kassirer prüfte ihn und gab ihn einem andern Angestellten.

— Wollen Sie sich einen Augenblick gedulden, sagte er zu Jean.

Einige Minuten darnach zählte er ihm die Summe vor in fünfzig Banknotenbündeln von je zehntausend Franken.

Jean steckte die Bündel in eine kleine Ledertasche, die er an seinem Gürtel befestigt hatte, und gelangte von Gang zu Gang endlich auf den Hof und von da auf das Trottoir der Rue de la Brillière.

An der andern Seite jener Straße hielt ein offener Wagen.

Eine Frau von seltener Schönheit, nachlässig im Hintergrunde des Wagens ruhend, plauderte mit einem jungen Manne, der nach der neuesten Mode gekleidet war.

Die Dame spielte mit einem Fächer.

Ein vielleicht etwas gezwungenes Lächeln erhöhte noch die Anmuth ihrer Züge.

Ein Hütchen, nicht weiter als eine Muschel, saß auf ihrem blonden Haar, dessen Flechtenknoten ein Band aus Sammt zusammenhielt. Dieses Hütchen auf solchem Haare schien ein Schmetterling auf einer Aehre. Der weiche und ewig bewegliche Leib der Dame machte bei jeglicher Bewegung die blaue Seide ihres Kleides rauschen.

Als Jean Deslions aus dem Bankgebäude trat, stieg der junge Mann vom Wagen.

— Sind Sie nicht der Waldhüter des Grafen von Navarran? frug er Jean.

— Ja, mein Herr.

— Sie heißen Jean Deslions?

— Seit ich geboren bin.

Und Jean sagte sich leise:

— Was kann nur dieser schöne Herr wollen, der von der Kalesche stieg, mich zu sprechen? Die Pariser sind arglistige Leute. Ich las es oft in den Journalen, daß es keine List giebt, die sie nicht aufbieten, um Anderer Geld an sich zu bringen. Man muß sich vorsehen.

— Ich bin Baron de Maucourt, setzte der junge Herr die Ansprache fort; Herr von Navarran verließ mich so eben. Er war mit dem Eilzuge angekommen und sein Wagen, rascher als Ihre Füße, gab ihm Zeit, mich mit seiner Kommission zu beauftragen.

— Welche Kommission? frug Jean und schob die Hand auf seinen Gürtel.

VI.

In welchem Kapitel Jean Deslions 25,000 Frcs. Rente werth ist.

— Herr von Navarran machte einen kleinen Ausflug, erwiderte Herr de Maucourt dem Waldhüter.

— Der Herr Graf sagte mir das diesen Morgen.

— Und Sie sollen bis Sonnabend die 500,000 Franken bewahren, die Sie hier für ihn empfangen haben.

— Das ist vollkommen genau, meinte Jean.

— Nun wohl! Der Graf verläßt Paris nicht vor diesen Abend, und da er fürchtet, er habe nicht genug Fonds für seine Reise, so hat er mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß Sie kommen sollen, um ihn bei Frau de Fer zu erwarten, welche Dame hier im Wagen sitzt. Herr von Navarran soll zum Diner zu ihr kommen und er rechnet darauf, Sie dort zu treffen.

Jean überlegte.

Wie konnte dieser Unbekannte so wohl unterrichtet sein?

Wer anders als der Graf konnte ihn so vollständig in seine Angelegenheiten eingeweiht haben?

Er wußte ja Alles, er nannte ihn beim rechten Namen, er kannte genau die Höhe der Summe sowie die projektirte Reise des Herrn von Navarran.

Auch war es sicher nicht leicht, ihm die 500,000 Franken so kurzweg zu entführen, die er in seiner Tasche trug.

Was würde der Graf anfangen, sollte er wirklich nicht hinreichend mit Geld versehen sein, um seine Reise anzutreten?

Sodann sagte sich Jean, er werde doch noch denselben Abend in sein Häuschen zurückkehren.

Es giebt ja noch einen Train nach Houdan um 9 Uhr.

Sollte der Graf nicht zu jener Dame kommen, wie man ihm anzeigte, so sei er ja jeder Verpflichtung enthoben und habe blos umsonst gewartet.

Das war ein Aufschub von höchstens fünf bis sechs Stunden, und da Graf Navarran mehrere Tage ausbleiben wollte, so lag darin keine Gefahr für die Einhaltung seines Wortes.

— Nun denn, mein Herr, sagte er zu dem jungen Manne, wollen Sie mir die Adresse dieser Dame geben?

— O nicht doch, erwiderte Herr de Maucourt, Paris ist angefüllt von Fallen; es wäre höchst unvorsichtig, die Straßen zu durchlaufen mit einer so bedeutenden Summe, wie Sie bei sich tragen. Sie werden mit uns in den Wagen steigen.

— Ich? frug Jean ganz verblüfft.

— Sicherlich. Sie waren Matrose; ist's nicht so?

— Ja, mein Herr.

— Nun wohl, ich selbst war Schiffslieutenant . . . Der Matrose und der Soldat sind überall an ihrem Platze.

Und Jean am Arme erfassend, schob er ihn bis an den Wagen.

Ein Bedienter öffnete den niederen Wagenschlag und schloß ihn, nachdem der junge Herr und Jean Platz genommen hatten, der eine an der Seite der Dame, der andere auf dem Kissen gegenüber.

Der Kutscher zog die Zügel an und kitzelte mit der Peitsche ganz leicht seine beiden Füchse, und der Wagen lenkte nach der Straße Vivienne, auf den Boulevard hinaus.

— Ich stelle Ihnen einen ehrlichen Mann vor, hatte der Gentleman zu Madame de Fer gesagt.

Diese antwortete durch ein Lächeln, an Jean gerichtet.

— Bemerken Sie diesen Namen wohl, fuhr der frühere Schiffslieutenant fort, sich gegen Jean Deslions wendend: „Marianne de Fer!“ So nennt man Madame, und nie wurde eine Dame besser benamset: „von Eisen!“

Jean hielt immer die Hand auf seine Ledertasche.

Der Wagen gelangte nach der Avenue der Champs-Elysées.

Auf der Höhe der Rue de Ponthieu zog der junge Herr seine Uhr.

— Es ist zwei Uhr dreißig, sagte er, der Graf kommt nicht vor 6 Uhr, machen wir eine Fahrt durch's Gehölz?

— Mit Vergnügen, antwortete Marianne de Fer.

— Sie frühstückten doch ohne Zweifel? frug der Baron Jean.

— Ja, mein Herr.

— So können Sie von der Gelegenheit profitiren, das Gehölz von Boulogne zu einer Stunde kennen zu lernen, in der sich die Eleganz von Paris zeigt.

So kam es, daß sich der Waldhüter Jean Deslions unversehens am Ufer des See's befand, in einem Wagen, der auf acht Federn schwebte, und mit 500,000 Franken in der Tasche.

Hätte man alle jene schönen Personagen durchsucht, die sich da wie Pfauen siegsbewußt brüsteten, man hätte gewiß keine ähnliche Summe zusammengebracht.

Man hätte, um eine solche zu erreichen, ihnen die sämmtliche Toilette nehmen müssen.

In diesem Falle wären die Kleider und Shawls vielleicht eine halbe Million werth gewesen, diese Frauen selbst aber gewiß keinen Pfennig.

Marianne de Fer grüßte mehrmals; zwei oder drei Frauen, deren Wagen sich mit ihrer Kalesche kreuzten, rief sie zu: „für diesen Abend!“

Auch Herr de Maucourt zog mehrmals den Hut.

Ohne Zweifel waren dies Leute, die man kannte, und Jean bereute den Verdacht, der sich seiner bemächtigt hatte.

— Was sagen Sie vom Gehölz von Boulogne? frug der frühere Schiffslieutenant.

— Ich liebe mehr meinen Wald, erwiderte Jean. Hier riecht das Gras nach Pomade, was mich anekelt, und die Bäume stinken nach Cigarren.

Um halb sechs Uhr verließ die Kalesche die Champs-Elisées, bog in die Straße Marbeuf und hielt vor einem neu-erbauten Privathotel, einem wahren Juwel aus Bruchstein.

Herr Maucourt hielt seine Hand Mariannen hin, welche legère vom Tritt herab sprang.

Der Baron sagte zu Jean:

— Kommen Sie mit uns.

Ein Bedienter in Livrée öffnete eine Glasthüre, welche Zutritt zum Vorzimmer gewährte.

— Ist Herr Graf von Navarran noch immer nicht gekommen? frug Marianne.

— Nein, Madame, antwortete der Bediente, ein Mann, der sehr gut wußte, von was man sprechen wollte.

Marianne wandte sich an den Baron:

— Zu welcher Stunde sagte er, daß er kommen wolle?

— Der Graf kommt sicherlich diesen Abend, sogar angenommen, daß er, von Geschäften abgehalten, beim Diner nicht erscheinen könnte.

Jean führte seine Hand wieder an die Ledertasche.

— Nun wohl, Herr Jean, sagte ihm Marianne, treten Sie ein in den kleinen Salon, und Sie erzählen mir dort von Ihrer Reise nach Indien . . . denn Sie waren doch in Indien, wie mir der Graf sagte?

— Ja, Madame, ich war ein wenig überall und ich muß sagen, ich fand bisher noch nie Leute so zu vorkommend, wie Sie und der Herr Baron sind.

— Oh! was mich betrifft, ich bin ein gutmüthiges Geschöpf, erwiderte lachend Madame de Fer; was aber den Herrn de Maucourt betrifft, so macht, sobald ein Mann Seewasser gekostet, der Corpsgeist es ihm zur Pflicht, sich so liebenswürdig als möglich zu erweisen.

Man trat in den kleinen Salon.

Die Tapeten von malvenfarbiger Seide, gehoben durch Goldstreifen, die Möbel und die Divans von gleichem Stoffe, ein dichter Teppich mit Blumendessins für die Füße; in der Mitte des Salons ein Tisch, inkrustirt von Mosaik . . . Jean glaubte sich versetzt in einen der Paläste von „Tausend und eine Nacht".

Auf dem Kamine leuchteten zwei Lampen.

Ein helles Feuer prasselte zwischen vergoldeten Feuerböcken und die Hitze, durchsiebt von einem Ofenschirme aus Draht, berührte die Wangen der Besucher nur milde.

— Geben Sie mir doch das, sagte Marianne mit etwas herausfordernder Miene. Und sie nahm Jean seinen Hut, den sie dem Bedienten gab.

— Lassen Sie hören, nahm sie wieder das Wort, den Waldhüter auf den Divan niederziehend, worin er zu versinken glaubte, waren Sie schon manchmal verliebt?

Diese Frage schien ein schmerzhaftes Echo im Herzen des Jean Deslions zu finden.

Seine Augen schlossen sich für einen Moment, und er zog sich auf sich selbst zurück, wie ein Duellant, der einen Degenstich mitten in die Brust erhielt.

Jedoch diese Aufregung war nicht von langer Dauer.

— Nie, Madame, erwiderte Jean mit Kälte.

Marianne rückte ihren Stuhl näher, und die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, umrahmte sie gewissermaßen ihr Köpfchen mit den Händen, während ihre Miene schmeichelhaften Zweifel zeigte.

— Seien Sie aufrichtig, sagte sie. Wissen Sie, daß Sie ein sehr hübscher Mann sind, und daß Sie Alles haben, um zu gefallen?

Marianne hatte ihre Augen fixirt in denen Jean's, der sich verwirrt fühlte.

Die weißen Schultern des „gutmüthigen Geschöpfes“ erschienen in all ihrem Glanze, und ihre nackten Arme, bewunderungswürdig modellirt, verliehen ihrer Stellung einen wollüstigen Einklang.

— Wird der Herr Graf wohl nicht bald kommen? frug Jean.

Marianne machte eine verdrießliche Bewegung.

Die Thüre öffnete sich und der Bediente meldete:

— Madame Venucci!

— Madame Pen-Hoët!

— Mademoiselle Fraise!

— Ei, so kommen Sie doch, meine lieben Schönen! rief Marianne, Sie wenden stets die Koketterie an, sich erwarten zu lassen!

— Der Prinz hatte mich besucht, rief die Venucci, dies verspätete mich.

— Meine Modistin wurde nicht fertig, sagte dann ihrerseits das Fräulein Fraise; o ich habe köstliche Coiffüren anprobirt.

Der Bediente meldete von Neuem:

— Seine Hoheit Riazis-Bey!

— Der Herr Herzog von Trebisonde!

Die Damen überwältigten die Neuangekommenen mit Liebkosungen.

Sie schienen besonders entzückt von Seiner Hoheit, der, wörtlich gesprochen, mit Diamanten belastet war.

VII.

Der Wein, das Spiel, die Schönen.

Es war eigenthümlich anzusehen, dies halbwilde Wesen, mit dunkelm Teint, mit flacher Stirne, das ernsthaft eine Papageinase trug oberhalb eines Schnurrbartes, der so dicht und steif war, daß man glauben konnte, der Mann habe sich einen Roßschweif über den Lippen aufgeklebt.

Ein ungeheurer Diamant funkelte auf seiner Kravatte; sechs kleinere Diamanten dienten ihm als Westenknöpfe, und seine schwarzen und haarigen Finger waren überladen mit Juwelen in allen Farben.

Zugleich mußte man aber auch die entflammten Blicke dieser Damen sehen!

Dieser schreckliche Affe konnte ihrer innigen Umarmungen sich kaum erwehren.

Yvonne Pen-Hoët und Fräulein Fraise trieben die Courage so weit, daß jede ihm einen Kuß auf die Augenlider drückte, welche von Asiens Roth verbrämt waren.

Marianne de Fer setzte sich an's Piano und spielte Artidi's Walzer „Il Baccio."

— Madame, es ist servirt, rief der Bediente.

— Nun ist's entschieden, sagte Marianne, sich an Herrn de Maucourt wendend, daß Navarran nicht vor Abend kommen dürfte.

— Er empfahl mir, ihn nicht eigens für das Diner zu erwarten, erwiderte der frühere Schiffslieutenant.

— Zu Tische! schrie Fräulein Fraise.

— Zu Tische!

Marianne ging zur Rechten von Deslions, und ihn am Arm nehmend, sagte sie mit etwas muthwilliger Miene:

— Sie werden mit uns speisen!

Jean stammelte einige unverständliche Worte.

— Nur keine Umstände! meinte der Baron. Wir haben ein Couvert zu viel, und nachdem Sie heute schon Ihre Spazierfahrt im Gehölz von Boulogne gemacht, sind Sie würdig, an Mariannen's Tisch zu speisen.

Man ging nach dem Speisesaal.

Jean drückte gewaltsam an seine Tasche.

Er ward zwischen Marianne und der Venucci placirt, die eine blond, die andere brünett.

Jean hatte Hunger, er aß reichlich.

Er verstand nicht sogleich, weßhalb man vor jeden Gast fünf Gläser gestellt hatte; die Verschiedenheit der Weine, die man servirte, erklärte für ihn keineswegs dies Problem; denn er fand, daß die Weine ebenso gut gewesen wären, hätte man sie alle aus einem Glase getrunken.

Die Bedienten ließen ihn keineswegs müßig sein; kaum hatte er aus Höflichkeit ein Glas geleert, so war es auch rasch wieder gefüllt.

Jean konnte nicht umhin, zu bemerken, daß die Venucci eine sehr schöne Person war und daß Marianne Ursache habe, weit ausgeschnittene Kleider zu tragen.

Nach dem Diner ging man in's Rauchzimmer, wo der Kaffee und die Liqueure servirt standen.

Der Baron offerirte Jean eine schwarze, viereckige Cigarre, wie selber noch nie eine geraucht hatte; die Asche war weiß und der Geruch köstlich.

— Wenn wir nun eine Partie machten? frug Riazis-Bey.

— Ich wollt' es Ihnen eben proponiren, antwortete der Baron rasch.

Und während die Bedienten den Spieltisch herrichteten, bemerkte der Baron:

— Wissen Sie, was dem kleinen Vatinel begegnet ist?

— Nein.

— Was denn?

— Sie wissen, daß es mit seinen Goldstücken zu Ende war.

— Rasirt gleich einem Brückenkopf, sagte Marianne.

— Nun wohl! Einer seiner Freunde hatte ihn gebeten, seinem Notar 200,000 Franken zu überbringen.

— Welche Unvorsichtigkeit! meinte die Venucci.

— Anstatt das Geld sofort hinzutragen, sagte sich der kleine Vatinel, daß er, der doch jedenfalls verloren sei, sich geradezu für dumm halten müßte, wenn er nicht einen letzten verzweifelten Versuch zu seiner Rettung machte. — Er fuhr nach Deutschland mit seinen 200,000 Franken. . . . Sie wissen, daß dort das Spiel in Permanenz ist. . . . In Homburg verlor er 150,000 Franken.

— O! rief Yvonne, man verliert stets in Homburg.

— Aber zu Ems, fuhr der Baron fort, wendete sich das Glück. Macht das die Schönheit der Landschaft, die den Spielern günstig ist? Sind es die Quellen, welche auf die Karten wirken? Was es auch sei, genug, Vatinel sprengte mehrmals die Bank und kam nach Paris zurück mit 700,000 Franken. Er übergab die ihm anvertraut gewesene Summe dem Notar und er nahm wieder das Leben des Luxus und der Freuden auf.

— Und wenn er verloren hätte? frug Jean.

— Oh, seht doch welche Ideen! erwiderte der Baron. Es wäre noch nie eine Schlacht geliefert worden, wenn jeder General aus Furcht, zu verlieren, sich zurückgezogen hätte.

Riazis-Bey hatte die Karten gemischt.

Marianne frug den Waldhüter, ob er schon gespielt habe.

— Als ich zu Schiffe war, antwortete Jean, machten wir oft eine Partie Piquet.

— Spielten Sie denn nie „Landsknecht“?

— Niemals.

— Oh, Sie sollen es lernen.

Und wie man die Hand umdreht, hatte sie ihm das Spiel beigebracht.

Jean griff immer öfter an die Ledertasche, die er am Gürtel trug.

— Dieser Tag wäre für Sie unvollkommen, rief der Baron Jean zu, schlössen Sie ihn nicht durch ein „Landsknecht“. . . . Ich bin sicher, daß Sie gewinnen.

— Ich habe kein Geld, antwortete der Waldhüter.

— Wie viel tragen Sie bei sich?

— 9 Franken 25 Cents . . . . jedoch ich bedarf 3 Franken, die Eisenbahn zu zahlen.

— Nun wohl, ich halte auch Ihre 5 Franken.

Der Baron hob einige Karten ab.

— Sie haben gewonnen. . . . Zehn Franken! das macht zwanzig . . . . Drauf los, drauf los; Sie haben eine prächtige Hand.

Jean verdoppelte dreizehnmal.

Das ergab einen Gewinn von 20,480 Franken.

— Ich halte Bank, sagte Riazis-Bey.

Und er zog 50,000 Franken in Bankbilleten aus der Tasche.

Jean verlor sofort Alles, was er seitdem gewonnen hatte.

— Vorwärts! sagte er, der Herr Graf kommt nimmermehr. Ich muß mich in Acht nehmen, die Eisenbahn nicht zu versäumen.

— Noch eine Partie! rief der Baron.

— Ich hab' ja kein Geld mehr, erwiderte der Waldhüter, Sie gewannen mir meine 5 Franken ab.

— Richtig, aber das? frug der Baron, einen leichten Schlag nach der Ledertasche führend.

— O, das gehört nicht mir, antwortete Jean.

— Aber das, was Sie gewinnen können, gehört Ihnen.

— Nichts mehr davon, mein Herr.

— Das ist zu stark, rief Marianne, Sie sind ja ein Narr von Biedermann!

— Ach so? sagte Jean, indem er mit drohender Miene seine Umgebung betrachtete, ist es an dem, daß Sie glauben, ich hätte sofort Ihre 20,000 Franken mitgenommen, ich, der ich Ihnen nichts als 5 Franken zu geben hatte?

— Und was hätten Sie damit gemacht? unterbrach ihn der Baron.

— Ich? frug Jean, sich erhebend, ich hätte sie unter diese Damen hier vertheilt.

— Bravo! rief Marianne, in Lachen ausbrechend.

— Und das ist noch nicht Alles, sagte Jean, ich habe bei Ihnen dinirt, ich werde Ihnen ein Reh schicken.

Und er entfernte sich ruhig, stets die Hand auf der Ledertasche.

Sobald er sich entfernt hatte, verlangte Marianne von Herrn de Maucourt:

— Den Brief des Navarran!

— Da ist er, sagte der Baron.

Der Brief enthielt nichts, als die Worte:

„Ich gebe Ihnen die 500,000 Franken, wenn es Ihnen gelingt, sie ihm abzunehmen — ohne sie zu stehlen.

— Wohlan, wir sind abgethan, sagte Marianne.

Jean beeilte sich, den Bahnhof auf dem Montparnasse zu erreichen.

Diejenigen, welche ihn seine Schritte so sehr beeilen sahen, um den Train nicht zu versäumen, konnten durchaus nicht ahnen, daß dieser junge Mann, der zu Fuße ging, eine halbe Million bei sich trug und vor wenigen Minuten mehr denn 20,000 Franken im „Landsknecht“ gewonnen hatte.

In Houdan bestieg Jean wieder sein Wägelchen und kam zurück an sein Häuschen.

Er sperrte sorgfältig die Tasche, zwischen einige Tücher gelegt, in den Schrank der Mutter Deslions und zog den Schlüssel ab.

Am nächsten Sonnabend begab er sich auf den Mesnil und sprach zu Herrn von Navarran:

— Mein Herr Graf, ich komme, Ihnen das zu überbringen, was man mir für Sie übergab.

— Ganz gut, mein Junge.

— Man zwang mich, in einem Hause zu speisen, wo man Sie erwartete. . . .

— Ah, ich entsinne mich . . . . ich hatte nicht nöthig, dahin zu gehen, um Dich zu treffen. . . .

Jean grüßte, und als er im Abgange war, frug der Graf:

— Ich habe Dir vielleicht zu viel des Uebeln gethan, als ich Dich mit so ansehnlichem Depot belastete?

— Nein, mein Herr Graf.

— Bangtest Du nicht, diese Summe zu verlieren?

— Nicht einen Augenblick.

Der Graf schaute dem abgehenden Jean nach, der sich nach dem Walde zu verlor, gefolgt, wie stets, von seinem großen Wind=

spiel, — da Ginevra, die sich für den Moment an der Spitze einer kleinen Familie befand, die Wohnung nicht hatte verlassen können.

— Meiner Treu! sagte der Graf, ich habe genug der Leute zu meinem Befehl. . . . Ich habe Banquiers, Aerzte, Advokaten, Leute vom Messer, zu Allem bereit. . . . Es mangelte mir bis jetzt blos ein ehrlicher Mensch.

Herr von Navarran machte sich's in seinem Bureau bequem und schrieb:

„Herrn Surypère, Kaufmann.
21 bis, Mondstraße,
Paris.

„Machen Sie sich für die Nachtronde bereit.
„Die Dinge gehen nicht recht.
„Es besteht an irgend einem Theile Verrath.
„Die Papiere, welche ich aus Smyrna erwartete, trafen nicht ein.
„Wie konnte die „Junge Karolina“ Schiffbruch leiden?
„Alle Erkundigungen eingezogen, daß es am 17. April im Osttheile des mittelländischen Meeres keinen Windstoß gab.
„Ein einziger Mensch überlebte jene Strandung, Aly, die verfluchte Seele des Muselmanns“.

Hierauf folgten zwei Zeilen in unbekannten Buchstaben, untermischt mit Zahlen.

VIII.

Die Erdhaufen von Chaumont.

Herr von Navarran stieg zu Pferd, um den Brief eigenhändig in den Kasten zu werfen, der am Postwagen des Trains von Chartres befestigt ist.

Andern Tags begab er sich nach Paris und ließ sich durch einen Wagen vom Platze nach jenem Hause führen, welches er in der Straße de la Tour-d'Auvergne besaß.

Das war ein höchst gewöhnliches Haus, bestehend aus dem Unterstocke und einer ersten Etage. Es hatte unten drei Räume und oben vier; alle waren höchst einfach möblirt.

Der Graf hatte dies Haus sammt der Möbel für die Summe von 95,000 Franken gekauft.

Es ist in Paris etwas Seltenes und dies scheint eben den Erwerber für den Ankauf bestimmt zu haben, daß nämlich in diesem Hause von Seiten des Architekten der Concierge nicht vorgesehen war. Es hatte keine Loge und folglich keinen Portier.

Man wird vielleicht sagen, daß den Besitzer eines Hauses nichts zwingen kann, einen Portier zu halten, wenn er vorzieht, ohne solchen zu existiren.

Das ist ein Irrthum.

Der entlassene Concierge ist natürlich nicht zufrieden; ein unzufriedener Concierge trägt aber seine Klagen in der Nachbarschaft herum, und man sagt sich:

— Es scheint, daß sich dort Sachen zutragen, wofür man keine Zeugen haben will.

Die Nachbarn, deren Neugierde gekitzelt ist, beobachten und beaufsichtigen.

Man will wissen, wer kommt und geht.

Man erlauert den Briefträger und sucht zu entdecken, ob der kühne Neurer, der sich ohne Portier behelfen will, viele Briefe empfängt, ob diese Briefe von Paris oder aus der Provinz kommen. . . .

Jede Straße in Paris ist ein kleines Dorf für sich, mit einem eigenen Klatsch, seinen eigenen Eifersüchteleien und seinem eigenen Familiengroll.

Die Pariser hatten von jeher die Gewohnheit, sich über die Provinzler zu moquiren. Diese könnten, wenn sie wollten, wahrhaft furchtbare Vergeltung nehmen.

Kurz, wenn der Herr Graf von Navarran in sein Haus eintreten wollte, so bestieg er zwei niedere Stufen, zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete seine Thüre, — und nachdem er diese hinter sich zugeschlossen hatte, da hätte man es schon sehr fein anstellen müssen, um zu wissen, was er dachte.

An jenem Tage betrat Herr von Navarran gegen drei Uhr sein Haus.

Er war allein — und während seiner Abwesenheit war sein Haus unbewohnt.

Immerhin, der Mann, der gegen 10 Uhr jenes Haus wieder verließ, glich in nichts dem Herrn von Navarran, als höchstens in der Figur.

Es scheint wohl, der Graf hatte ein Interesse, nicht erkennbar zu sein.

Die Farbe seiner Haare, die Form seines Bartes, die Nuance seines Teints, Alles war verändert.

An der Ecke der Straße bestieg Herr von Navarran eine Winkelkarosse ohne Nummer, deren Firniß seit acht Tagen nicht mehr gewaschen war.

Somit konnte dieser Wagen nicht mehr Aufmerksamkeit erregen, als der gewöhnlichste Miethwagen.

Zur Seite des Kutschers hatte Herr Surypère Platz genommen.

Er stieg ab, sobald er den Grafen erblickte, und öffnete die Kutschenthüre.

— Nach den Erdhaufen von Chaumont! befahl der Graf.

Surypère bestieg wieder den Kutschbock.

Der Wagen fuhr durch die Straße Rochechouart bis nach den äußeren Boulevards, durchschnitt die Boulevards de la Chapelle und de la Villette, und hielt in der Rue Fessard an.

Eine Wagenthüre stand offen; der Wagen fuhr in den Hof und das Thor schloß sich hinter ihm.

— Seid um 2 Uhr bereit, sagte der Graf zum Kutscher.

Der Graf stieg aus, begleitet von Surypère, und beide begaben sich zum „Großen Sieger“ in der Rue de la Villette, wo man ihnen Bier servirte.

Der Graf zog einige Cigarren aus der Tasche und legte sie auf den Tisch, nachdem er jene angezündet, die er sich als Liebhaber ausgesucht hatte.

— Was weißt Du? frug er Surypère.

— Der „Muselmann“ konspirirt, erwiderte dieser. Er versucht es, Sie zu verfolgen, aber vergebens. Jeden Augenblick verliert er die Spur. . . .

Aly verbrachte 8 Tage in Houdan. . . .

— Und was sah er?

— Nichts. Auch ist der „Muselmann“ überzeugt, daß Sie, gleich ihm, einer der Verbündeten sind. Die Leiter des Bundes sucht er anderswo.

— Ich muß mich dieses Menschen in kürzester Frist entledigen. Warst Du zu Saint-Cloud?

— Ich komme eben daher.

— Ist der „Haifisch“ in gutem Stande?

— Er ist fortwährend auf der Fahrt zwischen Saint-Cloud und Rouen, nach Ihren Befehlen.

— Kann er in See stechen?

— Beim ersten Signal.

— Das ist gut. Ein Heizer soll den andern ablösen, und man sei bereit, abzugehen zu jeder Stunde des Tages und der Nacht.

— Sind die Papiere in Ordnung?

— Der „Haifisch ist für alle Welt eine Vergnügungsyacht des Sir Richard Hastings. . . . Man kennt sie auf der Seine, sie kann gehen und kommen, ohne den geringsten Verdacht zu erregen.

. . . . Um halb zwölf Uhr schließt der Wirth zum „Großen Sieger“ sein Etablissement.

Herr von Navarran und Suryyère nehmen den Weg nach den Erdhaufen von Chaumont.

Zwischen der Petite-Villette und Belleville erhebt sich ein weites Terrain, durchwühlt von dürren Hügeln.

An manchen Stellen laufen diese Sandhügel ganz spitz zu, so daß sie dem Auge als schmutzig-graue Felsen erscheinen.

Man sollte meinen, diese Sandhügel seien das Werk von Maulwürfen. Die Erde ist noch ganz frisch.

Hieher wurde viele Jahre lang der Unrath von ganz Paris geschüttet, wie dies jetzt zu Bondy der Fall ist.

Unter den Füßen des Wanderers ziehen sich endlose unterirdische Gänge nach allen Richtungen hin. Der Boden ist bis zur Tiefe von 180 Metres durchwühlt.

In diese unterirdischen Löcher steigt man durch die immer offenen Schachte, die hier einst in Betrieb gestanden.

Die Gypsgruben rauchen noch.

Die Hügel von Chaumont hatten seit Jahrhunderten Gyps geliefert, sowie Mergel und alaunhaltigen Thon.

Wenn man einen dieser Hügel besteigt, gewinnt man den Blick bis Romainville, die Prés=Saint=Gervais, bis Pantin, Gonesse, über die „Weite der Tugenden" zwischen Groß= und Klein=Villette, und links den Hügel, auf dem sich ehemals das Hochgericht von Montfaucon erhob.

Die Polizei verbringt häufig Arretirungen unter den Erdhügeln von Chaumont.

In regnerischen oder Frostnächten flüchten sich hieher die Vagabunden oder die entkommenen Sträflinge, um ein Asyl in den Gypsgruben zu finden, und mehr als einen jener Unglücklichen traf man dann erstickt durch die tödtlichen Ausdünstungen der schlecht abgekühlten Oefen.

Auf der Höhe von Villette, auf unbestimmtem Terrain findet sich der Eingang in eine der vorzüglichsten der Gruben.

Er sah aus wie der Eingang zu einer Cisterne auf einem Hügel, die durch eine Art von Göpelhaus bedeckt ist. An einem Taue hängt ein starker Kübel. Dieses Tau ist die Treppe, um sich in die Tiefe hinabzulassen, sowie aus ihr empor zu steigen.

Da unten leben Hunderte von Individuen, Männer, Frauen, Kinder. . . .

Es finden sich Kinder von fünf bis sechs Jahren, welche noch nie in die Oberluft kamen und welche noch nie das Tageslicht sahen.

Allerdings hat die Steinhaue schon einige Partien dieser „verfluchten" Region geöffnet und gesünder gemacht, und noch einige Tage, und Wasser sowie Blumen werden den finstern Anblick verwandelt haben.

Wo immer auch das Verbrechen und das Fieber herrschen, die Munizipalität von Paris bringt dahin Arbeit und Gesundheit.

Der Dieb und der Mörder bedürfen der Gäßchen und der Sackgassen, des kothigen Pflasters, des unregelmäßigen Trottoirs, des Bachs mit brüchigen Ufern, der dunkeln und ungesunden Senkgruben.

Die Straßen erweitern, Bäume pflanzen, die Krankheiten verjagen, das sind die besten Mittel, die untern Klassen zu moralisiren.

Die Kinder des Elends brauchen ihre ehrlichen Lumpen nicht zu verstecken.

Sie werden mit Sand bestreute Alleen finden, um zu spielen gleich den Glücklichen im Garten der Tuilerien, sie werden Blumen haben wie die viel Reicheren. Statt in feuchten Löchern zu kauern, können sie in freier Luft umherlaufen und sich an der Sonne erwärmen, die für Jedermann ist. . . .

Als das Wirthshaus zum „Großen Sieger" verlassen ward, begaben sich Herr von Navarran und Surypère nach der größten jener Gypsgruben. . . .

Beide stiegen den Hügel hinan.

Surypère erfaßte das Seil, welches in den Schacht niederhing, und glitt daran zur Tiefe hinab. Der Graf folgte ihm.

Die Einfahrt dauerte nahe an 5 Minuten.

Sobald seine Füße den Boden erreichten, zündete sich Surypère eine Laterne an.

An der Stelle, wo die Ankömmlinge standen, liefen mehrere Stollen zusammen.

Aus jedem Stollen ertönte ein Pfiff, welchem das Geräusch von Tritten und verwirrten Durcheinanderlaufens folgte.

— Sie glauben, es sei das „Fuchsrothe", sagte Surypère.

Und nachdem er ein Pfeifchen aus der Tasche gezogen, pfiff er auf ganz eigenthümliche Weise: Drei gellende Stöße zuerst, dann folgte eine Art Triller.

Die Schritte stellten sich sofort ein.

— Wer da? rief eine Stimme.

— Prodikus! erwiderte Surypère.

Sofort erhellte sich das Gewölbe von allen Seiten, und aus jeder Gallerie kam ein Mann herbei, der eine Harzfackel trug.

Neben Surypère sahen sie einen Mann, dessen Gesicht eine schwarze Maske bedeckte. Dieser Mann war der Graf von Navarran.

Er schob seinen linken Aermel hinauf.

Auf dem Vorderarme befand sich ein Zeichen . . . . und darunter las man in gleicher Tättowirung die Devise:

„Gleichheit vor dem Tode!“

Unter dieser Devise aber stand ein Name: Prodikus IX.

IX.

Ein Dorf, hundert Fuß unter der Erde.

Die Männer alle neigten sich voll Ehrfurcht, gemischt mit Angst.

— In's Dorf! sagte Prodikus.

Zwei Männer gingen voraus, und die ganze Bande sammelte sich in einem der Stollen.

Der Durchgang war hier oft sehr enge, an andern Stellen wieder weit. Breite Pfeiler waren behutsam von den Mineurs

angebracht worden, um einen Einsturz der oberen Erdschichten zu verhindern; andere Stollen mündeten in den Hauptstollen, gleich den Straßen der Oberwelt sich nach allen Richtungen hin kreuzend.

Die Truppe machte mehrere Wendungen und hielt plötzlich an einer Stelle, wo die Wölbung bis an den Boden reichte.

Die Genossen begannen nun aufzuräumen, indem sie die Steine und die weißliche Erde zur Seite warfen.

Während sie in voller Arbeit begriffen waren, vernahm man von oben her das Gebell eines Hundes.

Wohin auch der Mensch geräth, überall folgt ihm der Hund nach.

Es gab hier Hunde, die unter'm Bann standen und, gleich ihren Herren, das Auge der Polizei flohen.

Eine letzte Erdschicht fiel; eine Thür öffnete sich; hinter ihr lag — das Dorf.

Ein sonderbares Dorf war's, jenes Dorf.

Auf einem ziemlich weiten Raume, in den die äußere Luft durch einige Risse eindrang, war der Boden in zahlreiche Antheile getheilt.

Jeder hatte sein Bett und seinen Garten.

Das Bett bestand aus einem Brett und einem Haufen von, wer weiß wo, gestohlener Schafwolle.

Der Garten war angebaut.

Es gab da Champignonsbeete, Radieschen, kleine Felder mit wildem Wegwart und anderen Kellerpflanzen.

Ein Sybanit hatte einen Versuch mit der Anlage eines Trüffelbeetes gemacht. Leider war er mißlungen.

Jedermann ging, so oft die Reihe an ihn kam, aus, um sich mit Brod und Fleisch zu versorgen, je nachdem er's finden oder stehlen konnte.

Wer dieses Treibens müde ward, brauchte nur nach Villette hinauf zu gehen. Man zögerte nicht, ihn zu fassen und nach Toulon zu befördern, um ihn nach Cayenne einschiffen zu lassen.

Wie Robinson auf seiner Insel, so befleißigten sich diese Schiffbrüchigen der Redlichkeit, industriell in der Tiefe ihres weiten Grabes zu werden; sie gründeten das Dorf.

Einer von ihnen, der ein Kalb gestohlen hatte, machte den Versuch, es zu akklimatisiren; doch zu Ende des fünfzehnten Tages verendete das Kalb.

Einzig die Kaninchen dauerten mehrere Monate aus. Demzufolge gab es denn auch einen eigenen Kaninchengarten seitwärts des Dorfes.

Graf Navarran zog aus seiner Tasche ein Heft Papiere und fragte:

— Wer eignet sich hier zum Glaser?

Ein Mann trat vor.

— Ich war ehemals Glaser, sagte er demüthig.

— Seit welcher Zeit bist Du hier?

— Seit zwei Jahren, Meister.

— Hier sind Papiere, Du wirst Dich fortan Pierre Labruni nennen. Man wird Dir morgen die nöthigen Werkzeuge sammt den Fenstertafeln geben, die in einem Hause der Straße Fessard einzusetzen sind.

Der Mann nahm die Papiere mit fieberhafter Freude.

— Ist ein Fleischer da? frug der Graf weiter?

Ein zweiter Gefährte trat vor und erhielt, wie der frühere, einen falschen Taufschein und einen falschen Paß.

Herr von Navarran gab so sieben bis acht dieser Elenden die Freiheit und eine Profession.

Surypère nahm schriftlich ihre wahren Namen auf.

Bei ihrem Widereintritt in's Leben und in's Licht blieben doch alle beide unter der Herrschaft des Meisters.

Eine arme Frau, mager und bleich, auf dem Arm ein Kind tragend, das elend, blaß und zitternd von Fieber war, trat nun auf Herrn v. Navarran zu.

— Haben Sie Mitleid mit uns, sagte sie; mein Kind stirbt. Es sind nun fünf Jahre, seit wir uns hier befinden. . . .

— Wo ist Dein Mann?

— Er liegt hier schlafend; seit zwei Tágen hat ihn das Delirium überfallen.

— Was that er denn?

— Er war Heizer auf einem Dampfschiffe.

— Wie lautet sein Urtheil?

— Auf zehn Jahre — für einen Messerstich, ausgetheilt bei einer Rauferei unter Matrosen.

Der Graf wandte sich an die Bande.

— Ihr bringt diesen Menschen hier hinauf, sagte er. Die Polizei wird sich seiner bemächtigen und ihn in's Hospital schaffen. Meine Sache ist es dann, ihn zu reklamiren. Ich bedarf eines Heizers.

— Und ich, Meister? flehte die Frau.

— Du kannst bei hellem Tag hinaufgehen sammt Deinem Kinde. Du erhältst Kleider im Hause der Straße Fessard; man wird Dir Wohnung und Nahrung liefern, bis Dein Mann wieder auf den Füßen steht.

Das Weib bedeckte das unglückliche Geschöpfchen mit Küssen, drückte es an den Busen und ging zu ihrem Manne.

— Du hörst gar nicht — sagte sie — morgen sollen wir das Tageslicht sehen!

Der Mann entstieß einen tiefen Seufzer, und auf dem

halbverfaulten Stroh sich umdrehend, hatte er keine Kraft zu antworten.

— Morgen, Morgen! wiederholte das Weib mit Extase.

Der Graf und Surypère traten nun den Rückweg nach dem Orte an, woher sie gekommen.

Die Thore des Dorfes schlossen sich hinter ihnen. Die Genossen schaufelten wieder Erde und Steine vor.

Wenige Minuten später rollte der Wagen aus dem Hofe heraus, in welchen er eingestellt war.

Der Graf nahm seinen Platz im Innern, während Surypère den Kutschbock bestieg.

Weder der eine noch der andere von ihnen bemerkte einen Mann, der sich in eine Ecke der Straße gedrückt hatte, und der, sich rückwärts aufschwingend, mit dem Wagen dahinfuhr in der Richtung der Rue Saint-Louis.

X.

Blanche de Charmeney.

Während diese befremdenden Ereignisse sich zwischen den Coulissen von Paris abspielten, bereitete sich ein Drama in jenem Häuschen am Hügel von Lafontaine vor.

Die alte Madeleine sah, wie Jean sich von Tag zu Tag mehr verdüsterte.

Zerstreut, grübelnd, beantwortete er kaum die Fragen, die man an ihn richtete.

Louise ihrerseits war blaß, melancholisch geworden. Ihre so frischen Wangen wurden welk, aus ihren großen schwarzen Augen leuchtete ein Strahl des Fiebers.

Es schien, als habe ein unbekanntes Leiden sie ergriffen und den Frieden ihrer Seele gestört.

Arme Louise! Ein unerwarteter Eklat, ein Akt der Verzweiflung dürfte wohl bald ihr Geheimniß enthüllen.

Was Jean Deslions betrifft, so hätte es wohl genügt, ihm auf seinen Promenaden durch den Wald zu folgen, um jene Leidenschaft kennen zu lernen, in die er rettungslos gestürzt war.

Jean der Waldhüter, Jean der Bauer, liebte mit all der Kraft seiner jungen und gewaltsamen Natur ein schönes und adeliges Mädchen, Fräulein von Charmeney.

Der Marquis von Charmeney bewohnte zwischen Nantes und Houdan eine der bedeutendsten Besitzungen des Landes.

Der Marquis von Charmeney war ein dicker Mann, mit stark geröthetem Antlitze, der Sekt trank und ganz erfüllt war von seinem Adel. Da er nichts außer seinem Hundestall kannte, so bediente er sich bei seiner seltenen Korrespondenz einer Orthographie, die selbst einen Richelieu außer Fassung gebracht hätte, — jenen Akademiker, der an das gelehrte Institut als „Hakademie" zu schreiben pflegte.

Der Adel stand dem Marquis an, wie Flügel einer Bulldogge.

Die Marquise von Charmeney, aus Familiengründen verheirathet mit diesem betitelten Flegel, konnte sich nicht in einem Leben zurecht finden, das man ihr aufgedrungen. Die arme Frau, deren Gefühle man mit Füßen trat, starb mit fünfundzwanzig Jahren, versunken in Ekel vor dieser Einsamkeit zu Zweien.

Sie starb, ihr Kind beweinend, das sie eben kaum geboren.

Auf diese Weise wurde Blanche von Charmeney 17 Jahre alt, ohne mehr gesehen zu haben als die Grenzpfähle der Nachbarschaft.

Als sie sieben Jahre alt war, hatte sie ihr Vater in's Kloster des Oiseaux gegeben, und seit wenigen Monaten, nachdem ihre Erziehung für beendet galt, war sie zurück auf's väterliche Gut gekommen.

Es war ein hübsches Mädchen, schlank und graziös.

Ihre blonden Haare, welche die Bürste nicht bezähmen konnte, flossen ihr in die Stirne, und gewaltsam zurückgekämmt, zeigte sich in all seiner Reinheit das Profil als das einer Charmeney aus alter Zeit französischer Geschichte.

Aehnlich repräsentirte uns einstens Versailles die Herzogin d'Etanges oder die Châteauroux.

Gepeinigt von einem unbändigen Hochmuthe, hatte Blanche keine Freundin.

Wie Jean durchzog sie die Wälder, allein, stolz, träumerisch.

XI.

Liebesgeschichten.

Jeglichen Morgen, um sieben Uhr, ritt Frl. Blanche zu Pferde aus.

Sie verschwand in den Wäldern gleich den Prinzessinnen in den Feenmärchen.

Jean hatte sie einmal gesehen. . . . Blanche setzte ihr Pferd in Galopp; ihre Haare flatterten im Winde unter dem grauen Filze, der ihr leicht saß und den eine schottische Fasanenfeder schmückte.

Und Jean blieb geblendet stehen.

So oft die Nacht eintrat, welche Schlaf auf seine Augenlider brachte, erschien ihm das Amazonenkostüm von blauem Sammt und die bezaubernde Figur des Frl. von Charmeney.

Jean spähte nach dem Vorbeikommen der unerschrockenen Reiterin, er nahm den Hut ab und sah ihr nach, so weit sein Blick reichte.

Eines Tages hielt Blanche an, um ihn nach dem Weg zu fragen.

Jean, aufgeregt und bebend, erklärte ihr, welchen Weg sie zu machen habe.

Sein Blut war ihm in's Herz gestiegen, seine Schläfe pochten, er hörte nicht mehr.

— Dorthin, nicht wahr? frug Blanche, den Arm erhebend.

Und bei dieser Bewegung entfiel ihr die Reitgerte und kollerte auf dem Boden dahin.

Jean ergriff die Reitgerte und ging auf Frl. von Charmeney zu, ihr selbe zu überreichen.

Diese hatte einen Handschuh ausgezogen und sie streckte die Hand aus, um die Gerte zu erlangen; eine Hand, klein und weiß und mit rosigen Nägeln.

Jean verschlang die Hand mit seinen Blicken; er verlor den Verstand. . . . Diese Hand in einem Anfall von Tollheit ergreifend, drückte er brünstig seine Lippen darauf.

Er gewann nicht mehr die Zeit, sich zurückzuziehen. Ein Blitz entschoß den Augen des Fräulein v. Charmeney. Im Aufruhr innerer Beschämung richtete sie sich im Sattel auf und hieb

mit einer Kraft, die man ihr nicht zugetraut hätte, mit der Reitpeitsche dem Verwegenen Eins über's Gesicht, worauf sie im Galopp nach dem Walde zu verschwand.

Jean stieß einen Schrei aus; es war ein Schrei der Wuth und der Scham.

Bald sah er Blanche nur noch als einen Punkt am fernen Horizont.

Der Waldhüter warf sich am Fuße eines Baumes nieder und brach in einen Strom von Thränen aus.

Sein großer Windhund Guido leckte ihm die Hände und heulte theilnahmsvoll; doch Jean hatte keinerlei Liebkosung für diesen treuen Freund.

So also hatte die stolze Dame seine heiße Neigung aufgenommen; diese Liebe, so aufrichtig gemeint, die sein ganzes Leben erfüllte.

Jean dachte lange nach.

Er maß die Kluft, die ihn von Derjenigen trennte, welche er so sehr liebte, und sich rasch erhebend, ballte er die Faust nach jener Himmelsrichtung zu, wohin Blanche verschwunden war, und das Auge entflammt, die Schläfe angeschwollen von Zorn, sagte er nichts als die Worte:

— Du wirst mein!

Jean kehrte langsam nach der Seite zurück, wo die Hütte stand.

Zweimal neigte er sich hinab nach dem Bächlein, um sich das Gesicht zu erfrischen, worauf die Reitgerte eine bläuliche Linie zurückgelassen hatte.

Zugleich löschte er den Durst, der ihn quälte.

— Ich war toll, dachte er; doch das junge Mädchen war unbarmherzig. Ich bin in ihren Augen nichts als ein armer Bauer, aber weiß sie, welche Seele in mir sprudelt?

Er hielt eine Weile an und fuhr dann fort:

— Was hätte sie übrigens thun sollen? Sich über mich lustig machen — und lachen? In der That, ich leide schrecklich; doch wenn sie gelacht hätte . . . Oh! Wenn sie gelacht hätte, ich würde sie getödtet haben!

Das rothe Dach des Häuschens stieg dort, wo sich der Weg wendete, empor.

Louise breitete so eben die frisch gewaschene Wäsche auf dem Rasen aus.

Die Blüthen der Sonnenblume erheiterten den Eingang in's Gärtlein; im offenen Fenster des Erdgeschosses sah Jean seine Mutter, die alte Madeleine, die sich eben mit Zubereitung des Mahles beschäftigte.

Ginevra entsprang ihrer Hütte und ihrer kleinen Familie, um ihrem Herrn entgegenzulaufen, während Guido, sich in Opposition setzend, nach der Küche stürzte, um sich zu versichern, daß Alles nach Wunsch gehe.

— Mutter, das ist Jean! rief Louise.

Jean küßte seine Schwester, nnd stieg die beiden Stufen empor, über die man in's Häuschen gelangte.

— Ei, was hast Du im Gesicht? frug Madeleine.

— Das ist nichts, Mutter, erwiderte Jean. Es war ein Baumast, den ich nicht bemerkte, und der mich streifte.

Jean stellte seine Büchse in eine Ecke und warf seine Waidtasche auf einen Stuhl.

— Man muß das mit Wasser und Salz waschen, fuhr Madeleine fort, indem sie eine Tasse am Brunnen füllte.

— Du bist zu lebhaft, sagte Louise, welche jetzt eintrat.

Sie nahm ein Handtuch, und es in das Salzwasser tauchend, befeuchtete sie selbst die Wange des Bruders.

Der Striemen zog sich von der Stirne bis an's Ohr.

— Ich denke, sagte Jean, das ist's nicht, was mir Schmerzen macht.

In diesem Augenblicke ging Sauviat vorüber, der Pächter des Marquis von Charmeney.

— Guten Tag, Mutter Deslions! schrie er, vor dem Häuschen anhaltend.

— Guten Tag, Vater Sauviat; wollen Sie ein Glas Weißen?

— Hm, das ist nicht zurückzuweisen, sagte Sauviat.

Er überschritt die Schwelle und ließ sich auf einen Stuhl nieder wie ein ermüdeter Mann, hinzufügend:

— Guten Morgen, Ihr jungen Leute! Ein schöner Bursche und ein hübsches Mädchen, die Ihr da habt, Madeleine!

— Ich beklage mich nicht, Herr Sauviat.

Louise rückte die Gläser zurecht, die auf dem Tische standen, und Jean füllte sie bis zum Rande mit einem geringen Landwein, klar und in tausend Perlen moussirend.

— Das moussirt ja wie Champagner, sagte Sauviat. Auf Eure Gesundheit!

Und er leerte das Glas auf Einen Zug.

— Gibt es Neues hier zu Lande? frug Madeleine.

— Neues? Nun, wir werden bald was hören, sagte Sauviat, mit der Zunge schnalzend.

— Und was denn?

— Es wird eine Hochzeit geben.

— Was nicht gar? Mit Eurem Fräulein vielleicht?

— Das könnte wohl sein.

Jean erfaßte den Tisch und drückte mit Wuth das Brett, um Herr der nervösen Aufregung zu werden, die diese Neuigkeit in ihm hervorbrachte.

Der Vater Sauviat setzte die Rede fort, nachdem er einen Blick der Befriedigung auf seine geblümte Weste geworfen.

— Sie kennen wohl Herrn v. Villepont?

Bei diesem Namen erbleichte Louise. Sie war ihrerseits gezwungen, sich zu setzen, um nicht umzusinken.

Der Pächter füllte sein Glas auf's Neue und sprach weiter:

— Herr von Villepont ist nicht so alten Adels wie der Herr Marquis. Es scheint sogar, als herrsche ein sehr großer Unterschied unter ihnen vor. Doch Herr v. Villepont ist vierfach, ist zehnfach reicher als der Herr Marquis, und in dem Zeitalter, in dem wir jetzt leben, füllt man die Entfernungen sehr leicht mittelst Säcken von Tausenden und Hunderttausenden aus. Herr v. Villepont ist Banquier in der Rue de la Chaussée d'Antin; er verwaltet eine Eisenbahn in Oesterreich und ist Actionär von Dampfschiffen, die nach Amerika fahren. Mit all dem hat er die Selbstliebe, seinen Sohn mit einem Fräulein „vom alten Gestein", wie man zu sagen pflegt, zu vermählen. Raoul ist ein schöner Junge, er hat Pferde, die allen andern vorkommen, hat so viele Reiseröcke, Fracks und Beinkleider, als er nur haben will, er wechselt ja in einem Tage 4 bis 5 Mal. — Am Morgen reitet er mit rothem Halstuch und in einer Sammtweste aus; um Mittag trägt er grauen Jagdrock und blaues Halstuch; um 2 Uhr kommt er in schwarzem Rock und grauer Hose. Abends beim Diner erscheint er in einem Frack, der ganz den Bauch hervortreten läßt, und in einem gestickten Hemde, das steif ist wie Blech.

Er raucht Cigarren so schwarz wie Tinte, da es Neger sind, die sie machen. Diese Cigarren kommen über's Meer her; man verkauft sie in den Fabriken des Jamaicarums. Mit dem Preis eines Kistchens könnte man seine Steuern bezahlen.

Und diese Heirath ist bereits entschieden? frug Jean mit den Zähnen knirschend.

— Sie wird sich in einigen Tagen machen, erwiderte Sauviat. Das Fräulein ging nach Paris, um ein Kleid der Unschuld, nebst einer Krone von Orangeblüthen zu bestellen.

Louise war blaß wie eine Leiche.

Sie ging hinaus und verbarg sich hinter einem Gebüsch. Den Kopf in den Händen, begann sie strömend zu weinen.

Als Vater Sauviat Abschied genommen hatte von Madeleine, um seinen Weg fortzusetzen, ging nun seinerseits Jean hinaus.

XII.

Der Mord.

Es war der 21. November 1853, nämlich der Tag nach jener finstern Nacht, in welcher ein Unbekannter in einem Hôtel der Straße St. Louis durch „Monseigneur“ und Aly ermordet worden war.

Der Leser hat nicht vergessen, daß wir ihn gebeten haben, mit uns etwas zurückzugehen, um ihn mit Persönlichkeiten bekannt zu machen, die wir ihm vorzustellen haben.

Jean irrte im Walde umher, sich mit düstern Projecten tragend, als eine ihm sehr bekannte Stimme an sein Ohr tönte.

Diese Stimme war die Louisens.

— Raoul, sagte selbe, was soll aus mir werden? Ohne Zweifel, ich war wahnsinnig, Ihnen zu glauben, ich verstehe das jetzt. Aber ich kenne so gar nichts vom Leben. Nach dem, was man mir jetzt sagt, sind Sie reich und ich bin nicht für Sie geschaffen. Warum schwören Sie mir, außer mir nie eine Andere zu lieben?

Was zwang Sie, mich zu hintergehen?

Gab ich Ihnen nicht Alles, was mein war, und ist es meine Schuld, daß ich arm bin?

Wenn Sie mich verlassen, so stirbt meine Mutter, denn ich muß ihr wohl meinen Fehltritt eingestehen. Jeden Tag rückt der Augenblick näher, wo ich durch das Geständniß meiner Schande jenes Herz brechen muß, das mir so theuer ist. Soll ich mich erkühnen, mich zu ihren Füßen zu werfen, und Vergebung erflehen?

Und mein Bruder, Raoul! mein armer Jean! Wenn Sie wüßten, wie gut und ehrlich er ist!

Wie soll ich seinen Blick ertragen?

Haben Sie Mitleid mit mir, Raoul.

Finden Sie irgend eine Sache, ein Mittel . . . Sehen Sie, heirathen Sie mich, und ich bring' mich darnach sofort um, ich schwöre es Ihnen, um Ihr Leben nicht ferner zu geniren!

Jean hatte sich platt am Boden hingelegt, und konnte dieser Scene beiwohnen, ohne gesehen zu werden.

Er erkannte Herrn v. Villepont, den Sohn des Banquiers. Kalter Schweiß perlte ihm über die Schläfe und Blitze durchflammten sein Herz, die den Augen entschossen.

Raoul stampfte ungeduldig mit dem Fuße den Boden.

— Theures Kind, sagte er, Louise bei der Hand nehmend, Sie können vollkommen glücklich sein, wenn Sie annehmen wollen,

was ich Ihnen offerire. Ich übernehme es, all' Ihren Bedürfnissen nachzukommen; Ihrem Kinde soll nichts mangeln . . .

— Das ist es nicht, was ich von Ihnen begehre, schrie Louise; das ist nicht Das, was Sie mir geschworen! Habe ich Sie gesucht? Sie waren es doch wohl, der mich verfolgte! Bin ich nicht im Besitz Ihrer perfiden Briefe? Sind mir Ihre treulosen Worte nicht mehr in Erinnerung?

— Nun denn, sagte Raoul im Tone eines Menschen, der einer Sache überdrüssig wird, was verlangen Sie von mir?

Louise erwiderte mit Entschlossenheit:

— Einen Namen für mein Kind!

Raoul verzog die Lippen geringschätzend.

— Geben Sie ihm einen Namen, welchen Sie wollen, entgegnete er ironisch. Für meinen Theil gestehe ich Ihnen, daß mir dies sehr gleichgültig ist.

Jean fuhr maschinenmäßig mit der Hand an seinen Stutzen.

Er hatte ihn vor sich stehen, diesen Menschen, der, nachdem er seine Schwester verführt, hinging, Fräulein von Charmeney zu ehelichen.

Die Reitgerte streifte wieder sein Gesicht, und diese Schmach war nicht genug, es sollte noch kommen, daß dieses hochmüthige Mädchen seiner Schwester Louise Jenen entführe, der sie allein und nur dadurch vor Schande bewahren konnte, daß er das Uebel, das er verursachte, wieder gut machte.

Jean legte an, zielte . . .

Blanche sollte ihn nicht heirathen, und Louise, einst von ihrem Kinde befragt, sollte wenigstens die Antwort geben können:

— Dein Vater ist todt und deshalb kann ich ihn Dir nicht zeigen!

Und dieser Verführer, dieser Feigling, dieser Mensch, der

gelogen hatte, um das Glück der Einen, die Ehre der Anderen zu stehlen, . . . er legte an und zielte.

— Adieu, Kleine, sagte Raoul, Du kannst ohne Sorgen für Deine Zukunft sein; Du bist hübsch, Du wirst es leicht haben, Dich zu verheirathen . . .

Raoul löste den Zaum seines Pferdes vom Baume los, an welchen er ihn festgebunden hatte.

In diesem Augenblicke erhob sich Jean.

Er erschien bleich und drohend.

Louise entstieß einen Schreckensschrei und entfloh wie eine Rasende.

— Ah, ah! machte Raoul, die Augenlider emporziehend, nunmehr der Bruder! Es scheint, daß dies Stelldichein eine Falle war.

— Mein Herr, sagte Jean, ohne den Hut abzunehmen, es gab in einem Hüttchen, das umblüht von Blumen und voll von Glück war, ein junges Mädchen, ehrlich und rein. Das war meine Schwester. Sie kamen und mit Ihnen die Schande und die Thränen. Sie sind 25 bis 26 Jahre alt, Sie können noch nicht gänzlich verdorben sein. Wollen Sie das Uebel, das Sie angerichtet, wieder gutmachen?

— Mein Herr, erwiderte Raoul, sagen Sie Ihren Preis!

— Es gibt eine Sache, die keinen Preis hat, fuhr Jean fort, das ist die Ehre!

— He, wer Teufel, höhnte Raoul, wird sich vornehmen, Rechnung über Ihre Ehre zu verlangen!

— Ich! sprach Jean, und das ist genug. Sie scheinen zu glauben, es gäbe zwei Arten von Ehre, eine für die Reichen und eine für die Armen. Nein, mein Herr, unten wie oben gibt es nur Eine Ehre. Sie sehen, ich bin nicht gekommen, Ihnen blos mit dem Munde zu drohen . . .

— Es fehlte wahrlich nichts, als auch das noch! murmelte Raoul.

Noch einmal gelang es Jean Deslions, den Zorn zu bezwingen, der sich seiner bemeisterte.

— Mein Herr, sagte er, meine Mutter ist sechszig Jahre alt, ihre Haare sind weiß, ihr Antlitz, auf welches Gott die Ruhe und Milde gezeichnet, spricht genug für die Reinheit ihres Lebens; mein Herr, diese ehrliche Frau wird aus Gram sterben.

— Aber nein, erwiderte Raoul, man wird ihr die Sache begreiflich machen, die nicht zu ändern ist. Ist es mir denn möglich, Louise nach dem Schlosse zu führen, sagend: hier ist meine Frau? Ich würde verflucht und enterbt von meinem Vater, und wir hätten dann Alles verloren!

— Mein Herr, fuhr Jean fort, Louise wird ebenfalls in Verzweiflung sterben . . . Wenn Sie diese beiden Wesen mit einem Messer anfielen, das Gesetz wüßte Sie zu strafen, und doch wäre solch ein Tod ein süßer, verglichen mit dem, den Sie ihnen bereiten. Der Gram, den Sie ihnen verursachen, wird sie tödten, und in solchem Falle ist das Gesetz ohnmächtig . . . . Das ist's, weßhalb Sie mich so drohend auf meinem Rechte bestehen sehen, wie ich sogleich unbeugsam in der Vergeltung sein werde.

Raoul konnte sich des Grauens nicht erwehren.

Er fixirte Jean vom Kopfe bis zu den Füßen, und sagte ihm mit erregter Stimme:

— Mein Herr, wir wollen von all' Dem wieder sprechen.

— Und mit einem Ruck schwang er sich auf's Pferd und gab ihm die Sporen.

Das Roß hatte keine dreißig Schritte gemacht als Jean seine Büchse anlegte und losdrückte.

Raoul fiel, indem ihm das Blut stromweise entquoll.

Der eine seiner Füße war im Steigbügel hängen geblieben, und so wurde die Leiche des Verführers eine Strecke weit geschleift.

An einer Biegung des Weges riß der Riemen; das Pferd nahm nun im Galopp den Weg zum Schlosse, während Raoul im feuchten Grase liegen blieb.

Jean kehrte in's Häuschen zurück.

— Wo ist Louise? frug er.

— Ich habe sie nicht gesehen, erwiderte Madeleine; aber was hast Du? Diese Unordnung, diese Verwirrung?

— Mutter, sagte Jean, Louise ist verloren . . . . Ich tödtete Jenen, der sie entehrt hat.

Madeleine wich einige Schritte zurück.

— Unglückseliger! schrie sie auf.

Und die gute Alte bekreuzte sich, die Augen zum Himmel erhebend.

— Du mußt fliehen, Dich verbergen, Du gewinnst Havre, von wo Du schon früher einmal in die Welt gingst, und von da geleite Dich Gott in ein Land, wo es keine Gensd'armen gibt.

— Nein, ich entfliehe nicht, sagte Jean, ich erwarte es . .

Madeleine flehte ihn wiederholt an, sich zu entfernen, als ein Lärm von außen sich bemerkbar machte.

— Man kommt, Dich zu arretiren! schrie die alte Frau.

— Ich bin bereit, entgegnete Jean, der Thüre sich zuwendend.

Aber da sah er nichts als zwei Männer, den Vater Sauviat und den Feldhüter, welche den starren Körper Louisens trugen.

— Ihre Tochter hat sich in's Wasser gestürzt, schrie Vater Sauviat. Ich zog sie heraus, noch bin ich ganz naß.

Die Haare des jungen Mädchens hingen nach hinten aufgelöst herab; ihre Augen waren geschlossen, sie lag in Ohnmacht, athmete aber noch.

— Rasch! Wärmet Tücher, sagte der Feldhüter, während unterdeß die Mutter sie entkleidet und zu Bett bringt.

Kaum auf dem Lager, öffnete Louise die Augen und entstieß einen tiefen Seufzer.

— Mutter! jammerte sie mit von Thränen erstickter Stimme und verhüllte ihr Antlitz.

— Wir werden Dich retten, armes Kind! sagte Madeleine unter heftigem Weinen. Ich verzeihe Dir!

Jean, das Herz gebrochen, näherte sich seiner Schwester, drückte ihr seine Lippen auf die Stirne und schrie:

— Du mußt leben, Louise, hörst Du? Ich will, daß Du lebst.

Der Galopp eines Pferdes lenkte die Aufmerksamkeit nach außen.

Madeleine erblaßte, nach ihrem Sohne blickend.

Die neue Persönlichkeit, welche lebhaft in's Häuschen trat, war der Intendant von Mesnil.

Er näherte sich dem Waldhüter, faßte ihn am Arme und sagte ihm in's Ohr:

— Nehmen Sie das Pferd, das ich Ihnen zu überlassen kam; verlieren Sie keine Secunde. Der Herr Graf erwartet Sie.

— Mich? frug Jean; nicht gleich wissend, was er machen sollte.

— In einer Stunde, flüsterte der Intendant, sind die Behörden in Houdan benachrichtigt; in zwei Stunden wird man Sie arretiren. . . . Niemand, außer einem Manne, kann Sie retten . . . und dieser Mann ist der Graf von Navarran!

XIII.

Das, was man die Haut eines Andern nennt.

Kaum war Jean an das Gitter von Mesnil gelangt, als ein Individuum, das ihn zu erwarten schien, ihm zurief:

— Hierher! Der Herr Graf erwartet Sie mit Ungeduld.

Dies Individuum, unsere Leser kennen es, war Surypère.

Jean sprang vom Pferde, das ganz allein den Weg nach dem Stalle fand.

Surypère führte den Waldhüter nach dem ersten Stockwerke, in die Stube des Herrn v. Navarran.

Ein weicher Teppich dämpfte das Geräusch der Schritte.

Die Thüren und Fenster waren garnirt mit Draperien von schwarzem Sammt.

Auf einem Tische inmitten des Zimmers brannte eine Lampe unter matter Glaskugel.

Flacons von verschiedenen Dimensionen standen in dichter Reihe auf dem Kaminsims.

Der Graf lag auf dem Divan, den Kopf auf mehrere untergeschobene Kissen gebettet.

Jean hatte Noth, ihn wiederzuerkennen. Mager und erdfahl, schien der Graf gestorben.

Nasse Tücher waren um seinen Hals geschlagen.

Surypère nahm ein Fläschchen, das grüne Flüssigkeit enthielt; daraus goß er drei Tropfen in einen Löffel und näherte diesen den Lippen des Grafen, welcher seine Kräfte wieder zu gewinnen schien.

— Jean, sagte der Graf, Du bist es, dem ich eine ungeheuerliche Erbschaft übergeben will. Deine Schwester ist ent-entehrt, Du jagtest dem Verführer eine Kugel in die Brust, Du hast wohl gethan . . . aber Du bist verloren. Du bedarfst eines anderen Namens, eines anderen Gesichtes, Du bedarfst des Reichthums . . . ich will Dir all' Das geben. Du wirst Fräulein von Charmeney heirathen können. In Deine Hand wird es gelegt sein, zu strafen, zu vernichten, die Einen zu stürzen, die Andern zu erheben. Du gelangst zu einer solchen Macht, daß die Gesellschaft gar nicht ahnen soll, daß es eine solche geben könne.

Jean glaubte zu träumen.

Der Graf fuhr fort:

— Ob Du dann viel Gutes vollbringst oder viel Böses, das ist eine Sache zwischen Gott und Dir! Nimmst Du an?

Jean sah auf einer Seite Blanche von Charmeney, wie sie ihn in's Gesicht schlug, auf der andern seine Schwester, ohnmächtig, wie man sie aus dem Wasser zog.

Er dachte des Racheplans, über den er gebrütet, und ohne recht zu wissen, was eigentlich der Graf von ihm verlange, antwortete er mit entschlossener Stimme:

— Ich nehme an!

Unmittelbar darauf erfolgte eine Wandlung der Scene, die Herrn von Navarran keineswegs entging.

Surypère hatte den Waldhüter beim Grafen eingeführt, ohne ihn besonderer Aufmerksamkeit zu würdigen. Jetzt erst betrachtete er den Mann näher, der der allmächtige Großmeister des Bundes werden sollte.

— Wäre das möglich?

Surypère machte einen Schritt nach vorwärts.

Jean blieb in der Nähe des Divans; das Licht der Lampe fiel ihm voll in's Gesicht.

— Er ist's in der That, mein Gott! hauchte Surypère.

Und er fügte hinzu:

— Mein Blut ist ihm geweiht bis zum letzten Tropfen.

Herr von Navarran erhob sich etwas von den Kissen.

— Oeffne jenen Koffer, sagte er zu Surypère.

Ein Koffer von Eisen stand zu Kopf des Bettes.

— Gib mir jene Handschriften daraus und die Schlüssel.

Surypère gehorchte.

— Das Pulver und den Grabstichel, fügte der Graf hinzu.

Und sich nach der Seite Jean's wendend, sagte er:

— Ihren Arm!

Jean reichte seinen Arm hin.

Herr v. Navarran schob ihm den Aermel zurück und ritzte den Arm des Waldhüters mittelst des Grabstichels.

Er zeichnete einen Todtenkopf darauf und eines jener mysteriösen Zeichen, das ihm selbst gedient hatte, in den Erdhügeln von Chaumont erkannt zu werden.

Darüber schrieb er:

„Gleich vor dem Tode!“

Surypère wischte mittelst eines feuchten Schwammes die Blutstropfen weg, die über den Vorderarm Jean Deslions' perlten; sodann streute er in jeden Ritz etwas Pulver und ließ darüber ein brennendes Papier gleiten.

Jean zuckte nicht einmal mit den Augenwimpern.

— Dieses Zeichen, sagte der Graf, dessen Stimme immer schwächer wurde, ist das Zeichen der Herrschaft. Sobald Sie des Messers eines Mörders bedürfen, zeigen Sie dies Zeichen einem der Männer, die sich mit Tödten beschäftigen, und er wird auf Ihren Befehl morden. Sie haben eine Armee für sich

in den Kerkern und in allen Zuchthäusern; Sie haben Ihre Sclaven in allen Schlupfwinkeln und Erdlöchern von Paris.

Die Banditen gehören Ihnen an in den Gebirgen von Neapel, in den Steppen Sibiriens und in den Wäldern Indiens.

Herr v. Navarran nahm das Manuscript.

— Sie werden abreisen . . . Kehren Sie im Hotel Louvre ein. Surypère wird Sie in einigen Tagen einholen. Aus diesem Manuscripte entnehmen Sie Alles. Diese Schlüssel öffnen Ihnen alle Pforten. Inzwischen müssen Sie aber ein anderer Mensch werden. Hier die Nachweispapiere. . . . Sie nennen sich von jetzt ab John Sam Davidson, geboren zu New-York . . . Ihre Papiere sind in Ordnung, Ihr Gepäck befindet sich unten in der Postchaise, die Sie nach Paris bringen wird.

Wie gesagt, Sie steigen im Hotel Louvre ab.

In einigen Tagen holt Sie Surypère ein.

Unterdeß werden Sie das Manuscript gelesen haben, das ich Ihnen gab.

Die Zukunft geht Sie an!

Herr v. Navarran drückte Jean Deslions die Hand und fiel zurück auf den Divan.

Surypère nahm Jean bei der Hand und führte ihn nach einer Nebenstube.

Hier schnitt er ihm das Kopfhaar ab und rasirte ihm den Schnurrbart glatt weg.

Dann goß er ihm ein Fläschchen mit Flüssigkeit über den Kopf, welche dem Haar sofort jene mattrothe Farbe des Yankee gab.

Ein Reisekostüm ward herbeigebracht; Jean zog es in Hast an.

Und als er einige Minuten nachher den Wagen bestieg, der seiner vor dem Perron harrte, hätte Niemand der Welt mehr

in ihm den Waldhüter erkannt, nicht die alte Madeleine, seine Mutter, nicht seine Schwester Louise, nicht die stolze Blanche de Charmeney!

— Vorwärts, sagte Surypère.

Und die Postchaise fuhr dahin im Galopp. Jean drückte es das Herz ab beim Verlassen alles dessen, was er in der Welt geliebt.

Er dachte an das Häuschen, an die Thränen Louisens, an das Kind ohne Namen, das sie zur Welt bringen werde.

Er war zwar vollständig sicher der Güte seiner Mutter, doch nur er allein konnte sie vor üblen Gedanken behüten, den Beleidigern Schweigen gebieten.

Dies arme Mädchen, das er so sehr liebte, und das ein Feigling betrog, wird es Kraft genug haben, ihre Tugend, ihren Frieden, ihre Enttäuschung zu überleben?

Aber was machen?

Zurückkehren in's Häuschen, um den Moment darnach als Verbrecher ergriffen zu werden?

Der Tod des Herrn von Villepont konnte nicht ungestraft bleiben . . . Und Jean sagte sich, daß er alles Andere einer Verurtheilung vorzuziehen habe, die ihn bei seiner Rückkehr in's Häuschen unausweichlich treffen würde.

Doch die Sache von anderer Seite betrachtet: — was war das für eine geheimnißvolle Macht, mit der man ihn bekleidet hatte?

Sollte er an die Spitze einer derjenigen Verbindungen von Uebelthätern treten, welche die Polizei schon so oft aufgehoben?

Herr v. Navarran hatte ihm gesagt:

— Sie können Fräulein von Charmeney heirathen! Sie bekommen unermeßliche Reichthümer! Sie befehlen und man wird gehorchen!

Wenn es so ist, wenn er nicht geträumt habe, so kann er ja einmal zurückkehren, seine Mutter und seine Schwester aus jenem Häuschen holen, das einst so gesegnet war und jetzt verflucht ist.

Die Pferde, welche den Weg dahinsausten, liefen der Ungeduld des ehrenwerthen Sam Davidson nicht rasch genug.

Es gab drei Stationen zwischen Houdan und Paris.

Auf jeder derselben standen die Pferde bereit.

Alles ging wie im Zauber.

Um 5 Uhr langte die Postchaise in Paris an, bog um die Straße von Rennes, gelangte durch die Rue des Saint-Pères nach der Carousselbrücke und fuhr kurz darauf in den Hof des Hotel Louvre.

Die Dienerschaft beeilte sich, das Gepäck abzuladen, und die Postchaise fuhr ab, wie sie gekommen war.

Der ehrenwerthe Sam Davidson nahm eine Zimmerflur im zweiten Stockwerke, der Rue Saint-Honoré gegenüber.

Gebrochen von Ermüdung und Aufregung, warf er sich auf ein Bett und verfiel in einen bleiernen Schlaf.

Beim Erwachen schellte Herr Davidson und verlangte ein Frühstück.

Er, der vorher darnach gebrannt, das Geheimniß des Grafen von Navarran kennen zu lernen, er verschob jetzt so viel als möglich den Augenblick, das Manuscript zu öffnen.

Er hatte Furcht!

Endlich entschloß er sich, den Reisesack vorzunehmen, den Surypère ihm überreicht hatte.

Der Sack enthielt einige Billets der Bank von Frankreich, einige Bündel amerikanischer Banknoten und mehrere Rollen zu 50 Dollars, wie solche ein jeder gute Amerikaner zu besitzen pflegt.

Und über dieser Summe, die beinahe ein Vermögen war, lag das Manuscript . . .

Jean zündete sich eine Cigarre an, schob den Riegel vor die Thüre — und las. . . .

XIV.

Der Keller in der Rue des Recollets.

Man war beim 24. November angelangt . . .

Wer irgend an diesem Tage in das Haus der Rue Saint-Louis aux Marais eingedrungen wäre, hätte „Monseigneur" und Aly in großer Aufregung gefunden.

Tags darnach, wo jenes Verbrechen verübt worden war, ward der Leichnam des Unbekannten eingeschlossen in eine hierfür eigens präparirte Kiste, fortgeschafft, wie man sich erinnern wird, in den Keller der Rue des Recollets, nebst vielen andern Kisten, gestempelt: Spanischer Wein.

Einmal diese Vorsicht genommen, war „Monseigneur" in jenes Haus zurückgekehrt, indem er sich daran gab, es von oben bis unten zu durchsuchen.

Die aufgethürmten Scripturen in jenem schwarzen Cabinette konnten einem Manne von großem Nutzen sein, der disponirt war, eine Pression auf die Pariser Gesellschaft auszuüben.

Sie enthielten die Geschichte verschiedener Familien, von denen welche vermögend und einflußreich, andere dem „Monseigneur" unbekannt waren.

Es fanden sich da entsetzliche Geheimnisse, Berichte, die mehr als einen Glücklichen dieser Welt erbleichen machen könnten.

Es gab hin und wieder in den Familien dunkle, unbekannte Blätter, die in Vergessenheit eingeschlossen schienen. Hier z. B. ein Kind, gekauft von einer armen Frau, um einen Erben zu ersetzen, der an der Amme Brust gestorben war.

Es war für gewisse Interessen wichtig, daß das Vermögen auf ein Kind überging; man ersetzte es daher durch ein anderes.

Dort wieder hatte ein Ehebrecher die legitimen Hoffnungen seiner Familie zerstört.

Noch weiter fand sich die abscheuliche Geschichte des Banquier Robert Kodom, die wir im Verlauf dieses Berichts wiederfinden werden.

Ein Dokument aber schien „Monseigneur's" Aufmerksamkeit besonders zu fesseln. Es war dasselbe Heft, voll von Entsetzlichem, das er sich bereits während der Nacht der Ermordung notirt hatte.

Seine Augen hafteten an dem Namen: „Baronin Wanda von Remeney."

„Monseigneur" schien diese Frau zu kennen.

Das Heft besagte:

„Zu wissen sei es, weshalb im Hause der Rue de Ponthieu, im zweiten Stockwerke, im blauen Zimmer, rechts neben dem Kamine, sich das Skelett eines Kindes in der Mauer befindet . . .

„Ein Maurer wurde mitten in der Nacht mit verbundenen Augen in jenes Haus geführt.

„Er hob einen Bruchstein aus der Wand aus, der Körper eines kleinen Wesens ward in jenes Loch gesteckt; man verdeckte ihn mit ungelöschtem Kalk und der Bruchstein, zur Hälfte abgeschnitten, schloß dies Grab.

„Außen ward blaues Papier mit goldenen Leisten darüber geklebt.

„Da man jedoch vergaß, Wasser auf den Kalk zu gießen, so wird sich das Skelett erhalten finden.“

— Wir wollen das sehen, murmelte „Monseigneur“.

Und er setzte seine Forschungen fort.

— Nichts! nichts! schrie er in stummer Wuth. Er stürzte und wendete die Papiere, zog die Schiebfächer heraus, doch das, was er suchte, entwischte ihm stets.

„Monseigneur“ stieg in den Garten hinab, und begann mit großen Schritten umher zu gehen.

Die verstümmelten Statuen, die Füße versteckt im Moose, richteten auf ihn ihre ausgehöhlten Augen.

Aly hatte den Pavillon durchsucht. Er hatte nichts gesehen, als einen viereckigen Raum von sechs Meter Länge und vier Meter Breite.

Ein Tisch und sechs ländliche Stühle bildeten die ganze Einrichtung.

Als Aly den Perron herabstieg, sagte „Monseigneur“ zu ihm:

— Das Zeichen findet sich nirgends; weder ein Siegel, noch eine Gravirung, und ohne dieses Zeichen ist Alles verloren, Alles entwischt!

— Aber, bemerkte Aly, das Zeichen findet sich am Arm des Chefs, und man kann es dort wiederfinden.

Die Stirne des „Monseigneur“ erheiterte sich.

— Du hast Recht! schrie er auf. Man muß in den Keller der Rue des Recollets zurückkehren, den Sarg wieder öffnen, bevor der Tod sein Werk der Zersetzung vollbracht . . . Element! Daran hatte ich nicht gedacht!

Um das Hotel zu verlassen, mußte aber die Nacht abgewartet werden, denn das Fahrthor war durch drei Schlösser versperrt, zu denen die Schlüssel fehlten.

Erst als alle Fenster der Nachbarschaft geschlossen waren, als sich kein Tritt mehr in der Rue Saint-Louis vernehmen ließ, tauchte Aly's Kopf aus dem Schlunde des Brunnen hervor, indem er die Bretter des Deckels zurückschob.

— Ich sehe Niemand, sagte er zu „Monseigneur“.

Alle Beide sprangen auf das Pflaster und entfernten sich, nachdem sie vorher sorgsam den geheimnißvollen Brunnen verschlossen hatten.

Sich zu solcher Stunde in das Haus der Rue des Recollets zu begeben, daran war nicht zu denken.

Es war also erst andern Tags, Morgens um 8 Uhr, als „Monseigneur“ und Aly, verkleidet als Arbeiter, bei der Loge des Herrn Poitevin anlangten.

Dieser stand eben wieder vor seinem Papagei, dessen Futter er zurecht machte, der mit Ungeduld seine mageren und zur Hälfte entfiederten Flügel bewegte.

— Wir kommen wegen des Weines des Herrn Surypère, sagte „Monseigneur“. Könnt Ihr uns ein Zündhölzchen verschaffen, um unsere Laterne anzuzünden?

Herr Poitevin erhob stolz sein Haupt:

— Ich bin nicht reich, meine Herren, sagte er mit Würde, aber niemals wird man sagen, daß Poitevin seinen Brüdern ein Zündhölzchen verweigerte. Haben Sie den Schlüssel zum Keller?

— Hier ist er, sagte Aly.

— Und Herr Surypère, fuhr Poitevin fort, wird man ihn nicht mehr sehen? Das war auch einer, der Ferdinand kaufen

wollte; er drehte sich immer um ihn herum; man mußte nur sehen, wie er nach ihm blinzelte!

Ferdinand, längst schon blasirt durch solche Schmeicheleien seines Herrn, bezeigte durch sein Geschrei den lebhaften Wunsch, den Kuchen zu kosten.

Herr Poitevin stellte das Futterbecken auf den Stock des Bauers.

Ferdinand tauchte seinen wulstigen Schnabel hinein und gab sich dran, das Gemisch von Brod, Wein und Salat zu verschlucken, das sein Herr mit so viel Sorgfalt bereitet hatte.

— Erwarte mich, Melanie! schrie er nach jedem Schluck.

Herr Poitevin nahm ein Streichhölzchen vom Kamine, näherte sich damit der Gluth und gab es Aly angezündet, wobei er mit gerührter Stimme sagte:

— Wenn ich das Kommen jenes fatalen Momentes fühlen werde, in dem ich die Erde verlassen muß — da die Besten dahin gehen wie die Andern — wenn ich den Tod fühlen werde, und den ich durchaus nicht fürchte: — so sage ich dem Ferdinand: „Du kamst von Malabar, mein Freund, Du mußt den Sitten Deines Landes treu bleiben.“ Ich werde den Arzt bitten, ihm einen Scheiterhaufen zu errichten, und Ferdinand wird sich in diese Gluth stürzen, wie die Wittwen auf Malabar . . . denn dieser Vogel ist mein zweites Weib . . . Er ist es, der mir Jene ersetzt, die ich immerfort beweine, und die mich erwartet!

„Monseigneur“ entfernte sich achselzuckend, und als er die Treppe zum Keller hinabstieg, konnte er Poitevin rufen hören:

— Nach dem General Pithiviers!

Und Ferdinand, die Commandostimme annehmend, erwiderte:

— Vorwärts! Marsch! Rataplan! Rataplan! In Reihen rechts abmarschirt!

Aly öffnete die Kellerthüre, die „Monseigneur“ hinter sich schloß.

Letzterer nahm einen Hammer und begann auf eine Kiste zu klopfen, um das Geräusch zu übertäuben, das Aly machte, indem er das Mauerwerk aufriß.

Bald lag der Sarg offen da . . .

„Monseigneur“ hörte auf zu klopfen . . .

Die Nägel wurden mit einer Zange herausgezogen und der Deckel wich.

„Monseigneur“ entstieß einen Schrei der Wuth und der Verblüfftheit.

Aly war von Schreck gelähmt.

Der Sarg war leer!

XV.

Was an der Wand des Polizeiarrestes der Rue Dauphiné zu lesen war.

Wir verließen Jean Deslions unter dem Namen und der Erscheinung des ehrenwerthen Sam Davidson in einem Gemache des Hotel Louvre.

Davidson hatte das Manuscript des Herrn von Navarran eröffnet.

Er war daran, endlich das Schlagwort dieses Räthsels zu vernehmen. . .

Aus welchem Grunde ihn Herr von Navarran gerettet hatte.

Wer dieser Mann war.

Und welche Zukunft sich vor ihm eröffnete.

Hier folgt denn, was das Manuscript enthielt:

„Eines Abends im Monat Mai 1823 traten zwei junge Leute aus einem Restaurant heraus in die Rue Dauphiné.

Diese zwei jungen Leute, die man nach ihrer Kleidung für Studenten halten konnte, schienen sehr gut dinirt zu haben.

Ihr Gang war schwankend, die Augen glühten, ihr Geberdenspiel war überaus lebhaft, sie neckten die Vorübergehenden und sahen den Frauen unter den Hut.

Einer von ihnen, den Uebermuth bis zur weitesten Grenze treibend, erhaschte eine Schöne an der Taille, und bevor diese Zeit gehabt hatte, sich zu vertheidigen, küßte er sie auf die Wange.

Die junge Person ärgerte sich und traktirte den Angreifer mit Worten wie Flegel und Trunkenbold.

Anstatt sich zurückziehen, erwiderten die jungen Leute auch ihrerseits Grobheiten.

Es gab ziemlich rasch einen Auflauf inmitten der Straße.

Ein Vorübergehender nahm Partei für die Dame und bald regnete es Faustschläge so dicht wie Hagel.

Ein Polizeiagent mischte sich in die Geschichte, und die beiden jungen Leute wurden nach dem Wachtposten geführt.

Man schloß sie in eine Zelle von zehn Quadratfuß, die unter dem Namen „die Baßgeige“ schon längst berüchtigt war.

— Was zum Teufel sollen wir hier machen? frug der Eine.

— Bei meiner Treu, sagte der Andere, wir müssen uns in Geduld fassen. Vor morgen früh läßt man uns gewiß nicht wieder los. Es ist hier ein Dielenbett, auf welchem man schlafen

kann, ohne Furcht durchzubrechen. Ich schlage etwas Schlaf vor und gebe das Beispiel hierzu. . .

Die Zelle war beleuchtet durch eine Art von Laterne aus Weißblech, an der Mauer befestigt, deren rauchige Flamme die Atmosphäre verpestete, zu großem Ruhme des Lampisten Quinguet, des Erfinders dieser Art Beleuchtung.

Der junge Mann bemerkte, indem er sich auf's Brett warf, einige Zeilen, mit Bleistift geschrieben, in einem Winkel der Mauer, die ziemlich frisch getüncht war.

— Was mag das sein? frug er.

Und er bemühte sich zu lesen:

„Ich bin aufgehoben. Man erkannte mich, Alles ist für mich verloren.

„Führet der Zufall einen Kameraden hierher, so begebe er sich in das Gehölz von Vinzennes; er nehme die zweite kleine Allee links, indem er den Rücken dem Thurme zukehrt, zu Fuß des Plateau vom Strafhause zu Gravelles . . . Und grabe rechts vom siebenten Baume der Allee. . . "

Das war Alles.

War der Mann unterbrochen worden?

War er aus diesem provisorischen Kerker in viel ernstere Haft abgeführt worden?

Oder hatte er sich nicht deutlicher aussprechen wollen?

Wie sich das auch verhielt — der Ort war genau angegeben.

— Ei, sagte der junge Mann zu seinem Genossen, siehe doch nur!

Der Andere näherte sich.

— Das war wohl ein Dieb, sagte er. Wer weiß? Es liegt dort vielleicht ein Schatz, verloren für alle Welt. Man muß diese Schrift abkratzen und wir werden sehen . . .

Man kratzte die Zeilen ab, welche beide schon auswendig wußten.

Die Nacht verging unter Conjecturen.

Des Morgens schrieb man die Namen der jungen Leute auf; der Polizeicommissar ertheilte ihnen einen Verweis und sie wurden in Freiheit gesetzt.

Desselben Tages kaufte der Eine von ihnen eine Haue auf dem Quai de la Ferraille, während der Andere es übernahm, ein Kabriolet für den ganzen Tag zu miethen.

Ein Kabriolet vom Platze wollten sie nicht, mit Recht denkend, es sei unnöthig, einen Kutscher mit in's Geheimniß zu ziehen.

Gegen 4 Uhr setzten sich beide Genossen in Bewegung, gezogen von einem hektischen Gaul, wie solchen nur das Pflaster von Paris erzeugen kann.

Sie hielten, um zu diniren, vor einem Wirthshause auf dem Wege von Saint-Mandé, und gegen 8 Uhr Abends, nachdem sie die Laterne des Kabriolets angezündet hatten, dirigirten sie das Fuhrwerk nach dem Plateau von Gravelles.

Angekommen bei bezeichneter Allee, nahm der eine der Genossen die Wagenlaterne, der andere die Haue und sie zählten zu ihrer Rechten die Bäume bis zum siebenten.

Die Haue begann zu arbeiten . . .

— Findest Du noch nichts? frug Jener, welcher die Laterne hielt.

— Noch nicht.

— Das Loch ist doch schon tief.

— Thut nichts! Man muß vielleicht weiter zur Seite graben.

— Gib mir die Haue, wenn Du ermüdet bist; Du hältst dann die Laterne.

— Es sei.

Der Andere nahm dann die Haue und machte sich an's Werk.

Beim dritten Hieb mit der Haue ließ sich ein Metallton vernehmen.

Dieser Klang der Haue traf ein Echo im Herzen der beiden Genossen, der sie freudig durchschauerte.

— Wäre es möglich! schrie der Eine.

— Mach rasch, antwortete der Andere.

Doch während man fortfuhr, die Grube zu erweitern, ward die Stille durch Fußtritte unterbrochen.

Ein Mann beseitigte die Zweige, das Blätterwerk bewegte sich — und dieser Mann ging auf beide Genossen los.

Er trug eine Uniform, zur Seite einen Säbel, es war der Waldhüter.

— Wir sind verloren! flüsterte einer der beiden jungen Leute.

— Warum verloren?

— Weil man uns für Diebe halten wird . . . Diese Grube, diese unbekannte Sache, die hier verborgen liegt . . . Unsere Gegenwart hier zu solcher Stunde! Wir sind verloren, sag' ich Dir!

Kalter Schweiß überlief den jungen Mann, der die Haue führte.

Im Begriff, die Hand vielleicht an ein Vermögen zu legen, mußte ein fataler Zufall den ganzen Traum zerstören.

Und das war noch nicht Alles!

Wenn hier ein Diebstahl, ein Verbrechen vergraben lag, so wird man sie darüber zur Rechenschaft ziehen.

Der Waldhüter nahte sich, die Hand am Säbelgriff.

— Was machen Sie hier? frug er.

— Wir graben eine Grube, erwiderten die jungen Leute.

— Zu welchem Zwecke?

— Zu sehen, ob nicht was da ist.

— Giebt es hier irgendwas, antwortete der Hüter, dann ist es etwas, was Sie oder irgend ein Dieb hier vergruben.

— Wir sind keine Diebe, stammelte Jener, der die Laterne hielt.

— Das ist's eben, was Sie zu beweisen haben, sagte der Hüter.

Und, seinen Säbel ziehend, fügte er hinzu:

— Wenn Einer von Ihnen entfliehen will, so wird die Geschichte ernst. Vorwärts, gehen wir!

Da ergriff den einen Genossen, der die Haue führte, ein Wahnsinnsanfall . . .

Sich verloren sehend, verloren ohne Hülfe, erhob er die Haue, und hieb einen gewaltigen Schlag nach dem Haupt des Hüters.

Das Eisen drang durch die rechte Schläfe zwei Zoll tief ein.

Der Hüter sank todt nieder.

An dieser Stelle glaubte der ehrenwerthe Davidson, oder besser Jean Deslions, die Spur von Thränen wiederzuerkennen.

Der junge Mann, der also dazu kam, Jemand zu tödten, fuhr der Graf v. Navarran im Manuscripte fort, war ich!

Mein Genosse war ein Student der Medicin, mit Namen Dalibert.

Er zweifelte durchaus nicht, daß er mein zweites Opfer werden sollte.

Bevor ich näher auf die Fatalität eingehe, die mich zu einem Mörder machte, ist es nöthig, daß ich sage, wer ich in jener Epoche war, und wie ich dazu kam, mit einem Studenten bei einem Restaurant der Rue Dauphiné zu speisen.

XVI.

Die Cassette.

Ich bin geboren zu Preignac als der Sohn eines armen Edelmannes, den die Geistesschwäche verurtheilte, ein Landleben zu führen. Ich war 19 Jahre alt, als ich meine Mutter verlor. . . .

Dieser Verlust, schmerzlich für mich, war für meinen Vater ein unersetzlicher. Zweimal des Tages, so oft die Stunde des Mahles kam, schluchzte er laut, wenn er einen leeren Platz an seinem Tische sah.

Er konnte es nicht überleben, daß die fehlte, welche all seine Thaten leitete; diese Bevormundung fehlte ihm; er fiel in Krankheit, um sich nicht mehr zu erheben, und ich kann sagen, er starb aus Gram.

Seine Agonie hatte sich zwei Jahre hingezogen und ich war majorenn geworden.

Mein Vater hinterließ mir 4 oder 5000 Franken Rente, repräsentirt durch Grundstücke in schlechtem Zustande, und eine steinerne Baracke, die mehr das Aussehen einer Mühle als eines Herrenhauses hatte.

Diese feudale Mühle war am Ufer eines kleinen Flusses gelegen, genannt Ciron, der aus sandigen Steppen kommt und sich dann in die Garonne verliert.

Hier zu leben, daran dachte ich keinen Augenblick.

Ich verkaufte den Grundbesitz und das Schloß, und zwei Monate nach dem Tode des Pierre Jean Gaston des Harts, Grafen v. Navarran, Herrn von l'Estey, kam ich mit 60,000 Franken in der Tasche in Paris an.

Gedrängt, meine Güter zu verkaufen, ward ich durch die Geschäftsleute ausgebeutet.

Daran lag mir aber nicht viel; für mich war es Hauptsache, in Paris zu sein; das war eigentlich Alles, was ich wollte.

Meine 60,000 Franken dauerten kein ganzes Jahr; ich war unerfahrener Spieler. Wenn mich Etwas in Erstaunen setzt, so ist es das, daß ich nicht gleich am ersten Tage Alles auf einmal verlor.

Gezwungen, mich aus den Quartieren des Luxus und der Capitale zurückzuziehen, flüchtete ich mich mit einer kleinen Summe, die mir geblieben, in eine Wohnung des Studentenquartiers.

Dort machte ich die Bekanntschaft eines Studenten, Namens Galibert.

Dieser war es, mit dem ich bei jenem Restaurant der Rue Dauphine dinirte. . . .

Und er war es, dem ich in jener Nacht die Haue entriß, die aus mir einen Mörder machen sollte.

Ich konnte mich nicht enthalten, oft darüber nachzudenken, daß ohne die Ungeduld, die mich jenes verfluchte Instrument ergreifen ließ, ich heute ein Mensch wäre, wie alle andern Menschen, während ich jetzt nicht ohne Schauder einen Blick auf die monströsen Begebenheiten werfen kann, die ich seitdem durchlebte. . . .

— Was hast Du gethan, schrie Galibert, als er den Hüter fallen sah.

— Wir sind gerettet, erwiderte ich ihm kaltblütig.

— Während er sich über den Unglücklichen niederbeugte, um zu forschen, ob er vielleicht noch lebe, hob ich eine Cassette aus dem Boden, die ich nach dem Cabriolet trug.

— Nun, wie stehts? frug ich hierauf den Studenten.

— Er ist wirklich todt! stotterte Galibert entsetzt.

Darnach vergrößerte ich die Grube, wir drückten den Leichnam in sie, und nachdem wir oben darauf Erde geworfen, nahmen wir den Rückweg nach Paris.

Als ein Beamter des Octroi sich unserm Cabriolet näherte, um zu fragen, ob wir nichts Versteuerbares bei uns hätten, da schlug mir das Herz gewaltsam.

Die Cassette war klein, und ich hatte sie unter der Sitzbank versteckt.

— Wir kommen von einem Diner zu Saint-Mandé, antwortete Galibert, und wir kehren zurück, wie wir fortgezogen.

Der Beamte erhob seine Laterne, um uns anzusehen, und sich entfernend, sagte er: es ist gut.

Wir kehrten nach dem Stalle zurück, wo wir das Cabriolet gemiethet hatten, und bald darnach fand ich mich in meiner Stube wieder, im Angesichte der Cassette.

— Höre, sagte darauf Galibert, ich will nicht weiter gehen. Das Verbrechen, bei dem ich mich als Genosse befand, ist schon schwer genug für mich.

— Werfen wir die Cassette in die Seine; mag sie dort bleiben mit allem, was sie enthält. Und trachten wir unser ganzes Leben hindurch den Mord an diesem armen Hüter zu sühnen, der nichts als seine Schuldigkeit gethan.

— Es steht Dir frei, Dich zurückzuziehen, sagte ich zu Galibert, ich aber gehe bis an's Ende.

— So lebe wohl, schrie Jener, ich verlasse Paris, und will mich in irgend einem Dorfe begraben und versuchen, der Verzeihung des Himmels werth zu werden.

— Lebe wohl! erwiderte ich ihm mit Ungeduld, und fügte hinzu:

— Vergegenwärtige es Dir stets, daß wenn Du plauderst, Du mit mir zu Grunde gehst.

— Ich werde nicht sprechen.

Er ging . . . und ich blieb allein mit jenem Räthsel aus Eisen, das mich das Leben eines Menschen gekostet hatte.

Ich versuchte alle die kleinen Schlüssel, die ich finden konnte . . .

Keiner öffnete.

Ich zögerte, einen Schlosser kommen zu lassen, konnte ich doch nicht wissen, was sich in der Cassette befand.

Es kam mir die Idee, meine Uhrfeder als Feile zu gebrauchen.

Ich zerbrach sie, diese Uhr, das einzige Stück der Erinnerung, das von meinem Vater geblieben!

Sie hatte die Stunde meiner Geburt angezeigt; sie hing zu Kopf am Bett meines Vaters, als er starb, dem ich das Leben zu verdanken habe.

Ich zerbrach sie.

Als einmal die Feder zwischen der Schloßzunge und dem Deckel stak, machte ich mich an's Feilen.

Die Arbeit ging langsam, sehr langsam vor sich.

Die Aufregung schnürte mir die Kehle zu, und mein Herz überstürzte sich im Schlag.

Von Zeit zu Zeit erhob ich mich urplötzlich.

Es schien mir, als schaute mir Jemand zu.

Ich ging zur Thüre, um mich zu versichern, daß sie gut verschlossen war; ich betastete die Vorhänge, um mich zu überzeugen, daß nicht etwa Jemand dahinter stecke.

Oh! Was für Gespenster sah in jener Nacht! Welche Lachlaute schlugen an mein Ohr! Unbekannte Stimmen, von unbekannten Wesen, umschrieen mich:

— Arbeite, Mörder! Du wirst reich werden! Du sollst Gold haben, die Allmacht! Aber des Nachts werden wir stets Dir zur Seite sein! . . .

Kalter Schweiß träufelte mir von den Schläfen.

Ich trank hastig ein Glas Wasser und begab mich wieder an die Arbeit.

Gegen fünf Uhr Morgens fing die Schloßzunge an nachzugeben; mein Eifer verdoppelte sich, und kurz darnach öffnete sich die Cassette.

Das was ich in ihr sah, verursachte mir lebhafte Enttäuschung:

Ein Bund Schlüssel und Papiere.

Diese Papiere waren Dokumente des Eigenthumsrechtes auf ein Haus, gelegen in der Straße Saint-Louis, und ein detaillirter Plan jenes Hauses.

Ein Umstand frappirte mich.

Jede Mauer in jenem Hause enthielt in sich einen Gang oder eine Treppe.

Das war ein Haus mit „doppeltem Boden."

Der Plan der Keller war vor Allem werth, studirt zu werden.

Unter den gewöhnlichen Kellern fand sich ein Souterrain angegeben, das wieder durch Zwischenwände getheilt war.

Ein Stein der oberen Etage, auf dem Plan durch den Buchstaben A. bezeichnet, sollte sich leicht heben lassen und Eingang gewähren in einen Corridor rechts, wo ein zweiter Stein, mit B. bezeichnet, beweglich wie der erstere, den Eingang zum Souterrain eröffnete.

Diese Entdeckung versetzte mich in ebenso große Verblüffung, als vorher jene des Inhalts der Cassette.

Gebrochen durch Ermüdung, warf ich mich auf's Bett.

Was sollte ich machen?

Zu Ende mit allen Hülfsmitteln, die Hände noch warm von dem Blute, das ich vergossen hatte, mußte ich mir mit Recht sagen, daß dies Verbrechen von einem Tag auf den andern entdeckt werden könne, und daß ich ja ohnehin nichts mehr zu riskiren habe.

Wen sollte ich im Hause in der Straße Saint-Louis finden?

Verbrecher gleich mir? Falschmünzer?

Nun wohl! Was hatte ich zu verlieren?

Das Leben!

Hab' ich denn noch darüber zu verfügen?

Mein Entschluß war rasch gefaßt; ich wollte mich Abends selbst in jenes Haus begeben.

Der Tag schien mir endlos.

Endlich schlug es acht Uhr; dies war der Augenblick, den ich gewählt hatte, voraussetzend, zu dieser Zeit weniger gesehen zu werden, als bei Tage.

Ich gelangte zum Fahrthor.

Ein Schlüssel paßte zum Schlosse, und es öffnete sich eine kleine Thüre, eingefügt in die große.

Ich trat in den Hof.

Der in der Cassette gefundene Plan wies auf eine Thüre, die in der Mauer selbst angebracht war.

Der Bund lieferte auch hierzu den Schlüssel, jedoch war ich abermals eigenthümlich überrascht, nichts als die Oeffnung eines Brunnens zu finden.

Diese Cisterne, getheilt durch eine Mauer, hatte nach der Straße zu eine andere Oeffnung, welche durch einen Deckel geschlossen war.

Ich zog den Plan des Hauses zu Rathe und sah, daß am Grunde des Brunnens ein Gang klar und deutlich verzeichnet war.

Ich neigte mich, um zu sehen, ob irgend etwas zu entdecken sei; ich sah jedoch nichts, als mein erschrecktes Gesicht im Wasser sich wiederspiegeln.

Es war zu spät, um sich zurückzuziehen; ich erfaßte den Strang und ließ mich hinab.

XVII.

Die Gesellschaft der Einundzwanzig.

Seltsam! in dem Maße als ich mich dem Grunde näherte, entfernte sich das Wasser, in das ich zu stürzen fürchtete, durch die Schwere meines Körpers, welche hier als bewegende Kraft verwendet wurde.

Meine Füße berührten endlich trockenen Boden; das Wasser kam wie auf einen Schlag zurück, um seinen früheren Platz wieder einzunehmen. Das war wie eine Fallthüre, die sich über meinem Haupte schloß.

Ich hatte mich mit einer Blendlaterne versehen, die ich nun anzündete.

Nichts um mich herum, als Steine, und vor mir ein schmaler Gang.

Kaum hatte ich ein paar Schritte vorwärts gethan, als ich ein Geräusch von Stimmen hörte.

Diese Stimmen schienen aus der Erde zu steigen; ich stampfte mit dem Fuße; eine Woge von Licht umfloß mich sogleich und ich fand mich umgeben von Leuten, deren Gesichter alle durch schwarze Masken verdeckt waren.

Zwanzig Dolche wurden nach mir gezückt.

Man drängte mich in einen großen, gewölbten Saal, und einer dieser Männer frug:

— Wer bist Du?

— Ein armer Teufel, erwiderte ich, der nicht entferntest erwartete, auf so zahlreiche Gesellschaft zu stoßen.

— Wo kamst Du herein?

— Durch die Cisterne.

— Wie gelangte das Geheimniß zu Deiner Kenntniß?

Und als ich zögerte, nahm der Mann wieder das Wort:

— Vorwärts! sprich! Das war vielleicht Dein guter Stern, der Dich hierher führte.

Dies Wort bestimmte mich, ein vollständiges Bekenntniß abzulegen. Ich erzählte die Erlebnisse jener im Polizeigefängnisse verbrachten Nacht und machte Mittheilung von den Zeilen, die ich an der Wand entdeckte; ich verheimlichte überhaupt nichts von dem, was mit der Geschichte jener Cassette zusammenhing. Die Ermordung des Hüters schien den vortheilhaftesten Eindruck auf die Zuhörerschaft hervorzubringen.

Ich fühlte, daß mir das allgemeine Wohlwollen sicher war.

— Dein Name? frug wieder der Mann.

Alle Furcht verbannend, antwortete ich mit fester Stimme:

— Ich bin der Graf von Navarran. Ich habe nicht Vater, nicht Mutter. Ich liebe den Luxus, und bin ohne Mittel.

— Wenn Sie hier irgend etwas treiben, das auf leichte Weise Reichthum einbringt, so wird es gewiß nicht die Gefahr sein, die mich zurückscheucht. . . . Ich werde der Ihrige sein.

Mazeppa, auf den Rücken eines wilden Rosses gebunden, ward in die Mitte einer Horde geführt, die ihn zu ihrem Könige macht. . . . Ein Verbrechen hatte mich in diese unterirdischen Räume geführt, als denen ich reich und mächtig hervorgehen sollte. . . .

Die Verbündeten besprachen sich leise.

— Wir sind nicht mehr denn 20, sprach zuletzt der, welcher mich unterbrochen hatte, und wir sollen 21 sein. Eins der Mitglieder fehlte beim Aufruf, und das fehlende Mitglied war eben der Chef. Wir bedürfen eines Mannes, den die Welt empfan=

gen kann; einen Mann, den wir hoch über uns hinausstellen, auf daß er uns protegire. Wollen Sie dieser Mann sein?

Ich antwortete entschlossen:

— Ja!

— Sie schwören, nie das Geheimniß der Gesellschaft zu verrathen? Zu sterben, ohne die geheiligten Bande zu lösen, die uns verbinden?

— Ich beschwöre das!

— Sie weichen davon nicht ab, weder im Angesicht des Henkers, noch der Liebe, noch der Tugend? Sie werden, mit mit einem Worte, nie Furcht, nie Schwäche, nie Frömmelei haben?

— Ich schwöre!

— Unter solchen Bedingnissen sollen Sie überall Augen, überall Arme finden. Wenn sich ein Hemmniß auf Ihren Wegen vorfindet, es sei zerrieben; genirt Sie irgend Jemand, er werde erstickt. Wir haben das Haupt in der Welt, die Hände im Golde, die Füße im Blute. Wir glauben nur an ein Leben hier unten; jeder von uns will in seiner Sphäre herrschen und außer der Gesetze leben, ohne daß diese es hindern können!

— Ihr Programm ist schon das meine! schrie ich auf; was soll ich zuerst machen?

— Sie haben den Plan und den Schlüssel des Hauses. Durchsuchen Sie es, lesen Sie, was Sie hier finden, und Sie werden dann wohl einsehen, welche Macht in Ihren Händen ist. In drei Monaten, an demselben Tage, finden wir uns hier wieder.

Die Versammlung theilte sich, und ich bemerkte, daß die Gesellschaftsmitglieder sich zu zwei und zwei zurückzogen, alle nach entgegengesetzter Richtung.

Dies Haus war demnach wie der Mittelpunkt eines Spinngewebes; jedes Mitglied kam von seiner bestimmten Seite her, und zwar auf Wegen, die nur ihm bekannt waren, und welche

ausliefen, der eine nach der Straße Froissard, der andere nach den Straßen der Filles-du-Calvaire und der Pont-aux-choux.

Ich hatte nicht viel Mühe, mir Rechnung abzulegen von der Macht, die vereinigt in meiner Hand lag.

Ich verfügte über immense Reichthümer, ich war der „Fourgat" oder Großmeister, d. h. der Generalhehler einer zahlreichen und fürchterlichen Bande.

Diese Leute konnten mich verderben; mein Interesse entsprach meinem Stillschweigen.

Sie alle kannten mich, ich kannte keinen von ihnen. . . .

Einige Tage später quartierte ich mich in der Straße Montblanc ein, wo ich zwischen Hof und Garten eine geschmackvolle Wohnung gefunden hatte.

Die Straße des Montblanc, seitdem Chaussee d'Antin, war zu jener Zeit die Grenze von Paris.

Man war auf dem Lande in den Champs-Elysees.

Diese Entfernung convenirte sowohl meiner Lage, wie meinen Projekten.

Mein Haus war kaum eingerichtet, als ich durch Einladungen überschüttet wurde.

Man verlangte mich nach allen Seiten hin; ich erkannte in diesem Eifer die geheimnißvolle Hand der 21.

Mit einem Schlage war ich ein Mann von Welt, gesucht, gekannt, eingerichtet.

Je mehr meine Position erhöht wurde und je einflußreicher ich war, um so bessere Dienste konnte ich der Gesellschaft leisten.

Der Vertrag war entsetzlich und erhaben.

Ein reicher Banquier, von Abstammung Holländer, Robert Kodom, galt in jener Zeit für einen der Finanzkönige.

Alle großen Geschäfte gingen durch seine Hände. Durch die Rücksichten, die er nahm, schützte er den Credit der klei-

nen Banquiers von Paris, und man berechnete sein Vermögen nach Millionen.

Eingeladen zu einem Ball bei Robert Kodom, beeilte ich mich, dort zu erscheinen.

Der Banquier bereitete mir einen ausgezeichneten Empfang; während der Soiree nahm er mich unversehens am Arm und führte mich nach einem kleinen Salon, in dem ich blos 3 bis 4 Personen fand.

— Frau Marquise, sagte der Banquier, meine Hand erfassend, ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Grafen von Navarran vorzustellen, einen meiner vorzüglichsten Freunde.

Ich verneigte mich.

— Nunmehr, bemerkte der Banquier noch, indem er sich zurückzog, machen Sie Ihren Hof bei Fräulein Inés von Lerina; Sie werden gut empfangen sein.

Das junge Mädchen erröthete, und ich beeilte mich, den familiären Ton dieser Vorstellung zu entschuldigen.

Inés antwortete in höchst graziöser Weise, daß Alles verziehen sei.

Eine Stunde später bedrängte mit der Banquier von Neuem:

— Wie finden Sie Fräulein v. Lerina? frug er mich.

— Anbetungswürdig!

— Nun wohl, Sie werden Sie in 14 Tagen heirathen.

Ich blieb verblüfft stehen.

— Man sorgt für Ihr Glück, fuhr der Banquier lachend fort. Die Marquise ist Wittwe, ihre Tochter hat nicht mehr als 300,000 Francs Morgengabe, jedoch diese Summe, in meinem Hause angelegt, genügt, um Ihre Ausgaben zu rechtfertigen.

Die Sachen nahmen einen Verlauf, wie Robert Kodom vorhergesagt.

Vierzehn Tage darnach war ich der Gemahl von Fräulein Inès de Lerina.

Nicht früher als am Tage nach dieser Heirath war es, daß die Einundzwanzig meinem Arm unterm rechten Handgelenke das Zeichen des Chefs der Gesellschaft der Einundzwanzig einbrannten.

Sodann starb die Marquise plötzlich. Ich habe stets gedacht, daß meine Schwiegermutter vergiftet ward.

Als der Schmerz ihrer Tochter sich stillte, konnte ich während deiner Jahre mich wahrhaft glücklich wähnen.

Ich liebte Inès, und sie gab mir ein Kind, ein schönes Kind, das die schwarzen Haare und die feurigen Augen seiner Mutter hatte.

Mein armer Guntram! Was haben sie aus Dir gemacht?

Es erschien die festgesetzte Nacht der Vereinigung in der Straße Saint-Louis.

Inès war leidend; ich blieb bei ihr daheim.

Den Tag darauf war mein Kind verschwunden.

Entführt! Wie so? Durch wen? Ich habe das nie erfahren.

Ein Wort, das ich auf den Tisch geschrieben fand, sagte mir blos:

— „Du fehltest gestern beim Rendezvous. Wir bewahren Deinen Sohn als Geißel.

Von jenem Tage an war mein Leben eine furchtbare Strafe.

Ich befahl, ohne Zweifel, und meine Anordnungen wurden ausgeführt; doch ich meinerseits mußte den Befehlen der Einundzwanzig gehorchen.

Als Inès zum zweiten Male Mutter wurde. entschloß ich mich, mein Kind Aller Augen zu entziehen.

Ich gab Jeanne — das war der Name jener armen Kleinen — einer Amme in einem entfernten Departement; ich verbarg es in einem unbedeutenden Dörfchen.

Alle Vorsicht erwies sich als unnütz.

Jeanne verschwand — wie vorher ihr Bruder!

XVIII.

Schluß des Manuscriptes und was darauf folgte.

Endlich erfuhr ich, was man mit mir vor hatte.

25 Jahre sollte ich warten, und dann meine Kinder zurückerhalten.

Eine 25jährige Qual, eine solche Höllenfolter! — wahrlich damit war der Mord, den ich an dem Waldhüter begangen, gewiß erschöpfend abgebüßt!

Ich stand auf dem Sprunge, mich selbst anzuzeigen, und jene Elenden mit mir zu stürzen.

Aber was hätte das geholfen?

Nur mich selber richtete ich, und zwar völlig, damit zu Grunde; noch mehr aber war dann jegliche Hoffnung vernichtet, Jeanne und Guntram je wieder zu sehen.

Was sag ich? — O ich hätte direkt ihr Todesurtheil ausgesprochen; denn die „Einundzwanzig" hätten nicht gezögert, dies ihr Handpfand sogleich zu tödten.

Inés trug übrigens ihr Mißgeschick noch kraftloser als ich; es trübte sich ihr Geist — und ging im Wahnsinn unter.

Von da ab dachte ich nur noch an Rache.

Es hatten mir meine Bundesgenossen angezeigt, die Polizei werde bei dem Gewürzhändler in der Straße St. Jacques eine „Mausefalle“ einrichten.

Wohl konnte ich den Streich abwenden; doch mir beliebte es, die Polizei gewähren zu lassen und die Bande Poulain fiel in die Hände der Gerichte.

Am 27. Oktober verhaftete man ein Mitglied der Bande Monrose.

Und durch dieses Mitglied fing man weitere fünfzehn.

Als aber Klara Wendel am 9. Juni 1828 zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit verurtheilt worden war, da fand ein Ausbruch der Entrüstung gegen mich statt.

Vergebens, daß ich gehofft hatte, es werde bei einem dieser Prozesse wohl auch einer jener Elenden in Haft gerathen, in deren Netz ich gefangen lag.

Eitle Hoffnung! So oft wir auch zusammen kamen, stets waren wir immer wieder „Einundzwanzig“.

— — — — — — — — — — — — —

All das hatte Jean Deslions in jenem Manuskripte gelesen, welches ihm vom Grafen Navarran übergeben worden war.

Doch plötzlich hielt er mitten im Lesen inne.

Er konnte nicht widerstehen, einen Vergleich anzustellen zwischen jenem Hieb mit der Haue, welchen der Graf Navarran im Gehölze von Vincennes dem Waldhüter versetzt hatte, und dem Flintenschusse, mit welchem er selber Raoul v. Villepont niederstreckte.

Graf Navarran war in Folge der Ermordung jenes Waldhüters in die Geheimnisse der Straße St. Louis eingeweiht worden.

Jean Deslions war in dasselbe Gehege in Folge einer Ermordung Villepont's gerathen.

Es schloß das Manuscript wie folgt:

„Jean, sterbend übergebe ich Dir alle Mittel, Dich zu rächen.

„Jean, ich rette Dich! Du hättest ohne mich den im Gehölze von Mesnil abgefeuerten Schuß mit Deinem Leben bezahlt!

„Dafür lege ich Dir aber auch meinerseits eine Pflicht auf, die einzige: forsche meinen Kindern nach, finde sie, rette sie! Du wirst ihnen das Vermächtniß ihrer Mutter einhändigen, welches sich heute bereits auf zwölfmalhunderttausend Francs beläuft!

„Betreffs der Schätze, die Du in den Kellern des Hauses der Straße St. Louis finden wirst, so bediene Dich ihrer füglich, um diese Nachforschungen anzustellen. Mit diesem Zauber vermagst Du alle Dielen und alle Pflastersteine von ganz Paris aufreißen!

„Besuche den strahlendsten Palast, voll von vergoldetem Ameublement, und besuche den verlorensten Schlupfwinkel der Liederlichkeit, und wo Du Jeanne und Guntram findest, sag' ihnen, wer ihr Vater war!“

— — — — — — —

Das Manuscript enthielt überdies noch zahlreiche Angaben und Andeutungen, über welche wir natürlich hinweggehen, welche jedoch Jean Deslions ohne Zweifel nützlich werden konnten, strebte er redlich nach vorgestecktem Ziele.

Nachdem er die Handschrift durchgelesen, erhob er sich und maß mit großen Schritten die Stube ab.

Wuchtige Gedanken stiegen ihm zu Kopfe.

War es denn auch nur möglich, daß im Jahre 1853, und mitten in diesem Paris, das so mikroskopisch von den Behörden

überwacht wurde, noch immer eine jener Associationen bestand, die sich eine Herrschaft außerhalb der Gesetze anmaßten? War es denn logisch denkbar, daß jene geheime Gesellschaft sich jeglichen Nachforschungen zu entziehen wußte?

Kam doch die Polizei jegliche Nacht, — und zwar seit vollen zwanzig Jahren allnächtlich, — mit reichem Fischzuge heim.

Die Bande der „Fünfundfünfzig“ und die mit ihr verbündeten Banden des Chatelain und des Hug, sie hatten 1840 der Guillotine 97 Köpfe geliefert, und in Folge der weiter angestellten Untersuchungen waren zahlreiche Geheimbünde entdeckt und auseinander gesprengt worden. —

Jener entsetzliche Raubmörder Poulmann, für den Diebstahl und Mord ein und dieselbe Idee waren, — sowie dann die Vanderniers, vierzig an der Zahl — sie Alle verfielen dem Arm der Gerechtigkeit!

Jene Bande des Faubourg St. Germain, die unter Anführung des Schlossers Migeard, als ihres Capitains, stand, dabei auch in den Häusern der höchsten Aristokratie den Einbruch im Großen, und völlig nach Statuten betrieb, sie war ebenfalls zum größten Theile ergriffen worden, und zwanzig Mitgliedern derselben legte der Scharfrichter den Kopf vor die Füße.

Sodann nach Magnier, Teppaz und Poildevache kamen die Banden der „Schwarzgekleideten“ an die Reihe; ihre Vermessenheit und Geschicklichkeit war nicht weniger gefährlich, als die sociale Stellung ihrer Mitglieder.

Inmitten all dieser Reflexionen drängte sich Deslions’ Nachdenken immer wieder die Bemerkung auf, daß, so beträchtlich auch die geraubten Summen waren — im Besitze der Angeklagten fand sich vor Gericht stets wenig Geld.

Was war denn mit all diesen erraubten Schätzen geschehen?

Offenbar war es der „Fourgat“, das Oberhaupt jener „Einundzwanzig“, welcher das Hauptbuch und die Kasse dieser Banditen führte.

Als Beweis hiefür konnte dienen, daß, sobald diese Leute, nämlich die Anhänger all dieser geheimen Gesellschaften, sich einmal im Bagno befanden, sie immer genug Geld hatten, obgleich sie aus dem Untersuchungsarreste mit leeren Taschen fortgeschafft worden waren.

Es konnte übrigens keiner von ihnen den „Fourgat“ verrathen, da keiner von ihnen wußte, wie derselbe hieß, noch wo er seinen Wohnsitz hatte.

Mit dem besten Willen der Welt vermochte es auch der geschickteste Angeber nicht, in vollem Zuge all seine Kameraden zu verrathen, auch nur auf eine Spur der „Einundzwanzig“ hinzuweisen.

Diese geheime Macht, sie bestand also noch und arbeitete.

Solch eine Auflehnung gegen die Gesellschaft vermochten die Gesetze nicht zu erreichen.

Während die zahllosen Omnibusse über die Boulevards dahin rollten, und all die Equipagen im Gehölz von Boulogne ihre Pracht entfalteten, und während Millionen Schaufelstiche das in Nebel gehüllte, in Finsterniß dahin brütende alte Paris in das tageshelle und breite neue Paris Napoleon III. umwandelten, gab es noch irgendwo eine Höhle Ali Baba's!

Mitten zwischen den 15 Bahnhöfen, im Mittelpunkte der großartigsten Bewegung von ganz Frankreich, ja Europa's, wirkten und arbeiteten unter dem Schatten eines Geheimbundes, verbrüdert durch ihr Interesse, über allen Verdacht erhaben, 21 Männer, die alle die Maske der Rechtschaffenheit trugen, in Equipagen fuhren, weiße Glacehandschuhe anzogen und doch alle Räuber

waren und die Hefe der Diebshöhlen und der Bagno's zu ihrer Verfügung hatten!

Jean's Entschluß war bald gefaßt.

Jenes Gefühl der Rechtschaffenheit, welches in seiner Brust wurzelte, war nicht ertödtet. Obgleich ein Mörder, hatte er sich dies Gefühl bewahrt. Wohlan denn, damit waren all seine Zwecke erreicht. — Die erhabene Sendung, welche ihm Graf Navarran anvertraut hatte, sie sollte zu Ende geführt werden!

Um 6½ Uhr brachte ein Kellner dem sehr ehrenwerthen Herrn Sam Davidson das Diner. Mr. Davidson befahl, einen Wagen zu bestellen, der um 8 Uhr bereit stehen müsse.

Um 8 Uhr ließ er sich nach dem Boulevard du Temple fahren, schickte dort den Kutscher weg und ging zu Fuß weiter.

Um 8½ Uhr hatte er das Haus in der Straße St. Louis erreicht, stand vor dem Thürchen im Hauptthore, sperrte es auf und trat in den Hof.

Nachdem er weder im selben noch im Garten etwas Verdächtiges gefunden, stieg er die Treppe hinan und ging in's erste Stockwerk.

Die Thür stand offen.

Er zündete eine Lampe an, die er im Vorzimmer fand.

Von hier aus gelangte Jean nach und nach in einen nach dem Geschmack des ersten Kaiserreichs möblirten Saal, dann durch ein Cabinet, und hierauf in einen geräumigen Speisesalon.

Es sah in diesem Speisesalon so behaglich als bürgerlich aus.

Stühle und Sopha's, ja sogar die Pendulen, waren durch Ueberzüge verwahrt, auf denen jedoch ohne Ausnahme eine dichte Schicht Staub lag.

Es sah aus, als seien die Bewohner dieses Hauses schon vor langer Zeit auf's Land gezogen.

Jean verließ nach kurzem Verweilen diese Gemächer, stieg wieder zum Hof hinab, öffnete das Thürchen, welches den Eingang zum Brunnen verdeckte, ergriff das Seil und ließ sich mit einer Hand daran hinab, während er mit der andern die Lampe hielt.

Er dachte bei sich:

Nun wie Gott will!

Auch unter seinen Füßen schien das Wasser sich zurückzuziehen, und er erreichte glücklich den Boden.

Die Wölbung schloß sich über seinem Kopfe.

Jean betrachtete im Vorwärtsschreiten all die Wände. Er befand sich in einem langen Gange, der mit Katakomben viele Aehnlichkeit hatte.

Nach wenigen Schritten theilte sich dieser Gang und zweigte sich in mehrere Gänge aus.

Er stand auf jenem Centralpunkte, auf den jeder Einzelne der „Einundzwanzig" durch seinen besonderen Eingang gelangen mußte.

Nach den Angaben des Grafen Navarran hatte er selbst den Gang F. einzuschlagen, und in der That fand er links den Buchstaben F. mit rother Farbe auf einen Stein gemalt.

In dieser Richtung ging er nun weiter.

Der Weg wurde plötzlich außerordentlich abschüssig.

Jean mußte raschere Schritte machen, um nicht auszugleiten.

Unversehens hörte jedoch der Gang auf.

Ein gähnender Schlund starrte ihm entgegen.

Wohin er blickte, rieselte das Wasser tropfenweise in eintöniger Regelmäßigkeit nieder.

— Hier muß es sein! dachte Jean.

Nachdem er auf das Genaueste nachgesehen, entdeckte er zwischen zwei Steinen den Kopf eines starken eisernen Nagels.

XIX.

Der Schatz.

Jean zog zuerst den Kopf des Nagels an sich, ohne ihn herausziehen zu können; er versuchte daher, ihn hinein zu stoßen um zu sehen, ob er auch dort Widerstand leiste.

Aber der Nagel ging zurück, und in gleicher Zeit floß das Wasser der linken Cisterne in die rechte, so daß die eine rasch trocken wurde, während die andere sich bis zum Niveau der Mauer füllte.

Die geleerte Cisterne hatte eine unbedeutende Tiefe.

Jean ergriff einen eisernen Ring und öffnete eine Fallthür. Unter dieser Fallthür zeigte sich eine Treppe, und als er diese hinabgestiegen, die Lampe vor sich haltend, war er verblüfft, von maßlosem Erstaunen erfaßt. . . .

Alles schien widerzustrahlen.

Funken zu Tausenden schimmerten von allen Seiten her.

Das Licht, zurückgeworfen vom Spiegel der Diamanten und Crystalle, brach sich in matten Strahlen.

Jean war es dabei zu Muthe, als stände er inmitten des Schweifes eines Kometen.

Es war hier eine bezaubernde Aufstapelung von Reichthümern.

Geheiligte Gefäße, aus Kirchen gestohlen, Ciborien, Leuchter aus massivem Golde, Cassetten, angefüllt von Armbändern, Perlenschnüren, kostbaren Steinen. . . .

Und haufenweise in den verschiedenen Winkeln Gegenstände, die man hatte zerbrechen müssen, um sie fortschaffen zu können, oder umschmelzen, um ihre ursprüngliche Form unkenntlich zu machen; Goldbarren, ähnlich jenen, die sich in den Kellern von der Bank von Frankreich vorfinden; silberne Geschirre, Griffe türkischer und indischer Säbel, welche durch Piraten entrissen waren, — nämlich als Türken, wo Jeder noch Diamanten hatte.

Dieser Schatz besaß keinen Herrn.

Wieviel lebten noch von jenen Opfern, denen diese Banden, nun längst zerstreut, solche Reichthümer entführt hatten?

Es war der Schatz der Hautevolée des Straßenraubes, und diese Hautevolée wußte nicht, wo ihr „Fourgat" seine Depots hatte.

Dies Gold, man muß es dem Leben zurückgeben, in Circulation setzen. Das war ein Hebel, mit dem Jean die Welt aus den Angeln heben konnte.

— O, ich erreiche mein Ziel! dachte er. Mit viel Gold bedarf man wenig des Blutes.

In diesem Augenblicke bemerkte er aber, daß sich der Boden mit Wasser füllte.

Er sah lebhaft, wie am Boden das Wasser von allen Seiten zuriefelte.

Er hatte vergessen, die Feder zu schließen, welche die Verbindung zwischen den beiden Cisternen öffnete und schloß, und das Wasser schoß durch die Fallthüre in den Keller.

Jean lief die Treppe hinauf.

Er dachte mit Recht, daß die Cisterne wenig Tiefe haben und ihr Inhalt nicht genügen werde, den Keller ganz anzufüllen.

Er harrte bis der Zufluß seine Kraft verloren hatte, schwang sich durch die Fallthür empor und klammerte sich an das Mauerwerk der Cisterne.

Er athmete hochauf, als er sich wieder in der Gallerie befand.

Hier erwartete ihn aber eine andere Schwierigkeit.

Seine Lampe war erloschen, und er mußte den Weg in völliger Dunkelheit zurücksuchen.

Jean ging Schritt vor Schritt vor, der Mauer folgend, und versuchend, sich zurechtzufinden.

Er näherte sich der Centralhalle, als er Geräusch von Stimmen zu vernehmen glaubte.

Er horchte einige Zeit, und zweifelte bald nicht mehr: die Stimmen näherten sich.

Bald gelangte ein Lichtstrahl bis zu ihm. . . .

Jean zog sich in einen der Nebengänge zurück; zwei Männer gingen an ihm vorüber, deren Züge er kaum unterscheiden konnte.

Das waren „Monsigneur“ und Aly, welche zurückkehrten aus dem Keller der Straße Recollets, wo sie den Leichnam des „Fourgat“ gesucht hatten.

Jean folgte ihnen auf Entfernung.

Sie stiegen rasch eine Wendeltreppe hinab, auf der er ihnen behutsam folgte.

„Monsigneur“ und Aly waren in das schwarze Cabinet eingetreten und schlossen den „Judas“, nämlich das Guckloch, so ab, daß Jean im Finstern blieb.

Er kehrte um, hoffend den Brunnen zu finden, und ging mit vorgestreckten Armen vorwärts. . . .

Da ergriff seine Hand etwas Warmes, das sich bewegte.

Dieser Gegenstand war ein Kopf, und der Kopf frug:

— Sind Sie es, Davidson?

— Ja, antwortete Jean.

— Folgen Sie mir.

Eine Hand faßte die Hand Jean's. Nachdem man ihn einen Umweg machen und einige Stufen aufwärts steigen ließ, fand sich Jean in jenem Pavillon am Ende des Gartens.

Es war herrlicher Mondschein, und Jean konnte Surypère wiedererkennen.

— Sie sind gerade zu rechter Zeit gekommen, sagte der frühere Waldhüter zu dem Alten.

Dieser schüttelte traurig den Kopf.

— Ich will Sie nun auch nicht mehr verlassen! sagte er; der Herr Graf ist todt.

— Ach! machte Jean tief ergriffen.

— Und diese beiden Männer, mit denen Sie in den unterirdischen Gängen sich kreuzten, sind seine Mörder!

— Weißt Du, wer diese Männer sind?

— Noch nicht, ich werde es aber bald wissen. Surypère's Stimme, gewöhnlich so ruhig, war nun accentuirt von Groll und Drohung.

— Woher kommst Du? frug Jean.

— Aus dem Hotel Louvre, wo man mir sagte, Mr. Davidson sei ausgegangen.

— Und Du hast gedacht, mich hier zu finden?

— Ich kam durch die Straße von Sairtonge, um keinerlei Verdacht zu erwecken. . . Es befindet sich in einem unserer Häuser ein Gang, welcher direct zu diesem Centralgang hieher führt.

— Hat Dir Herr v. Navarran nichts gesagt, bevor er starb?

— Er murmelte: Siehe, daß Du Davidson wiederfindest; ich habe Deiner nicht mehr nöthig.

— Was haben wir hier zu thun?

— Ich werde Sie in das Cabinet des „Fourgat“ führen. . . . Aber wir müssen doch warten, bis „Monseigneur“ es verlassen hat.

— Was macht „Monseigneur“ dort?

— Er sucht das, was er nie finden wird.

— Was ist das?

— Das Zeichen! . . . Sie sind es und nicht er, dem unsere Leute gehorchen werden.

Surypère öffnete halb die Thüre des Pavillons und schritt dem Hause zu.

Jean hatte es nicht bemerkt, daß Surypère es vermieden, auf die Stufen des Perrons zu treten.

— Warten Sie hier, sagte ihm Surypère.

Aber als der kleine Mann in den gewölbten Gang eintreten wollte, brachen „Monseigneur“ und Aly ganz unerwartet hervor.

„Monseigneur“ packte ihn an der Kehle und Aly zog seinen Dolch.

— Hab ich Dich endlich, Elender, schrie „Monseigneur.“ Was hast Du mit dem Körper in der Rue des Recollets gemacht?

— Was meinen Sie, daß ich damit gemacht habe? murmelte Surypère, beinahe erstickend.

— Die Leiche ist mehr dort.

— Dem „Fourgat“ ist Alles möglich.

— Aber ich hatte ihn doch wirklich getödtet. . . . Ich traf ihn in den Hals, da ich wußte, daß er ein Panzerhemd trug. . . .

Er war todt! Es müßte also ein Dämon gewesen sein, der ihn hätte wieder zum Leben bringen können.

— Lassen Sie mich, sagte Surypère, ich weiß von nichts. . . Sie erwürgen mich.

— Wirst Du sprechen? Wohin kam dieser Mensch? Ist er noch am Leben? Wo versteckt er sich jetzt?

— Ich weiß es nicht. . . . Sie erdrosseln mich.

— Sprich . . . oder Du bist des Todes!

Zwischen diesen drei Leuten entspann sich nun ein entsetzlicher Kampf.

Trotz seines schwächlichen Aeußerm war Surypère mit wunderbarer Stärke und Behendigkeit begabt.

Zweimal gelang es ihm, sich loszuwinden; er hatte Aly durch einen kräftigen Fußtritt niedergeworfen. Jener ergriff ihn am Schenkel und klammerte sich daran fest.

„Monseigneur" konnte nichts thun, als Surypère mit seinem Dolche bedrohen; er hatte zu viel zu verlieren, um sich desselben zu bedienen.

— O, es wird Ihnen viel helfen, wenn Sie mich tödten! schrie der kleine Mann.

Diese Worte waren es wahrscheinlich, die ihm das Leben retteten.

In jedem Falle mußte sich aber „Monseigneur" seiner Person versichern; er begann daher den Kampf auf's Neue.

Jean vermochte nicht länger, dieser Scene müßig zuzusehen.

Er ergriff den Dolch, mit dem er sich versehen hatte, und wollte sich nach der Wölbung stürzen, wo Surypère mit „Monseigneur" und Aly kämpfte.

Doch kaum hatte er den Fuß auf die Stufen gesetzt, als der steinerne Arm der Statue, bewegt durch eine geheime

Feder, sich erhob und schwer wie eine Keule auf sein Haupt niederfiel.

Im selben Momente fehlte die Stufe unter seinen Füßen, und Jean rollte blutend, besinnungslos in eine Art Versenkung, die zu den Verließen hinabführte.

Im Garten aber war die Stufe zurückgekehrt an ihre Stelle, und der Arm der Statue hatte wieder seine Unbeweglichkeit angenommen.

XX.

Der untergeschobene Vater.

An jenem Abende, an welchem Jean Deslions in eine Versenkung fiel, gab's große Versammlung im „kanalisirten Kaninchen."

In dieser Kneipe hatten die „Karapatas" ihr Stelldichein, seitdem die „Todtenpiker" das Kaffeehaus zum „Krokodile" im Rabengäßchen erwählt hatten.

Die „Karapatas" bilden in Paris eine Art Zunft für sich; es sind dies die Matrosen des Kanals von der Ourcq, wackere Leute, arbeitsam, immer auswärts, und sie verbringen ihr Leben stets auf dem Wasser, genau wie ihre Brüder auf hoher See.

Ist es nicht erstaunlich, Männer zu sehen, die mit Frau und drei bis vier Kindern im jugendlichsten Alter ein ungeheures Schiff führen, die Schleusen durchkreuzen und von Mareuil oder von Maes ankommen, um Quai zu nehmen im Canal du Temple?

Für die Karapatas gibt's als Unterkommen den großen heiligen Martin, die goldene Sonne und das weiße Roß.

Dort lebt man am billigsten.

Der Karapata kennt nichts als sein Schiff; er ist auf demselben geboren, er hat keine andere Behausung, und er stirbt auf dessen Verdeck.

Der Verfasser dieser Studie sah auf einer Galiote von Saint=Ouen Kinder von sieben Jahren, welche noch nicht den Fuß auf festen Boden gesetzt hatten.

— Sie sind auf dem Schiffe weit glücklicher, sagte der Vater Karapata; es hat keine Eile, sie mit den Schlechtigkeiten der Welt bekannt zu machen.

Der Wirth des „kanalisirten Kaninchen" verschmähte, trotz aller Achtung vor den Karapatas, die Gäste bürgerlichen Standes nicht.

Die Karapatas benutzen blos die erste Stube und die Terrasse, wo eine schwindsüchtige Hecke es versucht, die Aussicht zu beleben; das Hinterzimmer ist gewöhnlich von kleinen Industriellen aus Villette und Belleville besucht.

Die Gaukler der Märkte und der öffentlichen Plätze finden sich auch im „kanalisirten Kaninchen" zusammen.

Ein solcher Gaukler oder „Trugeur" ist ein wackerer Mann, der mit einem Capital von vierzig Sous eine Frau und Kinder ernährt.

Er kauft einen Untersatz aus Filz, der die Form eines Leuchters hat, dann einen flachen Teller und ein Kaninchen. Die Wünschelruthe holt er sich vom nächstbesten Baum, an dem er vorüber kommt; er legt einen Sou auf den Leuchter und stellt den Leuchter auf den Teller; der Spieler nun, der durch einen einzigen Schlag mit der Wünschelruthe den Leuchter vom Teller

hebt, ohne daß der Sou herabfällt — dieser glückliche Spieler gewinnt das Kaninchen.

Die Schwierigkeit ist keine geringe; denn man ist schon fünf Jahre lang mit einem Kaninchen ausgekommen.

Manchmal gibt der Trugeur auch sein ältestes Söhnchen zu einem Seiltänzer in die Lehre.

Kaum zwei Jahre alt, werden mit einem solchen Knaben schon Verrenkungen vorgenommen, mit drei Jahren lehrt man ihn den Eiertanz, und sobald er sprechen kann, ergötzt er auch schon den „Petrusquino".

Der „Petrusquino", das ist nämlich das hochverehrte Publikum.

In dem Hinterzimmer im „kanalisirten Kaninchen" befanden sich sechs Tische und vierundzwanzig Stühle.

Diese Möbel waren von weichem Holze, neu angestrichen; jedoch man müßte ein Hexenmeister sein, um bestimmen zu können, welche Farbe sie hatten.

An einem dieser Tische saß ein hochgewachsener junger Mann mit welken Zügen und hohlen Wangen.

Sein langes Haar, schmutzig und struppig, fiel auf den fettigen Kragen seines Ueberrockes. Man bemerkte keinerlei Wäsche, weder am Hals, noch am Handgelenke.

Vor ihm lag ein Stückchen Brod und Käse, und dabei stand ein Glas Absinth.

Niemand wußte seinen Namen, man nannte ihn blos „Poet."

Er besang, wie alle andern Dichter, die Liebe und den Lenz, er hatte den Gott Pan gefeiert, die Nymphen und die Dryaden.

Doch Trägheit und Trunkenheit brachten ihn an den Bettelstab.

Er ging in den Häusern umher, trug seine Poesieen an, und empfing ein Almosen.

Als man ihm eines Tages das Almosen verweigerte, stahl er.

So war er von Stufe zu Stufe herabgekommen bis in's „kanalisirte Kaninchen.“

Manchmal forderten ihn die Karapatas auf, etwas zu deklamiren; sobald er dann geendet, gab man ihm eine „Ordinaire“, d. h. Fleischbrühe mit einem Stückchen Fleisch.

Im Uebrigen machten die Karapatas durchaus keine Gemeinschaft mit dem Poeten.

Sie sagten, ein Poet sei ein Faullenzer, ein Mensch, der zu nichts taugt; er macht wohl Lieder, das ist aber auch Alles. Er ist mit einem Worte kein Mann!

Abgestumpft zog er sich in seine Ecke zurück und trank Absynth, und immer wieder Absynth.

Von Zeit zu Zeit, zwischen zwei Zügen, hört man ihn murmeln:

Als, Venus, Du dem Dich hast entwandt,
Hast Du Matrosen schon gekannt?

Und er trank! Sein stierer Blick irrte an den angerauchten Wänden umher.

Dann sank sein Haupt wieder auf den Tisch herab, und er murmelte: „Io Pean! . . . Weite Wälder . . . schützende Sterne . . . Jungfrauen von Lesbos! . . .“

An diesem Abende, zur Seite des Poeten, der noch nicht betrunken war, befand sich doch schon der „Schutzengel“ jener Kneipe.

Jener „Schutzengel“ war ein braver Mann, dessen Funktionen darin bestanden, Trunkene nach ihrer Wohnung zu füh-

ren, nämlich sie zu schützen gegen Diebe, welche die „Pfeffer-büchse“ führen, um ihre Opfer blind zu machen.

Man vermag sich nicht vorzustellen, welche verschiedenartigen Eigenschaften in solch einem „Schutzengel“ vereinigt sein müssen. Die Nüchternheit ist gleich die erste seiner Tugenden; ohne sie, wenn er sich von seinem Schützlinge verführen ließe, würde auch er trinken. Jedoch bei seiner Nüchternheit ist dieser Schutzengel von einer körperlichen Kraft, die es ihm ermöglicht, Herr über seinen Mann zu werden, ihn aufzuraffen, wenn er fällt, und ihn vorwärts zu bringen.

Es trat eine dritte Person in den Hintersaal des „kanalisirten Kaninchen.“

— Hast Du diesen Abend nach nicht den Vicomte gesehen? frug der Fremde den Schutzengel.

— Nein, Herr Combalou, nein. Er ist noch nicht gekommen.

— Ich will ein Stückchen mit Vater Joseph verspeisen. Wenn Du den Vicomte siehst, so sage ihm, daß ich nothwendig mit ihm zu sprechen habe.

— Ja, Herr Combalou.

Der Poet erhob sich, und den Blick starr nach dem räucherigen Plafond gerichtet, den er für den Himmel zu nehmen schien, declamirte er:

Die geheiligte Brüderschaft
Verordnet, o Combalou,
Absynth mir anzutragen,
Denn ich selbst hab' keinen Sou!

— Ah! Du hier, boshafter Galgenstrick? rief Herr Combalou aus, Weinschlauch, Dieb!

Der Poet erhob die Hände, um die Götter zu Zeugen zu rufen:

— Die Straße von Corinth, rief er, ist nicht für alle Welt beschreitbar.

— Hier, Canaille, erwiderte Combalou, traktire Dich.

Und abgehend warf er ein Zehncentimenstück hin, das der Poet aufraffte.

— Thatsache ist, sagte dann der Schutzgeist, daß Du Dir Dein Leben verdorben hast. Sieh mal Mathieu Leblanc ... er ist Dichter wie Du, aber das ist ein honetter Mensch. Man verehrt ihn im Kloster Saint-Jean-de-Latran, und die Lumpensammler reißen sich um seine Lieder. Er lebt von seiner Arbeit.

Der „Schutzengel" begann nun das letzte Erzeugniß des Mathieu Leblanc zu singen, den „König der Auverpins" nach der Melodie: „Rothwein zu vier Sous":

Der König der Auverpins
Schloß ab den Lebenslauf,
Und reich Kaninchenfelle
Warf auf den Sarg man drauf.
Kommt alle, Coccohändler,
Ihr Wasserträger, Tuchvertändler;
Zu feiern das Geschick wie zehn,
Des letzten Königs der Auverpin.

In diesem Augenblicke trat der Vicomte ein.

Der Vicomte hatte 50 Jahre passirt.

Er war in einen Reiserock gehüllt und zugeknöpft bis an's Kinn.

Von welchem Stoffe war denn wohl dieser Rock? War es Tuch oder Lasting, Serge oder Sammt? Das ist's eben, was man nie erfahren wird.

Es glänzten die Ellenbogen und die Fäden konnte man zählen.

Das faltige Gesicht des Vicomte verlor sich in einem dichten grauen Barte, wie die Schale einer Kastanie in der Asche. Sein Brustshawl trat anmaßend hervor; und der bunte Foulard, der aus seiner Seitentasche guckte, schien zu sagen:

— Wir haben andere Zeiten gekannt!

Der Vicomte hatte Baumwolle in den Ohren und eine Tabaksdose aus Büffelhorn in der Hand, eine wirkliche Tabaksdose.

Er pflegte mit diesem „Einrichtungsstücke" sich auffällig zu machen, es sehen zu lassen; er war stolz darauf. Das war das einzige Ueberflüssige, das er sich erlaubte.

— Bist Du endlich da, Vicomte? rief der „Schutzengel"; Du kommst sehr gelegen, denn Herr Combalou ist hier und wünscht Dich zu sprechen.

— Combalou ist hier?

— Er speist mit Vater Josephe im Saale der Karapatas.

— Es ist gut, sagte der Vicomte, indem er sich anschickte, Herrn Combalou aufzusuchen.

— Was macht der eigentlich, dieser Mensch da? frug der Poet.

— O, das ist ein Schelm! winkte der „Schutzengel." Er muß Unglück gehabt haben, um dahin zu kommen, wo er ist. Der hatte seiner Zeit Equipagen. Es gab kein Wettrennen ohne ihn. Er duzte die Jokeys.

— Und er hat sich ruinirt?

— Es scheint. Es waren die Weiber, die ihn so herab brachten Es gab einen Kreis der Hohen . . . das was man einen „Club" nennt. Es ist das ein Ort, wo eine Frau an der Pforte steht, die auch keine Nelke abläßt, bevor ihr nicht 10 Franken bezahlt werden.

— Kleinigkeit! bemerkte der Poet.

— Sodann begann der Vicomte zu trichiren, d. h. falsch zu spielen, um das Geld seiner Freunde zu kneifen. Die Freunde, die auch nicht dümmer waren als er, sagten: Aber nun ist's genug. Bald darnach warf man den Vicomte hinaus und grüßte ihn von da ab nicht mehr.

— O, diese Spießbürger, grollte der Poet mit innerer Entrüstung.

— Jetzt wußte der Vicomte nicht, was er anfangen sollte Keinen Sou und gut zu nichts. Du verstehst? Gegenwärtig ist es Herr Combalou, der ihn Geschäfte machen läßt.

— Er ist wohl reich, dieser Herr Combalou?

— Man weiß das nicht. Er hält ein Geschäftskabinet in der Straße Meslay, und hätte die Polizei darauf ein Auge, so müßte sie es manchmal waschen lassen.

— Nun denn, der Vicomte vermag also nicht sein Brot zu verdienen?

Ei, so geh doch, er hat sich ja als „vermeintlicher Vater“ etablirt.

XXI.

In der Straße Ponthieu.

— Was ist das, ein „vermeintlicher Vater?“

— Nun Du sollst sehen, wie schlau er ist. . . . Es giebt da eine Frau, nehmen wir an, die ein Unglück hat. Nehmen wir an, die Unglückliche wisse nicht, wo der Vater ihres Kindes

ist . . . oder denken wir uns für möglich, daß dieser Vater ein verheiratheter Mann ist. Das bringt sie halb um den Verstand, diese Frau . . . denn sie ist stolz!

— Ich verstehe das, sagte der Poet, der sich seine Pfeife angezündet hatte und von Zeit zu Zeit das Glas mit Absynth bis zur Höhe seiner Lippen erhob.

— Nun dann, dann geht man, den Vicomte zu suchen; man giebt ihm fünfzig Franken, hundert Franken, je nach der gesellschaftlichen Stellung der Eltern, und er anerkennt „Polichinell.“ Das macht dann, daß das Kind sich später Herr von oder Fräulein von Floustignac nennt . . . und das genügt für dessen Fortkommen.

Der Poet schlug mit der Faust verzweifelnd auf den Tisch.

— Unglück! murmelte er, wenn ich von guter Familie wäre, das würde mir doch auch manchmal nützen.

Während dieser Unterredung hatten sich der Vicomte de Floustignac und Herr Combalou getroffen.

Herr Combalou speiste mit Vater Joseph ein „Miroton.“

Joseph war ein wackerer Mann aus der Familie der Karapatas.

— Ja, der „Däne“ hat ein Geschäft angeknüpft!

— Es geht ihm gut, dem Dänen!

— Hol' mich der Teufel. Die haben ein vortreffliches Mittel ergriffen, Habert und er . . . Glacéhandschuhe und einen schwarzen Frack. Die Bude im Palais Royal macht Geld. Die schönen Damen kommen, ihre Liebesbriefe zurückzukaufen, oder wenn nicht, gibt man sie dem Herrn Gemahl. . . .

Combalou zwinkerte mit dem Auge und brach in schallendes Gelächter aus.

— Man nimmt auch Schmuck an Zahlungsstatt, fuhr er fort. Diese Damen lassen dann andern machen, falschen, und man bemerkt in der Haushaltung nichts davon.

— Und was ist das, was Du für mich hast?

— Civilstandsfragen, immer Civilstandsfragen.

— Gibt's dabei Knochen?

— Knochen und auch Fleisch; man muß nur vorsichtig dabei sein.

— Erzähle.

— Es handelt sich um ein schönes, junges Fräulein.

— Erwachsen?

— Siebzehn Jahre.

— Element!

— Ohne Vater und Mutter?

— Das heißt, unbekannt.

— Nun wohl!

— Nun wohl! Man hat ihre Einwilligung nicht nöthig.

— Das ist wahr.

Aber auch er hat ein Malheur gehabt.

Fünfundzwanzig Jahre alt, gerieth er in der Kneipe zu Saint-Ouen in eine Rauferei und ließ sein Messer spielen.

Da in der That weder Vorbedacht noch Böswilligkeit lag, wurde er blos zu fünf Jahren verurtheilt.

Als er wieder zurückgekommen, wußte er nicht, was er anfangen sollte; da traf ein Kravattenfabrikant, Herr Surypère, der ihn schon, man weiß nicht woher, gekannt hatte, mit ihm zusammen und sagte ihm:

— Ei, da man Dich nicht auf den Schiffen der Andern will, so hast Du hier, wofür Du Dir ein eigenes Schiff kaufen kannst.

Joseph weinte vor Freude.

Er kaufte das Schiff, heirathete ein hübsches Mädchen aus Mareuil, mit welchem er am Bord lebt, umgeben von jungen Wiederkäuern, die täglich zweimal den Napf ausfressen.

Combalou, Geschäftsmann, hatte Joseph durch Zufall kennen gelernt.

Eines Abends, als Combalou, zurückkehrend von allerlei Unternehmungen, die Quais des Kanals hinabging, wurde er in den Böschungen angegriffen.

Joseph eilte auf seinen Schrei hinzu und befreite ihn, ehe man zweimal die Hand umdreht.

Seit jener Zeit, so oft Combalou Geschäfte im „kanalisirten Kaninchen“ hatte, unterließ er nie, den braven Karapata zu Tische zu laden.

— Hast Du etwas Neues? frug der Vicomte.

— Du wirst die Prinzessin von der Straße Ponthieu pinseln.

— Ein hübsch Quartier das, sagte der Vicomte.

Combalou bemerkte nun, daß Vater Joseph dem Gespräche eine gewisse Aufmerksamkeit zuwandte, und dachte deshalb, er habe genug gesagt.

Er bemerkte daher:

— Fortsetzung im nächsten Blatt!

Man nahm den Kaffee, den fadenscheinigen, worauf Vater Joseph, Herrn Combalou die Hand reichend, sagte:

— Auf Wiedersehen!

Sobald sie fort waren, schüttelte Vater Joseph den Kopf.

— Diese Christen da sind nicht viel werth . . . sie haben Schellen verkehrt umgehängt . . . ich werde die Sache Herrn Surypère erzählen.

Und Vater Joseph begab sich nach dem Faubourg du Temple, zwischen dem Boulevard und der Mondstraße.

Er fand Surypère zu Bette.

— Das wird doch nicht etwa was? frug er.

— Das hat nichts zu bedeuten erwiderte Surypère, ich wurde dieser Tage etwas umher geschüttelt und ruhe mich jetzt aus.

— Ich komme, Ihnen eine Geschichte zu erzählen, sagte Vater Joseph. Sie hat vielleicht nichts zu Grunde liegen; aber, man weiß eben nicht. . . .

Am Fuße von Surypères Bette saß ein junges Mädchen von einfachem und bescheidenen Aussehen.

— Cäcilie, sagte Surypère, geh ein wenig auf Deine Kammer, mein Kind. Du wirst sogleich wieder zurückkommen können.

— Hast Du sonst nichts nöthig? frug sie, sich erhebend.

— Nein, meine Tochter, ich danke.

Cäcilie nahm eine Näharbeit von einem der nächstbefindlichen Stühle und ging in die Nebenstube.

Vater Joseph erzählte sodann Surypère Alles, was er hatte auffangen können von der Conversation des Combalou mit dem Vicomte v. Floustignac.

— Straße von Ponthieu, murmelte Surypère, es ist immer gut, das zu wissen. Danke, mein Alter, hörst Du was Weiteres, komm, mir's zu sagen. Du weißt, ich arbeite nicht für Böses.

— Oh! Das! rief Vater Joseph, Ihr seid ein zu braver Mann, als daß Eure Thaten Ragout wären. . . . Schönste Grüße an's Fräulein.

— Ich werde nicht ermangeln, es ihr zu sagen.

Während der Vater Joseph seine Visite in der Mondstraße machte, setzten der Vicomte und der Geschäftsmann ihr Gespräch fort.

— Das ist die einfachste Geschichte von der Welt, sagte Combalou, Du nimmst zwei patentirte Zeugen, den Weinhänd-

ler von der Ecke und den Gewürzkrämer der Straße von Meaux.

— Das Fräulein Caroline Hedwig ist geboren in der Rue de Provence, während sie heute ein Haus in der Straße Ponthieu bewohnt mit einer ungarischen Dame, die sich Baronin Wanda von Nemeney nennt. . . . Du begiebst Dich auf die Mairie der Straße Drouot und bekennst Dich dort als Vater der Caroline Hedwig, geboren den 14. Juli ein Tausend achthundert . . . ich weiß nicht mehr, welches Jahr; aber ich habe das Datum unter meinen Notizen. Du unterzeichnest, Deine Zeugen unterzeichnen . . . und die Sache ist bestens eingewickelt. Später, wenn man das Fräulein verheirathen will, erscheinst Du, und Du sagst:

— Ganz wohl! Aber meine Einwilligung?

— Ich sehe den Pfiff! sagte der Vicomte.

— Es ist gar nichts weiter zu sagen, siehst Du. . . . Du bist Vater als hättest Du das Sakrament wirklich durchgemacht. Man wird sich fragen: welch ein Interesse könnte denn ein Mann haben, sich als Vater zu bekennen, wenn er es nicht wirklich wäre?

Das ist eine Last, welche er sich aufladet. Er übernimmt die Pflicht, das Kind zu nähren und zu kleiden. Und die Liebhaber sind selten, wenn man ihnen nichts bietet, als blos Gelegenheit, die Börse zu öffnen.

Von anderer Seite, was hat das Kind dabei zu verlieren?

Vater und Mutter unbekannt! Das ist eine Last für die Gesellschaft. Niemand beschäftigt sich mit solchen Kindes Existenz und Zukunft. Keine Zuneigung, keine Bekanntschaft — nichts Allein in der Welt, ohne Geld, ohne Stellung, ohne Brod.

Jene, welche die Gesetze machten, waren selbst brave Leute.! Sie haben nur nicht auf uns gerechnet. Sie sagten sich: Es ist

immer wünschenswerth, daß sich Jemand, gleichviel ob Mann oder Weib, für ein der Gesellschaft geborenes Mitglied verantwortlich mache. Man wird sich doch nicht als Vater eines Kindes bekennen, um es zu vergiften . . .

— Das mein' ich auch, nickte der Vicomte.

— Aber es begibt sich manchmal, daß einzig eine weltliche Rücksicht die wirklichen Eltern abhält . . . Sie selbst lieben ihr Kind, und das ist eben hier der Fall!

— Nun, hier ist ein Vater, sagte der Vicomte.

— Von einem Fräulein, das sechsmalhunderttausend Francs Aussteuer erhält, und das man verheirathen will.

Im Augenblicke des Kontraktes stellst Du Dich mit der Miene der Resignation ein und rufst:

— Sie heirathen meine Tochter, wie man sieht, ohne mich davon zu benachrichtigen?

— Und sodann?

Combalou erhob den Kopf mit einer Art drohender Miene:

— Sodann . . . wir werden sehen! schrie er auf.

XXII.

Ein Ball zum Besten der Armen.

An jenem Abende, da strahlten die Salons der Frau Baronin in einem Lichtmeere. Zwei Bediente in Livree trieben sich auf dem Perron umher und öffneten die Thüren der Kutschen, die sich folgten auf dem feinen Sand der Auffahrt.

Es gab einen Ball zum Besten der Armen. Die große Treppe, garnirt durch Blumen, führte nach dem ersten Stockwerke, wo man tanzte.

Aus dem Saale im Hintergrunde gelangte man auf eine frei hängende Brücke, die sich zweimal um sich selbst drehte, in das große Treibhaus, wo kleine Blumenkörbchen, gehalten, oder besser gesagt entgegengehalten von den jüngsten und schönsten Damen und Demoisellen, als Vorwand für Einnahmen dienten, welche bestimmt sein sollten, als Almosen ausgetheilt zu werden.

Man bemerkte Fräulein v. Charmeney, deren blaues Kleid durch Schleifen rosafarbiger Bänder gehoben wurde. Ein Collier von schwarzen Perlen ließ die matte Weiße ihrer Schultern noch mehr hervortreten. Ein Kranz von Kornblumen schwebte über dem träumerischen Köpfchen.

Einige Schritte neben Fräulein v. Charmeney machte sich die Marquise Bryan Forville breit, blaß unter ihrem schwarzen Haare. Und dann noch verschiedene Andere, deren Namen hohe Geburt und großes Vermögen bedeuteten.

In einer Fensternische sitzend, schien ein junger Mann keinerlei Blicke zu haben, als nur für Fräulein Hedwig, der Adoptivtochter der Baronin Nemeney.

Hedwig durchschritt die Gallerie am Arm von Robert Kodom, dem reichen Banquier und ältesten Hausfreunde.

Dieser junge Mann nannte sich Adrien de Saulles. Er zählte kaum 25 Jahre und auf seinem schwarzen Fracke zeichnete sich eine Brochette von Dekorirungen aus. Unterlieutenant der Spahis, hatte sich Adrien de Saulles das Kreuz in einem Zusammenstoß in der Umgegend von Medeah verdient, und seine vielen Verbindungen hatten ihm den Orden der Eichenkrone und den Carls III. eingetragen.

Die feinen Züge des jungen Officiers, sein schwarzes Kopfhaar und der eben keimende Schnurrbart hoben sich scharf ab von dem dunklen Mattgrunde der Tapeten. Man las Muth und Güte in seinem Blick, der voll von Offenheit war.

Hedwig, an ihm vorbeigehend, ließ einen freundschaftlichen und familiären Blick auf ihn fallen, den Adrien durch ein Kopfnicken beantwortete, das sagen wollte: „Wie sind Sie schön und wie liebe ich Sie."

Hedwig war fast noch ein Kind, sie zählte kaum 17 Jahre, nnd Adrien de Saulles hatte bereits ihre Hand gefordert.

Die Baronin v. Remeney sollte eine Entscheidung treffen. . . .

Sie hatte weder ja noch nein geantwortet. Hedwig, in dieser Sache zu Rath gezogen, erröthete heftig und erkärte, daß ihr Nimand auf der Welt gefalle, ausgenommen Herr Adrien de Saulles.

Soweit war die Sache gediehen und die beiden jungen Herzen flogen sich offen entgegen.

Unter all den Eingeladenen im Palais der Straße von Ponthieu befand sich auch der Baron v. Maucourt, den wir bereits bei Marianne de Fer gesehen haben.

Der Baron näherte sich Herrn de Saulles mit der ausgesprochenen Absicht, an ihn sein Compliment zu richten, jedoch der Offizier kehrte ihm den Rücken mit vollster Schaustellung seiner Geringschätzung.

Der Baron verschluckte das Lächeln, das er vorbereitet hatte, und murmelte: Dieser hübsche Junge sollte Verstand haben.

Sodann den Kopf wendend, näherte sich Herr v. Maucourt der Marquise von Bryan-Forville.

Ihn kommen sehend, biß sich die Marquise auf die Lippen.

Vor ihr auf einem Tische, worüber ein Teppich von Sammt gebreitet war, standen allerlei Gegenstände von Handarbeiten, Geringfügigkeiten aller Art.

— Frau Marquise, sagte Herr de Maucourt, sich tief verneigend, zu was mehr zögern. Seien Sie gütig genug, mir einige Arbeiten zu bezeichnen, woran sich Ihre Feenfinger betheiligten.

— Oh, ich bin zu nichts gut, mein Herr, erwiderte die Marquise; ich kaufte diese Brimboriums, und suche nun den möglichsten Gewinn daraus zu ziehen, das ist Alles.

Der Baron neigte sich über den Korb, wie um etwas auszusuchen, und sagte mit tiefer Stimme, um blos von der Marquise gehört werden zu können.

— Warum haben Sie nicht stets dieselbe Zurückhaltung beobachtet?

— Mein Herr! erwiederte die Marquise mit Abscheu.

Herr v. Maucourt fuhr fort:

— Ihre Briefe sind hinterlegt Straße Valois, unter der Adresse, die ich die Ehre hatte Ihnen zu bezeichnen. Ach! Madame, welche Wärme, welche Leidenschaft in jeder Zeile dieser anbetenswerthen Correspondenz! Glücklich der, welcher Sie zu solchen Gefühlen inspiriren konnte!

— Mein Herr, antwortete die Marquise, wenn eine Frau wie ich in Briefen ihr ganzes Herz und ihre Aufrichtigkeit ausgießt, so kann sie über nichts zu erröthen haben, als höchstens über die Adresse, welche auf den Briefen steht — und das ist nicht der Fall.

— Wie es auch sei, entgegnete Herr v. Maucourt, sich erhebend, der Freund, von dem ich Ihnen zu sprechen die Ehre hatte, wird glücklich sein, Ihnen diese Fliegentapfen zurückzustellen. Man findet ihn täglich bis Mittag.

Die Marquise wandte sich voll Abscheu weg, und der Baron entfernte sich.

Frau v. Bryan-Forville war die Tochter des Banquier Robert Kodom.

Der Marquis, Kapitän der Lanziers, völlig ruinirt, war glücklich, eine schöne Frau zu finden mit einer Aussteuer von 80,000 Frcs. Rente.

Der Capitain war wenige Zeit über in Paris, nachdem er sich verheirathet, und die kleine Marquise, allein, allen weltlichen Verführungen ausgesetzt, hatte sich in eine schuldbare Liaison eingelassen — ihr einziger Fehltritt.

Wie waren ihre Briefe in die Hände des Herrn von Maucourt gefallen? Das wird uns die Folge lehren.

Diese wie alle Arten von „Chantage" werden in Paris in großem Maßstabe betrieben.

Es gibt sogenannte Geschäftscabinete, die nur von solchen Sachen leben.

Diese infame Speculation ernährt ihre Welt, die ihrer werth ist.

Man nennt sogar Leute mit Namen, die sich auf diese Weise bereicherten.

Hedwig hatte den Arm des Banquier Kodom losgelassen und plauderte in einer Ecke mit Frau v. Remeney.

— Pathin, sagte sie ihr, Sie werden mich vielleicht ausschelten!

— Und weshalb, mein Kind?

— Weil ich etwas ohne Ihre Erlaubniß gethan.

— Etwas Gutes ohne Zweifel.

— Sie werden sehen . . . Vor Tische sah ich Joseph mit einer Bowle über den Hof gehen. Ich war in der Orangerie und frug ihn aus Neugierde, was er zu machen gedenke? -- Mein Fräulein, sagte er mir, es harrt da auf der Treppe eine junge Frau, die im Sterben ist; sie trägt ein kleines, kaum einige Tage altes Kind, und ich glaube, beide sind nahe daran, Hungers zu sterben.

Während sie diese Geschichte erzählte, füllten sich die Augen des Fräulein Hedwig mit Thränen.

— Dann, Pathin, fuhr sie fort, ging ich bis an's Thor. Wenn Sie diese Unglückliche gesehen hätten, es wäre Ihnen die Seele gebrochen. Sie ist sehr jung und völlig bleich, ganz abgemagert und abgemüdet! In Folge der Leiden hatte sie, ich weiß nicht was, Vagues im Blick, das an Wahnsinn streifte. Dies arme kleine Wesen, das sie trug, wie es den Tod erwartete, mit Ergebung auf den Knieen der Mutter. Ein Kind, das weiß ja nichts! wenn man ihm nichts gibt, so stirbt es!

— Und was hast Du gemacht? frug die Baronin.

— Ich ließ sie in's Waschhaus bringen, zum Feuerwinkel. Der Säugling hatte erfrorene Hände. Er schien wiedergeboren zu werden. Wenn Sie gesehen hätten den Blick voll Freundschaft und Dankbarkeit, den er mir zuwarf, Sie wären ebenso berührt davon worden.

— Und die Mutter?

— Man gab ihr zu speisen. . . Dann kam die Reihe an die Kleine; sie nahm die Brust der Mutter, die vor Freude weinte.

— Hast Du sie gefragt, woher sie kommt?

— Sie sagte mir, sie habe nicht in ihrer Heimath verbleiben können und daß sie nach Paris gekommen sei, Arbeit zu finden . . . Wenn wir nur Einiges nöthig haben in der Wäsche, so sagte ich ihr, möge sie bleiben.

Hedwig nahm eine flehende Miene an, und bat:

— Da meine Pathin so sehr gut ist, so bin ich sicher, sie werde sie pflegen.

— Man muß vorher, sagte Frau v. Remeney, wissen, wer dies Weib ist, und ob sie werth sei, daß man sich um ihr Schicksal bekümmere.

— Oh, rief Hedwig, sie ist dessen würdig, Pathin, ich sah dies sogleich. — Und es ist die Kleine, welche vor Allem Güte verdient. Denn die hat doch nichts Schlechtes gemacht, die Kleine, dessen bin ich sicher.

Die Baronin küßte Hedwig auf die Stirne.

— Liebes Kind, murmelte sie mit Zärtlichkeit.

Und sie fuhr fort:

— Wie nennt sich die von Dir Protegirte?

— Louise Deslions, Pathin.

— Nun wohl, wir werden uns morgen mit ihr weiter beschäftigen.

— Danke, hauchte Hedwig.

— In diesem Augenblicke nahte sich das Fräulein von Charmeney der Baronin.

— Ist es wahr, Madame, frug sie, daß Sie diesen Abend jenen Magnetiseur, von dem man seit einigen Tagen überall spricht, eingeladen haben?

— Ja, meine liebe Kleine, der Ritter v. Püllnitz wird nicht mehr lange auf sich warten lassen.

— Welche liebenswürdige Ueberraschung. Man schreibt ihm wirklich Zauberkräfte zu.

— Er ist der directe Nachfolger des Cagliostro; er thut Wunder, und wir werden sogleich Gelegenheit haben, eine Probe davon zu sehen.

— Glauben Sie nicht, Madame, daß die Magnetiseure nichts als Charlatane sind?

Adrien de Saulles näherte sich der kleinen Gruppe, in der sich auch Hedwig befand.

— Ohne Zweifel, sagte er, gibt es unter den Magnetiseuren Charlatane, doch ist es erwiesen, daß der Magnetismus eine Wissenschaft ist, eine Wissenschaft freilich, die noch in rudimentärem Zustande, aber doch schon staunenerregende Resultate erzielt hat.

Der Ritter v. Püllnitz ist nicht blos Magnetiseur, sondern auch Medium, und zwar ein sehr gewiegtes Medium.

XXIII.

Der Magnetiseur.

— Glauben Sie an Geistererscheinungen, Herr Saulles? frug die Baronin.

— Ich glaube das, was ich sehe, antwortete der Offizier.

— Jedoch, worauf soll sich denn der Glaube an Geistererscheinung eigentlich gründen?

— Das ist der Glaube, daß, sobald sich das Leben dem Körper entzieht, die Seele noch immer die Erde bewohne. Der Geist behält seine Persönlichkeit; er ist noch nicht rein genug, um sich in höhere Regionen aufschwingen zu können. Die Seele ist da mit uns; wir sehen sie durchaus nicht, aber sie sieht uns. Gewisse Lebende gelangen durch Gebet und äußerst strenge Keuschheit dahin, sich in Rapport mit den Geistern setzen zu können. Daher jene Manifestationen, welche Charlatane so oft parodirten.

— Demnach, unterbrach ihn Fräulein v. Charmeney, gibt es vielleicht auch in diesem Augenblicke Geister mit uns hier im Saale.

— Leute, die tanzten, wie wir tanzen werden! Große Damen einer anderen Zeit, die auch mit ihren Händen arbeiteten, um den Armen zu Hülfe zu kommen. Ja, mein Fräulein, ich glaube, daß die Einen für uns Sympathie haben, während die Anderen trachten, uns zu verwirren und zu schädigen.

— Also ein Mann, der ein Verbrechen beging . . .

— Wird wahrscheinlich von Schritt zu Schritt durch das Phantome seines Opfers verfolgt. Und wer weiß, ob es nicht die Nähe dieses Geistes ist, was wir Gewissen nennen, und was den Schuldigen quält?

— Ich erinnere mich, indem ich das Gefängniß von Saint-Lazare besuchte, eine Frau gesehen zu haben, die ihr Kind umgebracht hatte. . . Nun wohl, all die Nächte hindurch glaubte sie, das ermordete Kind stöhnen zu hören. Sie richtete sich

dann voll Entsetzen auf, die Augen starrend, um das Dunkel zu durchdringen. . . Endlich ergriff sie der Wahnsinn!

Während Herr de Saulles sprach, ward die Baronin de Remenev von einem gewissen Schauer ergriffen.

Todtenähnliche Blässe bedeckte ihr Antlitz.

— Die Nacht! sagte sie in Verwirrung, das ist wohl wahr, die Nacht!

— Was haben Sie, Pathin? frug Hedwig verduzt.

In diesem Augenblicke meldete ein Bedienter:

— Der Herr Ritter v. Püllnitz!

Es erhob sich eine Bewegung der Neugierde in der Versammlung.

Der Ritter ging zur Rechten der Frau v. Remenev und machte ihr eine tiefe Verbeugung.

Es war ein eigenthümlicher Mensch, dieser Ritter v. Püllnitz. Sein Gesicht schien verlängert, seine Backenknochen hervorspringend, und sein Schnurrbart, der beiderseitig zu langen Spitzen zusammengedreht war, die bis an die Augenbrauen reichten, gaben ihm ein mephistophelisches Ansehen.

Unter seiner knochigen Stirne, die ungewöhnlich hoch war, funkelten zwei kleine Augen wie elektrische Lichter.

Durch charlatanistische Berechnung präsentirte sich der Ritter v. Püllnitz in den Salons der Straße von Ponthieu im Augenblicke, als es Mitternacht schlug.

— Was werden Sie uns Außergewöhnliches sehen lassen, Ritter? frug der Banquier Robert Kodom.

Die Pendule schlug den ersten Schlag von Mitternacht.

— Aber, sagte der Ritter, die Augen forschend um sich drehend, ich bin nur nicht sicher. .

Und er wendete sich an die Baronin:

— Geht Ihre Uhr genau, Madame?

— Sehr genau.

— So werde ich ihren Gang aufhalten.

Herr v. Püllnitz erhob die Hand gegen die Uhr.

Der Hammer, der eben den fünften Ton schlug, fiel klirrend auf die Glocke; man hörte im Innern, daß sich irgend etwas brach und die beiden Zeiger fielen auf das Kamingesims.

Das brachte unter all den schönen Damen eine Sensation voll Schreck hervor, die gerade vorher noch gelacht.

Ein Schauer lief ihnen über den Nacken, wie eine Woge über den Sand sich ergießt, bevor die Hochfluth steigt.

— Das ist wunderbar! rief der Banquier.

— Das ist höchst einfach, im Gegentheile, erwiderte Herr v. Püllnitz mit einem Lächeln, das seine eben so weißen als spitzen Zähne sehen ließ; mein College Home, amerikanisches Medium, sieht dieses Experiment als eine Kinderei an.

— Aber haben Sie uns nicht auch eine magnetische Sitzung versprochen?

— Ohne Zweifel.

— Haben Sie hierzu nicht eine geeignete Persönlichkeit nöthig?

— Oh! wir werden wohl gewiß welche im Saale finden. Unter all diesen Fräuleins gibts ohne Zweifel solche,

bei denen das nervöse oder lymphatische System schon völlig präparirt ist. Uebrigens, wir werden es ja gleich sehen. . .

Der Ritter bezeichnete einen kleinen runden Tisch, auf dem ein Theebret mit Eis stand.

— Man nehme dies Plateau weg, sagte er.

Ein Bedienter befolgte sofort den Wink.

— Diese Tafel wird uns antworten, fuhr Herr von Püllnitz fort. Drei Füße! das ist's, was wir bedürfen; drei, stets drei! Es war auf einem Dreifuß, auf dem die Sybille von Kumäa orakelte. Die Göttlichkeit ist eine dreifache in Einer Person. Man machte aus drei Elementen vier, aber ich weiß nicht, weshalb; es gibt nur drei: der Himmel, die Erde und das Wasser. Das Feuer ist kein Element, es ist die Erde, die brennt!

Der Magnetiseur schien inspirirt zu sein; seine Lippen bebten und seine Worte klangen wie gebrochen.

— Sehen Sie! rief er.

— Er ergriff das Tischchen, und es vor sich hinstellend, begann er seine Hände darauf zu stützen.

— Gibt's in diesem Hause ein magnetisches Individuum?

Der Tisch neigte sich auf zwei Füße und der dritte, zurückfallend auf das Parquet, schlug einmal auf.

Das wollte „Ja" sagen.

— Gibt es mehrere?

— Ja, antwortete wieder der Tisch.

— Doch das am besten hierzu disponirte Individuum, befindet es sich hier mit im Salon?

Der Tisch rührte sich nicht.

— Ist es im ersten Stockwerke?

Der Tisch, indem er einen Schlag gab, antwortete mit Ja.

Der Ritter von Püllnitz wendete sich nun an Frau von Remeney.

— Wollen Sie die Güte haben, Frau Baronin, mir herzuzählen, eine nach der andern, jede Stube, aus der Ihre Wohnung im ersten Stocke besteht?

— Dem Salon zur Seite ein Boudoir.

Der Ritter frug nun den Tisch:

— Ist's im Salon oder im Boudoir.

Keine Antwort.

Die Baronin fuhr fort:

— Zwei Schlafzimmer.

— Ist's in einem dieser Zimmer?

Der Tisch rührte sich nicht.

— Dann kommt die Wäschekammer.

— Ist's in der Wäschekammer?

Der Tisch erhob sich und klopfte: Ja!

— Es ist gut, sagte der Ritter.

— Wollen Sie, frug der Banquier Kodom, daß man nachsehe, wer in diesem Momente sich in der Wäschekammer befindet?

— Das ist unnöthig, sagte der Ritter.

Und sich gegenüber der Thüre aufstellend, erhob er seine Hände

Die Neugier der Zuschauer war lebhaft gereizt. Jeder hielt seinen Athem zurück.

Herr v. Püllnitz machte zwei oder drei Schritte vorwärts, wie um Jemand zu rufen, und trat dann wieder zurück, gleichsam wie um Jemand anzuziehen.

Man hatte beide Flügel der Thüre geöffnet,

Da erschien im Vestibule ein junges Mädchen, eine entschlafene Madonna, ebenso rein als schön, wenn auch von abgemagerten Zügen.

Sie war in einen armseligen grauen Unterrock gekleidet, ihre aufgelösten Haare fielen über sie herab.

Bei ihrer Annäherung entfuhr ein Gemurmel der Bewunderung den Lippen Aller.

Hedwig stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, indem sie in der Erscheinung Louise Deslions' ihren Schützling wiedererkannte.

Louise näherte sich langsam, die Augen halb geschlossen. Es schien, als wollte sie ankämpfen gegen den Einfluß, der sie beherrschte.

Herr v. Püllnitz dirigirte sie gegen einen Fauteuil, auf den er sie zum Sitzen brachte.

Dann berührte er ihre Stirne, und sich vor sie hinstellend, frug er:

— Sehen Sie?

— Ich sehe, erwiderte Louise.

Und sie begann an allen Gliedern zu zittern.

— Was sehen Sie? frug der Magnetiseur.

— Das ist schrecklich! murmelte Louise. Dieses Kind, das eben erst geboren . . . es will schreien . . . es ringt . . . man erstickt es. . . .

Frau von Remeney, bleich wie eine Todte, lehnte sich an die Wand, um nicht umzufallen.

Louise fuhr fort:

— Ein Mann tritt ein . . . ein Maurer . . . armes kleines Wesen . . . es ist da . . . hier in der Mauer!

Robert Kodom trat in diesem Augenblicke ungeduldig vor.

— Genug, mein Herr! sagte er Herrn v. Püllnitz. Wir haben mit solchen Melodramen nichts zu thun.

Herr v. Püllnitz ließ einen tiefen Blick über den Banquier hingleiten.

— Wissen Sie, mein Herr, ob dieses Melodram nicht einst eine Wirklichkeit war?

— Gleichviel! erwiderte Robert Kodom. Ob Realität oder nicht, diese Scene interessirt uns nicht.

Louise hatte sich erhoben, und auf Frau v. Nemeney zugehend, rief sie mit Abscheu aus:

— Das ist sie!

— Nochmals, mein Herr, nahm der Bankier wieder das Wort, entfernen Sie diese Wahnsinnige.

Aber Louise stieß einen Schrei aus und stürzte bis zur Treppe.

Sie nahm ihr Kind auf, dem man in einer Ecke der Wäschekammer ein Bettchen zurecht gemacht, drückte es in die Arme und entfloh nach der Straße.

XXIV.

Der Poet kommt wieder zum Vorschein.

Es war der 15. Januar, um 1 Uhr Nachts. Es fror, daß die Steine platzten. Eine Kruste von Schnee und Glatteis bedeckte das Pflaster.

Louise nahm im Laufe die Richtung nach den Champs Elisées.

Sie ging, unter Einfluß des magnetischen Schlafes dahingleitend, über die polirte Oberfläche zwischen den Alleen. Die kleinen Sternchen funkelten an der Himmelsdecke und ihr zur Seite erglänzten die Zweige der Bäume, an denen Reif und Feuchtigkeit zu weißen Krystallen festgefroren waren, während sich die schwarzen Baumstämme den Blicken entzogen.

Louise ging, ja lief ununterbrochen.

Hinter ihr mühten sich zwei Schatten ab, ihr zu folgen.

Ein Individuum, so lang als mager, und eine Megäre in Lumpen, die einen Tragkorb auf dem Rücken und einen Rechen in der Hand trug.

Diese beiden Personen, welche anscheinend vor dem Hotel der Baronin Remeney spionirten, waren Louisen auf dem Fuße gefolgt.

Der Mann war kein anderer als der Poet, dem wir schon in der Herberge der Karapatas begegneten; das Weib ging zur Begleitung mit ihm.

— Wir müssen unseren Plan ausführen, sagte der Poet, bevor sie auf dem Concordiaplatz ankömmt. Einmal dahin gelangt, würden wir schwere Arbeit haben.

— Geh voraus, sagte die Lumpensammlerin, Du wirst ihr den Weg vertreten.

— Als wenn das angenehm wäre, vorauszugehen, erwiderte der Poet mit Humor; zweimal bin ich schon gefallen und habe die Füße erfroren.

— Du würdest einen schönen Liebhaber abgeben, der sich fürchtet, den Hals zu zerbrechen, sagte die Lumpensammlerin.

Dann fuhr sie fort:

— Herr Combalou hat wohl Recht, wenn er behauptet, daß Du zum Nichtsthun am tauglichsten seiest!

Der Poet, bei seinem Ehrgefühl angegriffen, sprang zwei oder drei Schritte Louisen vor; ihr dann plötzlich entgegentretend, faßte er sie am Arm.

Louise, so barsch geweckt, stieß einen Schrei des Entsetzens aus und stürzte ohnmächtig zu Boden.

Das Kind, welches sie trug, entfiel ihren Händen und rollte zur Seite.

— Nimm den Balg, sagte der Poet

Die Lumpensammlerin stellte ihre Kiepe an den Fuß eines Baumes und hob den armen Kleinen auf, der, halbtodt vor Kälte, sich wimmernd über sein Schicksal beklagte.

— Wirf den kleinen Polichinell in die Lumpen, begann der Poet, denn sonst krepirt er uns.

Man sieht, daß der Schüler der Muse sich in den Kneipen eine Sprache angewöhnt hatte, welche mit der der Götter in colossalem Gegensatz stand.

— Wenn er krepirt, erwiderte die Lumpensammlerin, werden wir schon anderswo einen anderen aufheben und sagen alsdann, es sei derselbe.

— O! das würde vielleicht noch Geschichte machen; es ist immer besser, wir behalten diesen da.

Die Lumpensammlerin hatte nun das arme, kleine Geschöpf in ihrer Kiepe untergebracht.

— Es scheint, rief sie aus, als wenn das eine Waare wäre, die in Paris fehlt! Kinder wachsen am Fuße eines jeden Baumes wie die Pilze.

— Eilen wir jetzt davon, frug der Poet?

— Untersuche ihr doch die Taschen, sagte die Lumpensammlerin mit Humor.

Der Poet ließ seine Hände über die arme Louise spazieren und entzog ihr einen kleinen Shawl, der ihre Schultern bedeckte;

in ihren Taschen fand er nur einen Fingerhut und ein Fünfcentimesstück, welches er sich aneignete.

Alsdann eilte er über die Straße, von seiner Mitschuldigen gefolgt, und suchte den Quai zu erreichen.

Einige Minuten später fanden zwei Polizeiagenten, die ihre Runde machten, den leblosen Körper Louisens.

— Ein Weib, sagte der Eine.

— Sie ist erfroren, erwiderte der Andere und bückte sich, sie näher zu betrachten.

— Nein, sie athmet.

Dann sagte er weiter:

— Die hat nicht das Aussehen einer Herumstreicherin.

— Das Feuer wird sie wieder zu sich bringen. Nimm sie von der andern Seite und eilen wir . . .

Sie hoben das unglückliche Mädchen auf und trugen es mit Vorsicht bis zum Polizeibureau des Faubourg St. Honoré.

Andern Tags konnte man in den Abendausgaben der Journale lesen:

„Zwei Polizeiagenten fanden in vergangener Nacht eine junge Frau ohnmächtig in einer Allee der Champs-Elysees. Diese Unglückliche hat auf alle an sie gerichteten Fragen so verwirrt geantwortet, daß man auf den Gedanken kam, sie sei beim Anblick eines Verbrechens, welches noch nicht entdeckt ist, wahnsinnig geworden. Dieses arme Wesen, jung und von seltener Schönheit, ist dem Polizeicommissar des Viertels überwiesen worden, welcher in ihrem Interesse alle nöthigen Maßregeln angeordnet hat“.

Was auf gut französisch sagen will, daß Louise Deslions in der Salpetrière eingesperrt wurde.

An demselben Tage fiel eine ergreifende Scene auf der Mairie des neunten Arrondissements vor.

Der Vicomte Johann Edm. Gaston von Floustignac erschien auf dem Civilstands-Bureau.

Herr v. Floustignac erklärte, er wünsche den Fehltritt seiner Jugend gut zu machen und bekenne sich als Vater eines Kindes weiblichen Geschlechts, welches unter den Namen Karoline Hedwig eingetragen sei.

Zwei Zeugen unterschrieben mit ihm; der Act wurde einregistrirt und ausgefertigt, dem Vicomte gegen die gewöhnlichen Gebühren von 7 Franken 50 Centimes eingehändigt, welcher nun Vater eines jungen Mädchens geworden, das er in seinem Leben nie gesehen.

Herr v. Floustignac eilte nun, den Act der Anerkennung in das Cabinet des Herrn Combalou, Geschäftsmann in der Straße Meslay, zu bringen, der sich die Hände rieb, indem er sagte:

— Wir haben gewonnenes Spiel!

— Sagen Sie mir, mein lieber Combalou, bemerkte der Vicomte, wäre es nicht möglich, daß Sie mir einen kleinen Vorschuß auf dieses Geschäft gäben?

— Immer habsüchtig! rief Combalou. Ich theile gern das, was bei einem Geschäft herauskommt, aber es ist meine Sache nicht, mich ganz auszugeben.

— Ich weiß nicht, wo ich schlafen soll, lispelte der Vicomte. Mein gewöhnliches Schlafgemach ist unsicher geworden, die Polizei läßt sich dort zu häufig sehen.

— Da, sagte Combalou, hier ist ein Ei auf einem Teller. Das Ei auf dem Teller war ein Louisd'or auf einem

Fünffrankenstück von Silber, welches so ziemlich das Eiweiß und den Dotter vorstellt.

Der Vicomte verzog den Mund.

— Nicht einmal ein lumpiges Tausendfrankenbillet?

— Da! rief Combalou in rosiger Laune, nimm dieses Fünfzigfrankenbillet.

Der Geschäftsmann setzte dann noch hinzu:

— Du mußt übrigens solche Gewohnheiten nicht annehmen.

Floustignac grüßte und ging, indem er zu sich sagte:

— Das laß ich mir gefallen, man wird endlich freigebig.

— Auf dem Boulevard Saint-Martin kaufte er nun eine Rose, die er in's Knopfloch steckte, ließ für 50 Centimes seinen Hut aufbügeln, seine Stiefeln wichsen und endlich, soll man es glauben! kaufte er sich ein Paar gelbe Glacé-Handschuhe!

Armer Vicomte! er glaubte sich wiederzuerkennen. Ein Reiter kam am Boulevard vorüber, ohne Zweifel ein Reitknecht oder ein Stallmeister des Circus.

Floustignac blieb stehen, um das Pferd als Kenner beurtheilen zu können.

— Seine Füße, sagte er halblaut, da ist arabische Race drin.

Es fehlte nicht viel und der Vicomte hätte sein Portefeuille hervorgezogen und 25 Louisd'or gewettet.

Jedoch überlassen wir den Vicomte seinen Erinnerungen an eine bessere Zeit. Wir haben Jean Deslions verlassen, als er zusammenbrach und ohne Lebenszeichen in die Tiefe des Verließes der Straße St. Louis hinabstürzte.

Wie lange seine Ohnmacht gedauert hatte, wußte Jean nicht.

Als er wieder zum Bewußtsein kam, empfand er einen heftigen Schmerz am Kopfe.

Er fuhr mit der Hand darnach, welche er benetzt vom Blute, das aus seiner Wunde triefte, zurückzog.

Trotzdem ihn der Sturz stark verletzt hatte, gewann Jean doch die Kraft, sich aufrecht zu stellen.

Er zog sein Taschentuch und verband sich den Kopf, um dem Blutverluste Einhalt zu thun.

So blieb er eine Weile sitzen, um seine Besinnung wiederzugewinnen.

Dichte Finsterniß umgab ihn. War es jetzt außen Tag oder Nacht?

Jean meinte, es müsse noch immer Nacht sein.

Denn sonst, so hoffte er, müsse doch wenigstens ein Schimmer in den Abgrund fallen, auf dessen Grund er lebendig begraben lag. Zu schwach, sich aufrecht zu halten, kroch er auf Händen und Füßen in seinem Kerker umher.

Dieser war das unterste Ende einer Grube von kaum vier Meter im Umfang.

Nicht einmal ein Strohbund oder ein Tonkrug war zu finden.

In einer Ecke stieß seine Hand auf einen kalten und feuchten Gegenstand, auf irgend etwas Rundes.

Er wollte sich überzeugen, was jene Kugel war, und ließ seiner Hand freien Spielraum. . . .

Erschrocken zog er die Hand plötzlich zurück, denn er erfaßte einen Todtenkopf. . . .

Auf Entfernung von ein paar Schritten fand er auch die Beine.

Jean gelang es endlich, sich zu erheben, und dem Schenkel folgend, gelangte er an die Hüfte, weiterhin an die Rippen und schließlich an den Hals.

Etwas noch Kälteres als die Knochen lag auf den Schultern.

Es war dies ein durch eine Kette an die Mauer befestigter Halsring.

Dieses unglückliche menschliche Wesen war also mittelst eines Ringes um den Hals festgekettet gewesen, und nach seinem Tode löste man den Kopf vom Rumpfe und ließ ihn am Boden hinrollen.

Jean stützte sich gegen die Mauer und dachte lange nach.

Hier zu sterben, mit 28 Jahren, einige Schritte von den ungeheuren Reichthümern, die er entdeckt hatte. . .

Er sollte sterben, ohne sich zu rächen!

Ohne die Seinen wieder zu sehen, seine Schwester verlassen hinschmachtend, allen Schmerzen blosgegeben, in Noth, vielleicht in Schande, das war entsetzlich.

Was aber machen?

Jean sagte sich, er bedürfe dreier Tage, um vor Hunger zu sterben. . .

Er hatte also noch drei Tage vor sich.

XXV.

Der Magyare.

Jean fragte sich, ob wohl Jemand davon wisse, daß er in dies Verließ hinabgestürzt sei?

Surypère war wahrscheinlich todt.

Und die beiden Männer, die mit ihm gekämpft hatten, bemerkten wohl kaum, was im Pavillon vorgefallen.

Die Stunden verstrichen. . .

Stets dieselbe Stille und Finsterniß.

Und dennoch mußte irgend eine Oeffnung vorhanden sein, da sich athmen ließ.

Jean begann seine Untersuchung von Neuem.

Seine Augen, schon vertraut mit der Finsterniß, konnten nun die Grube überblicken, in der er sich befand.

Oberhalb des Skelettes machte sich ein Punkt bemerkbar, der heller war als die Mauer.

Jean ergriff die Kette und schwang sich bis da hinauf.

Es war eine längliche Oeffnung, etwa wie eine Oeffnung an einem Briefkasten — aber viel breiter.

Jean streckte seine Hand aus und fühlte, daß von da die Luft kam.

— Hätte ich nur Brod und Wasser, dachte Jean, so könnte ich mit der Zeit diese Oeffnung vergrößern.

In diesem Momente fühlte er, daß er stürze.

Die Kette hatte sich von dem Steine gelöst, der sie hielt, und Jean rollte auf den Boden hin, die Kette aber blieb ihm in den Händen.

Er stieß einen Schrei der Freude aus, als er fühlte, daß jene Kette, an deren einen Seite sich der Ring befand, der den Hals des Unglücklichen eingepreßt hatte, dessen Gebeine vor ihm lagen, in der Wand mittelst einer langen Eisenstange befestigt gewesen.

Und diese Eisenstange hatte er erfaßt.

Sie war zu gleicher Zeit ein Mauerbrecher und eine Schaufel.

Diese Entdeckung gab Jean alle Energie zurück.

In gewissen Augenblicken genügt ein Weniges, um unsere sinkenden Hoffnungen wieder aufzurichten.

In der Gefahr, zu ertrinken, klammert man sich an einen Strohhalm.

Jean räumte die Erde und die Gebeine hinweg, die den Boden bedeckten, und baute daraus einen Hügel. Von diesem aus konnte er mit Leichtigkeit die Oeffnung in Angriff nehmen.

Zuerst lockerte er die Steine, dann setzte er die Stange ein und in der That gelang es ihm, mittelst dieses Brecheisens zwei Hausteine herauszuheben.

Diese zwei Steine dienten dazu, den Standpunkt noch weiter zu erhöhen, dergestalt, daß sein Kopf beinahe das Gewölbe berührte und er nun nach Belieben arbeiten konnte.

Nachdem er noch einige Hausteine gelockert blieb nichts mehr übrig, als einige kleine Bruchsteine, und nun war die Arbeit eine leichte.

Als die Oeffnung noch weiter abgetragen war, fand er darin für Hände und Füße einen Stützpunkt.

Er kroch hinein, die Hände vorstreckend, die Füße nachziehend.

Endlich bemerkte er einen Schimmer; er kroch vorsichtig weiter. Die Oeffnung mündete in einen Keller, ähnlich dem, den er eben zu verlassen im Begriff war; in diesem Keller befand sich sitzend ein Geschöpf, das jedenfalls das sonderbarste war, das er je gesehen.

Es dies war ein Mann von unerrathbarem Alter.

Der Tisch, an dem er saß, bestand aus einem Brette, das auf zwei Blöcken lag.

Der Mann schien etwas zu flechten; er hatte Charpie vor sich, und suchte die Fäden zu verknüpfen.

Jean fühlte einiges Grauen. Er hatte den Kopf kaum durch die Oeffnung gesteckt, als jener Mann sich erhob und frug:

— Wer ist da?

Jean sah nun, daß dem Unbekannten die Haare bis auf die Füße herabhingen, und der Bart bis an den Gürtel.

— Ich bin ein Gefangener, antwortete Jean, der nichts thut, als das Gefängniß zu wechseln.

— Eine Stimme! schrie der Mann in Extase, eine menschliche Stimme!

Und er begann aus Freude zu weinen.

Jean ließ sich in jenen Keller hinabgleiten.

— Sind Sie verwundet? frug der Gefangene.

— Ja . . . ich habe mir im Sturze den Kopf etwas zerschlagen.

— Ich werde mich mit Ihrer Wunde beschäftigen.

Der Gefangene nahm Jean das Tuch ab, das dieser sich um den Kopf gewunden; er strich die Haare zurück, untersuchte die Wunde und sagte:

— Das hat nichts auf sich!

Dann wusch er die Verletzung und bedeckte sie mit einer Kompresse, die er aus den Fäden gemacht.

Jean beeilte sich, seinen improvisirten Arzt näher auszufragen.

— Wer sind Sie?

— Wer ich bin? schrie der Gefangene auf, ach! kaum daß ich mich noch dessen entsinne! Ich bin geboren in einem Lande, wo die Männer groß und stark sind, und die Frauen weiß und blond . . . es werden an 17 Jahre sein, daß ich mich in dieser Grube befinde. Vordem bewohnte ich Pesth — ich bin Ungar, und man nennt mich Baron Friedrich von Remeney.

Der Magyar unterbrach sich selbst.

— Sie haben Ruhe nöthig, sagte er zu Jean, strecken Sie sich auf dieses Bett . . . es ist weniger feucht, wenn nicht auch weniger hart als der harte Boden Ihres Gefängnisses war. . .

Jean, dessen Kopf glühte und dessen Puls fieberhaft ging, nahm den Antrag seines Unglücksgefährten an.

Der Magyar bewachte den Schlaf des Kranken mit väterlicher Hingebung.

Durfte er doch hoffen, Manches über Lebende zu erfahren, von denen er schon so lange Zeit getrennt war.

Dieser junge Mann, der hier schläft, wird ihm erzählen, daß der Himmel noch immer blau ist, und daß es noch immer Bäume und Blumen gibt.

Als Jean wieder erwachte, fand er den Magyaren sehr nachdenkend.

— An was denken Sie? frug er ihn.

— An unsere Bestimmung! Werde ich es sein, der Sie hier zu beschützen hat, oder werden Sie es sein, der mich dem Leben zurückgibt? Welcher der beiden Einflüsse wird überwiegen?

Jean konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

— Es gibt noch stets Zauberer in Ungarn, Herr von Nemeney!

— Ja . . . Die Zigeuner ziehen durch die Steppe und bevölkern sie mit den Wahngebilden ihres Aberglaubens. Kennen Sie die Brücke von Prag? Haben Sie jene alten Bischöfe aus Stein gesehen, welche die Fremdlinge so sonderbar anschauen?

— Nein, sagte Jean, ich durchzog die neue Welt, aber ich kenne kaum Europa.

— Bei uns, fuhr der Magyar fort, treibt die Hexe noch immer ihren Spuk; sie vermischt den Gischt der Kröte mit dem Blute einer schwarzen Katze und durchzieht um Mitternacht die wilde Haide. Steht der Mond im Zenithe, so erhebt die Hexe die Hände, spricht höllische Worte aus und prophezeit die Zukunft.

Es war eine Hexe, welche mir diese lange Gefangenschaft voraussagte.

— Sagte Sie Ihnen, wann diese Gefangenschaft enden werde?

— Sobald das in Verlust gerathene Kind wird wiedergefunden sein.

— Welches Kind?

— Das weiß ich nicht. Einen Moment lang hoffte ich.

— Aus welcher Veranlassung?

— Ich muß Ihnen vorher sagen, daß Sie nur deshalb so leicht bis hierher dringen konnten, weil ich schon den Durchgang geöffnet hatte.

— Ah! sagte Jean.

— Wie Sie, hoffte ich, einen Ausgang zu finden . . . und ich fand nichts, als einen Unglücklichen, der mit den Füßen und mit dem Hals an die Wand geschmiedet war.

— Und wer war dieser Mann?

— Ein armer Teufel, der als Instrument der Rache jenen Elenden gedient hatte, die mich hier lebendig begruben.

— Er hat wahrscheinlich geplaudert?

— Ja, ihm entschlüpften einige Worte im Rausche.

— Ist er schon lange todt?

— Seit etwa zehn Jahren.

— Und was war das für eine Rache, deren Sie erwähnt?

— Die Entführung zweier Kinder.

— Johanna und Guntram vielleicht? schrie der ehemalige Waldhüter auf.

Der Magyar erwiderte erstaunt:

— Das sind wahrhaftig die Namen, welche jener Mann ausgesprochen.

— Die Kinder des Grafen von Navarran?

— Ja, würden Sie sie wiedererkennen?

— Ich muß sie zuerst kennen lernen.

Der Magyar schien einen Augenblick nachzudenken.

— Welches Interesse können Sie dabei haben? frug er.

— Dies Geheimniß gehört nicht mir, erwiderte Jean. Aber bei Gottes Gnade, sagen Sie mir, was jener Mann mit den gestohlenen Kindern machte!

— Diese Kinder wurden Bauersleuten in der Umgegend von Evreux anvertraut.

— Der Name jener Bauersleute?

— Sie nannten sich Pierre und Madeleine Deslions. Das ist Alles, was ich weiß.

— Madeleine Deslions! schrie Jean. Ah! erheitern Sie sich, Herr Baron, denn die Zigeunerin hat wahr gesprochen. . .

Das verlorene Kind ist wiedergefunden!

— Wir werden von hier fortkommen . . . Wie? Das weiß ich nicht, aber wir werden fortgehen. . . Madeleine! Gute und heilige Frau, wie hätten die Kinder des Grafen von Navarran Dich nicht für ihre Mutter halten sollen, da Du doch immer so liebreich, so gütig mit ihnen warst! Deshalb also wollte sie mich auf dem Todtenbette sprechen! Das war das Geheimniß, welches sie mir anvertrauen wollte.

Der Magyar unterbrach ihn.

— Sie haben wohl den Grafen von Navarran gekannt?

— Es war mein Vater.

— Und was geschah mit ihm?

— Er wurde des Nachts in diesem Hause hier ermordet von zwei mir bisher unbekannten Männern.

— Man nannte sie „Monseigneur“ und Aly.

— Ich werde sie aber wiederfinden!

Jean war auf's Knie gesunken.

Die Thränen liefen ihm reichlich über das Antlitz.

— Mein Gott! rief er, im Namen meiner Mutter, die man wahnsinnig gemacht; im Namen meiner Schwester, die sie entehrten, bitte ich Dich, o mein Gott! führe mich zurück ans Licht!

Du hast es erlaubt, mein Gott, daß das Kind gerettet worden, Du ließest es zum Manne heranreifen. Du warst es, der es seinem sterbenden Vater gegenüberstellte. Du hast den Jüngling zum Vertrauten der Sünden seines Vaters gemacht, zum Erben der Sühne!

Gestatte, daß ich es vollführe, das Werk der Ergebenheit und der Gerechtigkeit, gestatte, daß ich lebe, um auszulöschen das Verbrechen, und um abzuwaschen das Blut! . . .

XXVI.

Die Giftmischerin

Nachdem Jean sein brünstiges Gebet vollendet hatte, erhob er sich.

Das Selbstvertrauen war ihm zurückgekehrt.

— Sie glauben sich bereits befreit? bemerkte der Ungar mit Bitterkeit.

— Irgend etwas sagt mir, daß ich nicht hier sterben soll.

Anstatt einer Antwort legte Herr v. Remeney einen Finger auf den Mund und versteckte die brennende Kerze in einer Ecke.

Sodann ließ sich vom Gewölbe ein länglicher Korb herab, aus dem der Ungar einen vollen Krug hervorholte, sowie ein Brod und ein Stück Fleisch.

Den Krug stellte er dann geleert in den Korb zurück, der emporgezogen wurde.

Darauf kehrte der Stein an seine Stelle zurück, und nichts ließ ahnen, daß da oben eine Oeffnung sei.

— Ich will jetzt meinen Kerker etwas beleuchten, sagte Jean. Es ist gewiß, daß, wenn Jemand von meinem Verweilen in diesem Verließe wüßte, man mir, ebenso gut wie Ihnen, Brod und Wasser schicken würde.

Der Magyar zündete eine zweite Kerze an, und Jean nahm den Weg durch die Oeffnung zurück.

Er fand das Verließ, wie er es verlassen hatte, und konnte nicht ohne Schauder das Skelett des Elenden ansehen, der ihn einst seiner Mutter entrissen hatte.

Als er zurückkehrte nach dem Kerker des Magyaren, fand er diesen beschäftigt, das Fett von seinem Fleischstücke zu trennen.

Der Ungar zerschmolz an der Kerze dieses Fett und ließ es in ein Stück zerbrochenen Kruges träufeln.

— Wenn das erkaltet sein wird, sagte er, so rolle ich es um einen der Dochte, die ich hier bereitete . . . und wir haben eine Kerze mehr.

— Und wenn Ihnen das Licht verlöscht? frug Jean.

— Ich habe zwei Kieselsteine, welche Funken auf diese Charpie abgeben. Und diese kräftig anblasend, gelange ich zuletzt zum Licht.

Jean bewunderte die Erfindungsgabe des Magyaren.

— Sie wissen noch nicht, was Einsamkeit heißt! rief ihm dieser zu. Daniel Foe gewährte dem Robinson Krusoe doch den Anblick eines gestrandeten Schiffes, auf dem er Ackergeräthe, Waffen, Schießpulver, Getreide fand, all Das, was er nöthig hatte. Wahrlich, ein glücklicher Schiffbrüchiger, dem Kamm, Spiegel und Pomade geblieben. Der Verfasser hätte einen einsamen, alles Beistandes beraubten Menschen im Kampfe mit der Natur schildern sollen. Er hatte nicht nöthig, dies verzärtelte Schooßkind auch in allerbegünstigtes Klima zu versetzen. . . Ich hätte den Menschen sehen mögen, wie er ist inmitten der Natur, ohne alle Hülfsmittel. Da hätte sich ein wirklicher Sieg ergeben. Aber Daniel de Foe hat nichts bewiesen

— Könnte ich nicht erfahren, sagte Jean, erstaunt, diesen klaren Verstand bei einem Manne zu finden, der so viele Jahre schon getrennt von anderen Menschen war, — könnte ich nicht die Fatalität erfahren, welche Sie in diese entsetzliche Lage brachte?

Der Magyar fuhr mit der Hand über die Stirne und warf sein dichtes Haar zurück, das ihn von allen Seiten umgab.

Nur Lumpen bedeckten seinen Leib; er streckte seine nackten Arme empor, als wollte er Gott zum Zeugen anrufen für die Wahrheit seines Berichts, den er vorzutragen sich anschickte.

— Ich war 24 Jahre alt, als ich mich wahnsinnig in Wanda Stolinnka verliebte.

Meine Kindheit und meine erste Jugend hatte ich im alten Schlosse Pollak, wenige Meilen von Pesth, zugebracht.

Es ist dies ein alter Thurm auf einem Felsen, ein Gemäuer, das bereits von allen Seiten abbröckelte, denn es war dem Glücke des Königreichs des heiligen Stephan gefolgt.

Mein Vater hatte allerdings da und dort einige Kellen Mörtel in die Löcher streichen lassen; aber die Maurer unserer Zeit können alte Schlösser nicht mehr repariren, und der Gyps hat das Aussehen eines Aussatzes auf unseren feudalen Mauern.

Ungefähr eine Meile vom Schlosse Nemeney gab es einen Meyerhof in nackter Fläche, nämlich auf der Pußta, wie wir solche kahle Länderstriche zu nennen pflegen.

Auf diesem Meyerhofe lebte mit seiner Tochter ein herabgekommener Edelmann, Michaly Szegßard.

Ich ging oft, um meine Pfeife zu rauchen, auf die Pußta, während mir Michaly von dem Unabhängigkeitskriege erzählte.

Vor uns lagen die unübersehbaren Triften, welche Heerden bedeckten, und auf der Straße kamen die Bauern vorüber, die Stirne umschattet von den breiten Hutkrämpen, die weißleinenen Hosen mit Koth befranst, und am Leibe zusammengebunden nach Weise der Asiaten.

Wanda lief um uns herum.

Sie brachte uns selbstgepflanzten Tabak, und sang die alte ungarische Weise:

„Ein Sturm ist das Leben!
Nie Ruhe, ewiger Wind,
Ein glühender oder eisiger Windstoß,
Blumenregen in der Jugend,
Eisflocken im Alter!
Die Rosen entfliehen entblättert.
Eitel ist's, sie halten zu wollen,
Lust und Rosen entschwinden.
Jahre schichten sich auf wie Schnee
Und sie schmelzen dahin wie dieser.
Jugend und Alter, mit Gott!
Das Leben, es ist ein Sturm,
Aber das Gewitter läßt
Stets einige kühlende Tropfen
Auf unserer glühenden Stirne!

Der Magyar war hierbei in schrecklicher Aufregung und seine Augen standen voll Thränen.

— Ich liebte, sagte er, das schöne, junge Mädchen! Sie war damals noch so stolz und so rein! Wenn wir mit den Tschikoschen, den Posthirten, auf ihren feurigen Pferden nach der Wolfsjagd gingen, da folgte uns Wanda, die Büchse und das Messer in Händen. Eine Reiherfeder schwankte dann auf ihrer Mütze und gab ihr das Ansehen einer Heldin, und sie war eine, in der That. . .

Ich sehe noch unsere Wälder und unsere Ebenen, vor meinen Blicken liegt nirgend eine Wegspur . . . und die Steppen der Theiß . . . ein Weidenbusch, verloren im Nebel, ein Heuschober, oder jene riesigen Ziehbrunnen.

Mein Vater, der Baron Schandor, wollte nicht, daß ich Wanda zur Frau nähme; aber ich hatte ihm gesagt, daß ich sie liebe und daß ihre Lippen an den meinigen geruht.

Wir waren verlobt vor Gott.

— Was machen? frug ich eines Abends Wanda.

— Dein Vater ist alt, sagte sie, wir werden uns heirathen, wenn er nicht mehr ist.

Diese unkindliche Berechnung machte mich beben.

— Dann, fuhr Wanda fort, wirst Du reich sein . . . denn Dein Vater hat 1200 Pferde und fast ebensoviel Hirten. Es ist nur Geiz, daß er das Schloß verfallen läßt . . . Wir werden dann nach Buda und nach Pesth gehen . . . Du wirst sehen, wie schön ich bin, wenn ich Toilette und Schmuck habe.

Wenige Tage nach diesem Gespräche vertraute mir der Schäfer Emmerich, daß Wanda des Nachts über den großen

Morast, den Hanschag, geritten sei, um die Zigeunerin Hankscha um Rath zu befragen.

Diese Zigeunerin trieb Handel mit schädlichen Pflanzen und Giften.

Einige Tage nach diesem nächtlichen Ausfluge brachte die kleine Trikschey, die Magd der Pußta, sogenannte „Notys“ (?!), trockene Kuchen, gemacht aus gekeimtem Korn, auf das Schloß.

Tags darnach starb mein Vater, nachdem er davon gegessen.

Ohne Zweifel war nur ein einziger dieser Kuchen vergiftet, jener, den Trikschey meinem Vater antrug, denn all die übrigen Leute, die davon aßen, verspürten keinerlei Uebelkeit.

Das Unglück hätte mir die Augen öffnen können; allein das geschah nicht. Ich war weit entfernt, Wanda in Verdacht zu haben . . . Erst viel später ward mir die entsetzliche Wahrheit bekannt. . .

Sechs Monate nach dem Tode meines Vaters heirathete ich Wanda.

Der Magyare unterbrach sich hier, um seiner Aufregung Zeit zu lassen, sich zu berruhigen.

Es gibt, fuhr er dann fort, ein altes Sprüchwort, das stets die ungarischen Bauern im Munde führen:

„Es gibt auf Erden mehr keine Gerechtigkeit, denn König Mathias Korvinus ist todt.“

Oft wenn ich mit Wanda zu Pferde über die Pußten ritt, oder ein Dorf durchzog, hörte ich die Weiber aufschreien:

Meghalt Matyás Király, oda az igazság!

(Es starb Mathias der König, dahin ist Gerechtigkeit!)

Ich verstand nicht, daß das eine bittere Satyre auf meine Verehelichung mit Wanda war.

Sie selbst war es, die in ihrer Entrüstung sich dazu entschloß, es mir zu erklären.

Eines Tages sah ich sie in Thränen gebadet kommen.

— Was hast Du denn? frug ich.

— Es ist mir unmöglich, länger dies Land zu bewohnen. . .

— Weshalb?

Wanda schlug ihre Augen nach mir auf, so schön als wild.

— Du weißt nicht, rief sie aus, welche Beschuldigung man gegen mich erhebt?

— Eine Beschuldigung?

— Man sagt, fuhr sie schluchzend fort, man sagt, daß ich Deinen Vater vergiftet habe.

Ich starrte wie vom Blitz getroffen.

— Ziehen wir fort, drängte Wanda, ziehen wir fort von hier, ich flehe Dich an!

— Aber wer sagt denn das? rief ich aus. Der Erste, der dies von Dir behauptet, dem will ich mit meinem Jagdmesser das Wort in der Kehle ersticken.

— Du wirst dann nur den stumm machen, den Du ermordet hast.

— Aber das ist ja niederträchtig! rief ich aus.

— Rette mich, fuhr Wanda fort, rette mich, ich habe Angst!

Ihre Augen rollten . . . Sie war halb ohnmächtig, und da ich fühlte, daß sie schwankte, umschlang ich sie mit beiden Armen und trug sie auf das Bett, auf welchem mein Vater verschieden war.

— Verehrter Schatten! rief ich aus, vergieb mir meinen Ungehorsam und schütze Deine beiden Kinder! O, mein Vater, wenn Du uns hörst, wenn Du uns siehst, so beschütze die, welche ich liebe und die Deinen Namen trägt.

Bei diesen Worten prallte Wanda zurück, als wenn der Geist, den ich herabgerufen, vor ihr wirklich erschienen wäre. . . .

XXVII.

Im Hause der Baronin.

Sie verließ das Zimmer und verbarg sich in eine Scheune, wo ich sie inmitten der aufgespeicherten Strohbünde fand.

— Trockne Deine Thränen, sagte ich ihr, sie auf die Stirne küssend, morgen reisen wir.

Und in der That, mit Tagesanbruch waren wir auf dem Wege.

Ich wollte Wanda nach Pesth begleiten und sehen, was sich dort thun lasse.

Noch beim Abzuge, als sich der Wagen schon in Bewegung setzte, hörte ich den Slovaken, der die Pferde angespannt hatte, murmeln:

— König Mathias ist todt!

Wir ließen unsere Pferde zu B. verschnaufen, einem kleinen Orte, der sich auf halbem Wege nach Pesth findet.

Eine Schaar böhmischer Tagelöhner und Zigeuner tanzte auf dem Platze, und das Geheul der Wölfe, die in dieser Gegend

sehr zahlreich sind, mischte sich in die Töne der Guzla, in das Schrillen der Kastagnetten und in die abgemessenen Schläge des Tambourins, die durch den Schlagring einer alten Zigeunerin hervorgerufen wurden, welche auf einem Lederstuhle saß, der weniger durchgerbt war als ihr Gesicht.

Wahrlich — ein seltsames Schauspiel.

Trotzdem ich von früher her Zigeuner gekannt habe, blieb ich doch stehen und betrachtete mir diese schwarzen Bärte, diese weißen Mäntel, diese sonnverbrannten Gesichter, sowie diese braunen und gewandten Tänzerinnen. . . .

All dieses wirbelte in unbeschreiblicher Raserei durcheinander.

Uns bemerkend, stellte die Alte ihr Tambourin ein, in der Hoffnung, einiges Kleingeld zu erlangen.

Sie kam auf mich zu und faßte meine Hand.

Ihre Katzenaugen fixirten mich.

— Du gehst einher zwischen zweien Verbrechen! sagte sie mit tiefer Stimme.

Du wirst lebend begraben, aber Du wirst aus dem Grabe wieder erstehen, sobald das in Verlust gerathene Kind gefunden worden.

Das erste Verbrechen war der Tod meines Vaters, und ich sollte das Jahr darauf dem zweiten beiwohnen. . . .

Es war dies am 10. Januar. Wir zogen in Pesth ein über jene wunderbare Kettenbrücke, welche die moderne Hauptstadt mit der orientalischen Altstadt, mit dem uralten Buda verbindet. Die Donau war zugefroren. Der mächtige „St. Gerhardsberg“ war mit Schnee bedeckt, und die fernen Berggipfel hoben sich blendendweiß vom Horizonte ab.

Die alten Giebeldächer und die alterthümlich gebräunten Thore von Schnitzwerk funkelten stalakitartig von Zierrathen in Eis.

Ich stieg mit Wanda und zwei Domestiken im „Hotel zur Königin von England“ ab.

Nach acht Tagen, hingebracht in Unschlüssigkeit, schlug mir Wanda vor, Wien oder Paris zu bewohnen.

— Wien, erwiederte ich, das ist noch möglich; doch wie sollte ich von meinen Besitzungen die geringsten Revenuen beziehen, wenn wir Frankreich bewohnen? Daran ist nicht zu denken!

Wanda bestand lange hartnäckig auf ihrem Plan, gab aber endlich nach.

Ich kehrte auf mein Schloß zurück, um die letzten Vorbereitungen zu treffen und die letzten Befehle zu ertheilen.

Drei Tage darnach, als ich in das Hotel in Pesth zurückkehrte, sagte man mir, „Madame“ sei abgereist.

Wanda hatte einen Brief für mich hinterlassen.

„Unsere Heimath, schrieb sie, sei ihr widerwärtig geworden; „sie erwarte mich in Paris . . . überzeugt, daß ich die Gefühle „verstehen werde, welche sie bewogen, so zu handeln, und daß ich „ihr Vergebung nachbringen werde.“

Mein Entschluß war bald gefaßt. Ich mußte Wanda wiedersehen, da ich wenig Lust hatte, meinen Namen durch alle parfümirten Rinnsale der Pariser Galanterie schleifen zu lassen.

Wanda hatte Alles mitgenommen, was sie an Gold und Schmuck zusammenraffen konnte.

Das war, wie Sie sehen, eine Frau von Vorsicht.

Bei uns wird der Grundbesitz behalten und niemals verkauft.

Es ist daher höchst schwierig, irgend eine Summe zu realisiren.

Ich überließ die Administration meiner Güter einem treuen Diener und verkaufte meine Ernten auf zehn Jahre voraus.

Auf diese Weise nahm ich so viel auf, als mir möglich war, und entschloß mich, zu reisen. . : .

· Diese Vorkehrungen aber hatten, so groß auch meine Thätigkeit war, einen Zeitaufwand von vollen sechs Wochen gekostet.

Endlich war Alles in Ordnung zur Abreise, als ich plötzlich arretirt und nach der Festung Leopoldstadt abgeführt wurde.

Man verweigerte es, mir die Ursachen meiner Verhaftung anzugeben.

Ich hörte höchst unbestimmt von Conspirationen, von politischen Complotten sprechen, das war Alles.

Ich schrieb Briefe auf Briefe nach Pesth und Wien.

Doch erst nach Ablauf eines Jahres, Dank der Vermittelung des Fürsten Es . . . ., ward ich in Freiheit gesetzt.

Fünf Tage darnach befand ich mich in Paris. Nach endlosen Bemühungen und Erforschungen erfuhr ich zuletzt, daß die Baronin ein Haus in der Straße von Ponthieu bewohne, welches ihr ein reicher Banquier gekauft hatte, ein Holländer von Geburt, Robert Kobom.

Ich warf mich in einen Miethswagen und fuhr nach der Straße von Ponthieu.

— Die Frau Baronin v. Remeney? frug ich einen Lakei.

— Die Frau Baronin ist nicht in Paris.

— Wo ist sie denn?

— Auf Reisen.

— In welchem Lande?

— Das weiß ich nicht.

— Wann kehrt sie zurück?

— Madame hat mir durchaus nichts gesagt.

Es hieß also, anderswo nachfragen.

Ich ließ mich sofort nach der Straße von Ville-l'Evêque zu dem Banquier Robert Kodom führen.

Ich schickte ihm meine Karte, und man führte mich in sein Cabinet.

Herr Robert Kodom schien mir kaum fünfzig Jahre zu zählen, obgleich sein dichter Haarwuchs schon zahlreiche Silberstreifen aufwies.

Von schlanker Taille und angenehmen Aeußerm — besaß er Alles, was einen Mann von Rang kennzeichnet.

— Mein Herr, sagte ich ihm, ich bin der Baron von Remeney.

Der Banquier verneigte sich.

Dies war eine Art, nicht zu antworten.

— Sie haben der Baronin von Remeney, meiner Frau, ein Haus in der Straße von Ponthieu verkauft?

— Ich erinnere mich dessen ganz wohl, mein Herr.

— Wurde dieses Haus bezahlt?

Der größte Theil, mein Herr. Die Baronin hat mir noch einige hundert Franken zu zahlen, damit ihr das Haus ganz zugehört.

Der Magyar unterbrach seine Erzählung:

— Als ich den Diener befragte, der auf meine bestimmten Fragen nur sehr unbestimmt antwortete, schien es mir, als ob sich der Vorhang eines Fensters der ersten Etage bewegt habe...

Und hinter diesem Vorhang gewahrte ich Wanda's Gegenwart.

Wie konnte sie dieses große Haus bezahlen?

Der Verkauf ihrer Juwelen hätte dazu nicht ausgereicht.

Dieser Mensch hatte es ihr verkauft. . . .

Er sagte, es sei bezahlt.

Dieser Mensch war ihr Geliebter.

Diese klare Einsicht hatte mein Verstand bald gefunden.

Die Thränen standen mir nahe und ich hätte den Banquier erdrosseln mögen.

Nach einer kleinen Pause fing ich wieder an, und suchte ein leichtes Lächeln hervor zu bringen:

— Meine Situation ist eine sehr merkwürdige, mein Herr; ich komme soeben von Ungarn und weiß nicht, wo ich meine Frau finden soll . . . Sie ist auf Reise, sagt man mir. Können Sie mir, da Sie doch in geschäftlicher Verbindung mit der Baronin sind, nicht sagen, nach welcher Richtung sie reist?

Die Baronin, antwortete mir der Banquier, hatte, soviel ich weiß, die Absicht, den Süden Frankreichs zu besuchen, ob sie aber ihren Plan ausgeführt hat, weiß ich nicht.

Ich grüßte den Herrn Robert Kodom und verließ das Haus, den Tod im Herzen.

Das ungarische Volkslied klang fort und fort in meiner Erinnerung und ich lispelte für mich hin:

„Ein Sturm ist das Leben!
Nie Ruhe, ewiger Wind,
Ein glühender oder eisiger Windstoß,
Blumenregen in der Jugend,
Eisflocken im Alter.
Ein Sturm ist das Leben!“

Und ich erblickte die Pusta, Wanda als junges Mädchen mit ihrem hübschen Kopfputz . . . das Herz brach mir.

Ich faßte den Entschluß, Alles in Erfahrung zu bringen und mich zu rächen.

XXVIII.

Ein verkauftes Kind.

Nachdem ich das Haus von allen Seiten genau besehen, hatte ich mich überzeugt, daß es leicht war, ein Gitter zu ersteigen und auf den kleinen Pavillon zu springen, wo der Concierge wohnte, und von da, längs der Gartenmauer hin, in den Garten zu gelangen.

Einmal im Garten, ist man auch im Hause. Ich mußte die Nacht abwarten, um mein Project in Ausführung zu bringen. . . .

Ich harrte.

Oh! wie ist Paris gräßlich für den, der leidet, der sich sehnt, allein zu sein inmitten dieser indifferenten, aber ewig drängenden Menge!

Der Abend schien mir endlos.

Eine halbe Stunde nach Mitternacht nahm ich einen Wagen und ließ mich zum Rondelle der Elyseeischen Felder fahren.

Von dort lenkte ich zu Fuße nach der Straße von Ponthieu ein.

Als ich mich dem Hotel näherte, zog das Geräusch eines Wagens meine Aufmerksamkeit auf sich.

Dieser Wagen hielt vor dem Gitter.

Ich verbarg mich im Schatten der Thorpfosten.

Zwei Personen stiegen aus dem Wagen.

In der ersten erkannte ich den Banquier Robert Kodom.

Die zweite Person hatte das Aussehen eines Mannes aus dem Volke; er ließ sich durch den Banquier lenken, und es schien mir, als wären ihm die Augen verbunden.

Dieser Mann trug eine Schaufel und eine Kelle in der Hand.

Die kleine Thür im Gitter war offen. . . .

Robert Kodom und der Maurer traten in den Hof ein und verschwanden meinen Blicken.

Was ging hier vor?

Zu was dieser Maurer, so mysteriös eingeführt um Mitternacht in das Haus meiner Frau?

Ich sah irgend etwas Infames voraus.

— Du gehst dahin zwischen zwei Verbrechen! hatte ja jene Zigeunerin gesagt.

Ohne Zweifel war dies nun das zweite, das sich einige Schritte von mir zutrug.

Der Wagen, der Befehl hatte, nicht vor dem Hause stehen zu bleiben, fuhr nach der Ecke der Straße der Ecurier-d'Artois, wo er anhielt.

Ich war allein, . . . ich konnte handeln.

Ich ergriff das Gitter, schwang mich auf die Mauer, durchschritt den Hof. . . .

Während ich hart an der Wand des Hauses fortschlich, vernahm ich ein schweres Seufzen und Stöhnen.

Das Geräusch schien aus einer Stube im zweiten Stockwerke zu kommen.

Obgleich die Laden geschlossen, und ohne Zweifel auch innen die Vorhänge herabgelassen waren, hatte dies Fenster doch einen lichten Schein, der trotz aller Vorsicht verrieth, daß Licht dahinter sei und daß daselbst etwas vor sich gehe.

Immer auf dem First der Mauer fortschreitend, erreichte ich den Garten.

Ich sprang jetzt auf eine offene Stelle herab, und sah mich im Garten um, welche Hülfsmittel sich mir etwa darboten.

Es giebt doch in jedem Garten eine Leiter! . . .

Wo war sie hier?

Hinter einem dichten Gebüsche entdeckte ich das Glashaus.

Es war nicht verschlossen.

Im Hintergrunde, hinter den Orangekübeln, den Zwergpalmen und Aloeen, fanden sich Schaufeln, Rechen, zwei Gießkannen und die Leiter, die ich suchte, lag am Boden.

Ich nahm sie auf und kehrte damit in den Hof zurück.

Die Leiter reichte kaum bis zum ersten Stockwerke, dessen sämmtliche Laden geschlossen waren.

Einzig auf dem rechten Flügel stand die Hälfte eines Fensters offen.

Das nachbarliche Haus hatte von dieser Seite auch nicht mehr als zwei Stockwerke.

Ich bediente mich der Leiter, um wieder auf die Mauer zu gelangen; einmal oben, zog ich die Leiter nach, die ich nun gegen das Haus lehnte, wodurch ich endlich eine kleine Terrasse erreichte, welche ein steinerner Balkon umgab.

Von dieser Terrasse aus legte ich die Leiter quer über den darunter befindlichen Hofraum, so daß sie einerseits auf dem Rande der Terrasse, anderseits aber auf der Fensterbrüstung ruhte.

Es war dies eine Brücke, und vermittelst derselben gelang es mir bald, den Zwischenraum zu überschreiten, der mich von jenem Hause trennte, in das mir der Eintritt verwehrt war.

Das halb offene Fenster bot mir leichten Eingang.

Ich erreichte durch dasselbe einen kleinen Badesalon.

Die leere Badewanne stand mir gegenüber; der Fußboden

war mit weichem Teppich belegt. Das ganze Möblement bestand aus einem Sopha und zwei Stühlen.

Ich öffnete leise die Thüre und befand mich in einem Corridor, den eine Lampe beleuchtete, die an drei kupfernen Strängen hing.

Die Lampe in den Händen, durchschritt ich horchend den Gang.

Im Hintergrunde befand sich ein Salon, rechts ein Speisesaal.

Durch das Schlüsselloch blickend, sah ich zwei maskirte Männer, und zwischen beiden den Maurer, den ich kurz vorher hereinführen sah.

Was erwartete er?

Ich öffnete die dritte Thür, welche sich zu meiner Linken befand.

Sie führte in ein großes Toilettezimmer.

Kleider und Pelzwerk hingen an Kleiderrechen, welche drei Seiten des Zimmers einnahmen.

Vorne zwischen den beiden Fenstern befand sich eine großartige Toilette von weißem Marmor, und daneben ein Vorhang von blauer Seide verhüllte die Thüre des Schlafzimmers.

Dies war das Zimmer, in dem sich bald darauf das Drama zutrug . . . Hier war es, von wo das Gestöhne ausging, das ich von außen gehört.

Jetzt war ich meiner Sache gewiß; diese Kleider gehörten Wanda; all diese Stoffe verbreiteten den mir wohlbekannten Duft dieser Frau, die ich so sehr geliebt!

Denn sehen Sie, man irrt sich in solchen Dingen nicht. Geben Sie einem Manne ein Taschentuch, einen Handschuh, einen Fächer, einen Fetzen Stoff, den jene Frau trug, die man

liebt, er wird sie wieder erkennen in jedem dieser Gegenstände oder Ueberreste.

Sie war hier, zwei Schritte von mir!

Ich vernahm deutlich ihre Stimme.

— Man muß ein Ende machen, sagte sie mit Ungeduld.

Die Stimme einer andern Frau unterbrach sie.

— Ich flehe Sie an, Madame! sagte jene weinend, . . . haben Sie Mitleid mit mir. Ich war noch nicht Mutter, als ich in dies schreckliche Geschäft einwilligte . . . Jetzt habe ich nicht mehr den Muth . . . Lassen Sie mir mein Kind! Ich ziehe das Elend mit selbem vor.

— Es ist zu spät, um zu vernünfteln, unterbrach nun eine andre Stimme, die ich als jene des Robert Kodom erkannte. Man fand Sie, vor Hunger sterbend, in einer Mansarde der Rue de Province. Unordentlichkeit und Krankheit hatten Sie ohne Hilfsmittel zurückgelassen . . . Ich kaufte Ihr Kind . . . Ohne Zweifel hätte ich vorgezogen, es wäre nicht lebend geboren worden . . . das Unglück hat es anders bestimmt. Nun wohl, es muß sein, daß dies Kind verschwinde. Sie haben für die Mutter dieses andern hier zu gelten . . . . dieses Mädchens, das hier in der Wiege schlummert.

— Das ist gräulich! murmelte Jean Deslions.

— Und das ist noch nicht Alles, schrie der Magyar, rings im Kerker umhersehend . . . . Ich habe stets die Erinnerung an jene düstere Nacht. Oh, diese Elenden! Es giebt Momente, in denen man sich vornimmt, Alles das zu bezweifeln... Man möchte, daß die göttliche Gerechtigkeit sofort einträte, daß die Züchtigung eine unmittelbare werde, daß der Rächer auf jene Elenden käme, die so frech die himmlische und irdische Gerechtigkeit herausfordern . . . Glauben sie denn, unbestraft zu bleiben? Die Gerechtigkeit ist oft langsam; aber ihre Stunde schlägt doch stets.

Es giebt Hyänen und Tiger, welche menschliche Gestalt haben.... Es ist nicht die Seele, die in ihnen glüht, sondern ein Instinkt der Wildheit, der sie in Bewegung setzt, ein Blutdurst, der sie durchflammt . . .

Der Magyar machte wieder einige Schritte, ergriff den Wasserkrug umd setzte ihn an seine lechzenden Lippen.

Nach kurzer Weile begann er wieder:

— Die Worte, welche ich gehört, ließen mir keinen Zweifel mehr. Entblößt des Schmuckes und der Pracht, aufgeregt zu glänzen, hatte die Baronin v. Remeney ihre Schönheit verkauft. . . .

Es geschah durch den Einfluß des Bankier Robert Kodom, daß ich in der Festung Leopoldstadt war festgesetzt worden . . . . Wer weiß? Ich war wahrscheinlich durch einige anonyme Briefe Wanda's an die österreichischen Autoritäten denuncirt, kompromittirt worden. Es giebt bei uns eine Polizei im Schatten . . . . Meine Verbindungen mit den unzufriedenen Magnaten genügten, mich dem Verdachte der Autoritäten zu bezeichnen, und meine Gefangenschaft sicherte dem elenden Geschöpfe, das ich zu meiner Frau gemacht, alle Freiheit zu . . .

Als ich entlassen worden, hatten der Bankier und Wanda, rechtzeitig gewarnt, alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, sich meinem Zorne zu entziehen.

Wanda wußte, daß ich sie zertreten würde wie eine Viper.

Die Hauptsache war nun, die Frucht ihrer verbrecherischen Liebe zu verbergen.

Um dieses zu vermögen, hatte man ein Mädchen von der Straße aufgenommen und ihr gesagt:

Da hast Du genug zu leben. Du wirst ein Kind gebären, welches wir verschwinden lassen. Einem andern Kinde sollst Du dann Mutter sein. Das verkommene Geschöpf hatte eingewilligt, denn sie war noch nicht Mutter . . . Aber jetzt, wo sie ihr Kind in ihren Armen hielt, wo sie ein unschuldiges Wesen vor sich sah, ihr eigenes Blut und Fleisch, ohne Makel wiedergeboren, jetzt fehlte ihr das Herz dazu . . . So tief ein Weib gefallen sein mag, ein Gefühl bleibt ihm ewig und erlischt nur mit dem Leben: die heil. Mutterliebe, die Liebe zur Fortsetzung seines Lebens in dem Leben eines andern. . . Gott hat es so gewollt . . . Ohne dieses Gefühl wäre die Menschheit längst untergegangen, und von dem Werke der Schöpfung wäre nur noch ein finsterer, verlassener Planet übrig geblieben, der unaufhörlich in dem Unermeßlichen sich bewegt!

Kein Gebet würde mehr zum Himmel steigen! — und das Gebet einer reinen Seele versöhnt den Herrn mit vielen Gotteslästerern.

Als das himmlische Feuer auf Gomorrah fiel, gab es nur einen Gerechten in der Stadt und Gott rettete diesen einzigen Gerechten. Wären der Gerechten zwanzig gewesen, vielleicht hätte der Herr den Uebrigen verziehen.

Nachdem der Magyar seinem Zorn Luft gemacht hatte, fuhr er in seiner Erzählung fort:

Die unglückliche Mutter krümmte sich zu den Füßen des Banquiers.

— Hör auf, schrie dieser, es ist genug des unnützen Gewimmers.

XXIX.

Frei!

Jean unterbrach den Magyar.

— Konnten Sie denn sehen, was vorging?

— Bis dahin, versetzte dieser, hatte ich nur zugehört; aber gleich darauf zog ich die Vorhänge zurück, und da die gegenüber liegende Portière durch eine Rosette zurückgehalten wurde, ward ich Zuschauer dieses gräßlichen Dramas.

Robert Kodom ergriff das Kind.

Das unglückliche Weib hielt ihn zurück und schrie:

— Nein, nein, ich erlaube es nicht.

Robert Kodom stieß sie mit einem Fußtritte zurück, und das Kind beim Fuße nehmend, zerschmetterte er ihm das Köpfchen auf der Marmorplatte des Kamins.

— Gräßlich! — rief Jean.

— Ich sprang hervor, fuhr der Magyar fort, das kleine, unglückliche Geschöpf seinem Henker zu entreißen . . . aber kaum hatte ich die Thüre geöffnet, als ich mich von eisernen Fäusten festgehalten fühlte.

Die beiden Männer in Masken, welche ich mit dem Maurer gesehen hatte, waren hinter mir eingetreten.

Sie hielten mich fest.

Ich wehrte mich kräftig; denn zwei Männer haben kein leichtes Spiel mit mir; aber diese Verworfenen hatten sich vorgesehen.

Im Augenblick ward ich mit Stricken umwickelt und so fest als möglich gebunden.

Als Wanda mich erblickte, konnte sie einen Schrei der Ueberraschung nicht zurückhalten.

Durch eine instinktmäßige Bewegung stellte sich der Banquier vor den leblosen Körper des armen kleinen Wesens, welches er getödtet hatte.

Die Mutter lag ohnmächtig am Boden...

— Meuchelmörder! rief ich zähneknirschend.

Wanda ließ sich aber nicht außer Fassung bringen.

Sie wandte sich an Robert Kodom mit den Worten:

— Wenn dieser da lebt, bin ich verloren.

— Beruhigen Sie sich nur, entgegnete der Banquier, und gab seinen Leuten ein Zeichen, die versuchten, mich wegzuschleppen.

Trotzdem mir die Stricke in's Fleisch schnitten, leistete ich solchen Widerstand, daß die Helfershelfer des Banquiers einen Augenblick stutzten.

— Wartet einen Augenblick, sagte dieser zu ihnen.

Er nahm das todte Kind und schob es in eine in der Mauer angebrachte Oeffnung.

Dann holte er selbst den Stein herbei, welchen man aus der Wand genommen hatte.

Nun ließ man den Maurer eintreten und nahm ihm seine Binde ab, damit er die Oeffnung ausmauere. Als dies geschehen, wurden seine Augen wieder verbunden und er hinausgeführt.

Das Rollen eines Wagens verrieth mir, daß man ihn dahin zurückführe, woher man ihn geholt...

Die Tapeten wurden in Ordnung gebracht und der Fußboden sorgfältig gewaschen.

Wanda schien sich nur mit meiner Gegenwart zu beschäftigen.

— Was werden wir nun mit ihm machen? fragte sie, auf mich hinweisend.

— Er soll nicht sterben, antwortete der Banquier.

— Warum denn nicht? fragte Wanda.

— Weil er mir nützlich sein kann, wenn er lebt.

— Sie mißtrauen mir? rief Wanda spöttisch.

— Ich liebe Sie, sagte Robert Kodom ironisch, und Ihr Gatte allein kann mir Ihre Gegenliebe verbürgen.

— Abscheulich! sagte Wanda.

Dann setzte sie hinzu:

— Nun gut! ich habe ihm aber noch ein Wort zu sagen... Sie sprang von ihrem Bette und kam auf mich zu.

— Wenn ich Deine Stricke zerschneide, bei wem fängt Deine Rache an?

Die Verworfene hoffte sich zu retten, während ich deu Banquier erwürgt hätte.

— Bei Dir würde ich anfangen, schrie ich ihr wüthend entgegen.

— Das dachte ich wohl, sagte sie in ganz gleichgültigem Tone und legte sich wieder zu Bett.

— Mache mit ihm, was Du willst, setzte sie hinzu, sich an Robert Kodom wendend.

Dieser cynische Ton, mit welchem Wanda diese Worte aussprach, sagte der Magyar, schmerzte mich mehr, als selbst die unglückliche Lage, in der ich mich befand.

Dieses schamlose Wesen, dieser unverschämte gleichgültige Ton entrüsteten mich noch mehr, als das schändliche Verbrechen, welches sich unter meinen Augen zugetragen hatte.

Robert Kodom betrachtete mich vom Kopf bis zu den Füßen.

— Hören Sie, sagte er, der Widerstand will Ihnen, wie es scheint, nicht glücken! Aus Leopoldstadt sind Sie entkommen, aber ich will Sie in eine Casematte begraben, aus welcher

Sie nicht wieder entkommen sollen, das schwöre ich Ihnen! Sie sollen bei lebendigem Leibe so gut eingemauert werden, als wenn Sie todt wären. Sie wollen daher nicht starrköpfig sein. In dieser Wiege liegt ein kleines Mädchen, welches soeben das Licht der Welt erblickte . . . Sie waren auf der Festung Leopoldstadt, als die Ereignisse vor sich gingen, die seine Geburt herbeigeführt haben. Wollen Sie sein Vater sein?

Sie beurtheilen mich nach sich, entgegnete ich. Fragen Sie jene abscheuliche Creatur, welche dort im Bette liegt, ob jemals Furcht in meinem Herzen gewohnt hat, oder ob irgend eine Qual mich zu einer Schändlichkeit bestimmen könnte!

In diesem Augenblick erschien der Mann in der Maske wieder.

— Was hast Du mit dem Maurer gemacht? fragte der Banquier.

— Zwei Tropfen des Trankes haben ihn vollständig trunken gemacht. Wir legten ihn auf den Quai und morgen wird er glauben, geträumt zu haben.

— Ist der Wagen unten?

— Ja, mein Herr!

— Knebelt diesen Rasenden . . . man muß ihn fortführen . . . wohin, wißt ihr.

Einen Augenblick später war mir der Mund verstopft und die Hände gebunden, so daß ich willenlos von zwei Männern fortgeführt wurde.

Der Weg dauerte mehr als eine halbe Stunde.

Man ließ mich in diesen Keller hinab, — und nun ist es schon 17 Jahre, daß dieses geschehen.

Jean blickte um sich her und fragte:

— Von wo wurden Sie hereingebracht?

— Dorten gab es eine Thür, sagte der Magyar. Ich habe sie in Stücke getreten . . . und als es keine Thür mehr gab, fand ich dahinter eine Mauer.

So oft man mir Brod und Wasser durch das Gewölbe herabließ, machte ich hier ein Zeichen . . .

Ein anders Zeichen am nächsten Tage und so fort.

Jedesmal, wenn ich deren dreißig hatte, zählte ich einen Monat.

Nach zwölf Monaten fügte ich fünf Tage hinzu für den Einunddreißigsten und zog einen Tag für den Monat Februar ab. Und so ist es mir möglich, Ihnen mit Bestimmtheit zu sagen, welche Zeit verstrichen ist, seit mich Robert Kodom lebendig begraben hat.

Jean konnte nicht umhin, die Beharrlichkeit dieses Mannes zu bewundern, der seit so vielen Jahren nicht 24 Stunden muthlos war.

Er fragte ihn:

— Was hat Sie denn so aufrecht erhalten?

— Der Glaube, antwortete der Ungar.

Die beiden Männer, welche durch so wunderbare Ereignisse zusammen geführt wurden, hatten sich noch Manches mitzutheilen.

Jean, welcher durch sein Reisen schon viele Erfahrungen gemacht hatte, fühlte sich mit jedem Tage berufener, das Werk zu vollbringen, wozu die Vorsehung ihn bestimmt hatte.

Jedoch es folgte Stunde auf Stunde, ohne daß sich etwas zutrug.

— Sie sind nun schon fünf Monate hier, sagte eines Tags der Magyar zu seinem Gefährten. Heute haben wir den 29. April 1854.

Jean ließ den Kopf sinken.

— Was ist wohl aus Louise geworden? seufzte er. Theure Schwester, die nicht einmal das Geheimniß ihrer Geburt weiß! Ob sie wohl noch in unserm Häuschen wohnt?

Plötzlich verdoppelte ein schmerzlicher Gedanke seine Qual.

Wenn Madeleine stürbe, welchem Geschicke ginge das schwache, junge Mädchen entgegen, die, als ich sie verließ, halbtodt war.

In diesem Augenblicke erhob sich der Magyar.

— Hören Sie! rief er.

Jean horchte.

Ein aus der Ferne kommendes Geräusch schien sich dem Keller zu nähern.

Es hörte sich an, als ob der Boden durch Hacken und Schaufeln aufgewühlt würde.

Man gräbt dort unten, sagte Jean.

— Ja, entgegnete der Magyar mit Entzücken, man gräbt!

Die Gefangenen brachten mehrere Stunden mit Zuhören zu. . . . Das Geräusch schien immer näher zu kommen.

— Man kommt mir vielleicht zu Hülfe, meinte Jean. In allen Fällen müssen wir uns fertig halten.

— Um einen Anfang zu machen, sagte der Magyar, will ich meinen Bart rasiren und meine Haare schneiden.

— Aber womit? frug Jean.

— Hier ist eine Eisenklinge, die ich mit einem Kieselsteine geschliffen habe . . . sie schneidet wie ein Rasirmesser.

Der Magyar begann seine Toilette, die bald beendet war, und ließ nur seinen Schnurrbart stehen.

Das Geräusch hörte auf. . . .

Der Tag ist gewiß zu Ende, sagte der Magyar, die Arbeiter ziehen sich zurück.

Jean wartete mit Ungeduld, daß die Zeit, die er wohl für die Dauer der Nacht hielt, vorbei sei.

Das Geräusch begann von Neuem, sich immer nähernd.

— Es ist sicher, bemerkte der Magyar, daß man eine Wasserleitung oder eine Kloake ausbessert. Arbeiten wir von unserer Seite, so daß wir unsern Befreiern entgegen gehen.

Jean folgte dem Beispiel des Herrn von Remeney; er nahm eine Eisenstange und nun suchten Beide die Mauer von der Seite zu durchbrechen, von welcher das Geräusch kam.

Sie arbeiteten so 5 Tage und 5 Nächte, um eine Oeffnung von einigen Meters zu erzielen.

Endlich vernahmen sie das Geräusch von mehreren Stimmen.

— Halten wir ein, sagte der Magyar, wir können in der nächsten Nacht fliehen!

Sobald nun Alles still wurde, nahmen Jean und der Magyar ihre Arbeit wieder auf.

Sie warfen die Erde und Bruchsteine zurück, welche ihnen von hinten die Passage versperrten.

Endlich! rief Jean und stieß einen Schrei der Freude wegen der Errettung aus.

Der letzte Bruchstein hatte sich los gemacht . . . und durch die enge Oeffnung hatte der Gefangene einen Stern entdeckt! Ein kleiner Stern, der am Firmamente glänzte und zu sagen schien: Kommt!

Der Magyar legte die Hand auf sein Herz, welches so heftig schlug, als wenn ihm die Brust zerspringe . . . Er erhob zu dem kleinen Stück Himmel, welches er sehen konnte, einen langen dankbaren Blick.

— O, wie lange ist es her, seufzte er, daß ich keinen Stern mehr gesehen habe!

— Muth! mahnte Jean, wir sind frei!

Er vergrößerte die Oeffnung, und indem er den Kopf vorstreckte, gewahrte er dickes, schwarzes Wasser, auf welchem verschimmelte Umrisse und gespensterhafte Gestalten schwammen.

— Das ist eine Kloake, sagte er, sich dem Magyaren zuwendend.

— Nun gut! sagt dieser, die Kloaken führen zur Seine.

— Wir stehen gerade in gleicher Höhe mit dem Wasser, meinte Jean.

— Und haben wir nichts zum Hinaufsteigen?

— Nichts.

— Es muß übrigens dort oben ein Nachtwächter sein . . . Wir müßten uns aber mit ihm auseinandersetzen, die Nacht auf dem Polizeibureau zubringen' . . . während doch unsere Geschäfte nur uns angehen.

— Was sollen wir nun machen?

— Können Sie schwimmen?

— Das will ich meinen.

— Nun gut! die Seine muß rechts liegen. Gehen wir also zur Seine.

— Und wenn wir dort sind?

— Dann finden wir wohl eine Barke oder den Bogen einer Brücke, doch was weiß ich! Wir werden schon sehen!

— Vorwärts! sagte Jean.

Er sprang in die Kloake und fing an zu schwimmen.

Der Magyar folgte ihm.

Sie schwammen dreißig Minuten; große, schwarze Wasserratten flüchteten sich nach allen Richtungen hin.

Endlich wehte den Flüchtlingen ein frischer Wind entgegen

— Die Seine! rief Jean aus.

— Die Freiheit! antwortete der Magyar.

Sie bemerkten ein Schiff, welches hart am Ufer lag.

Jean klammerte sich an das Ruder und stieg an Bord; der Magyar folgte ihm gleich nach.

— Wer da? fragte ein Matrose.

— Freunde!

— Wer seid Ihr und was wollt Ihr?

— Gastfreundschaft bis zum Anbruch des Tages.

— Kennt Ihr den Kapitain?

— Nein.

Der Matrose pfiff.

Vier Männer erschienen auf dem Verdeck.

— Verdächtige! sagte der Matrose.

Man ließ die Flüchtlinge hinabsteigen, und bald darauf erschien der Kapitain.

— Was habt Ihr hier zu thun? fragte er.

Jean näherte sich ihm . . .

Sein Aermel war zerrissen, und der Kapitain erkannte das Zeichen, welches der Graf von Navarran ihm in den Arm geätzt hatte.

Sie, mein Herr und Meister! rief der Kapitain. Befehlet, was soll geschehen?

Und sich dann zu seinen Leuten wendend, sagte er:

— Zieht euch zurück!

Jean begriff, daß die geheimnißvolle Macht, welche man ihm versprochen hatte, seine ersten Früchte trug.

— Durch einen Anlaß, den ich Ihnen jetzt nicht auseinander setzen kann, sagte er, bin ich auf der Flucht. Ich muß Frankreich verlassen, um recht bald wieder zurückzukommen.

— Wir sind fertig, in See zu gehen, antwortete der Kapitain.

— Können Sie also augenblicklich abfahren?

— Augenblicklich.

— Nun gut! stoßen wir ab.

— Wohin fahren wir?

— Nach London.

Der Kapitain gab seine Befehle, und die Yacht glitt leicht dahin, hinter sich lange Furchen lassend . . .

Jean und der Magyar nahmen die Kajüte in Besitz, wo sie Kleider, Waffen, eine Bibliothek — und ausgezeichnete Betten fanden.

Das Schiff nannte sich der Haifisch.

Es war die Yacht des Grafen von Navarran.

Beim frühen Morgen fuhr der Haifisch durch den Hafen von Rouen; zwei Stunden später kam er an Havre vorbei, und um drei Uhr war er in der Themse.

Jean Deslions und der Baron von Remeney brachten die Nacht in London zu.

Schluß der ersten Abtheilung.

XXVIII.

Uebersicht der ersten Abtheilung.

Die erste Strecke unseres Weges hätten wir zurückgelegt. Der Leser weiß nun, mit welchen Leuten er zu thun hat.

Aber es ist von Wichtigkeit, die verschiedenen Situationen zusammen zu stellen, die einzelnen Personen hervor zu heben. Dieses wollen wir in einigen Worten versuchen.

Ein junger Mann, mit Namen Graf von Navarran, kam im Jahre 1820 nach Paris. Sein kleines Vermögen ist verschwendet, als er an der Wand eines Gefängnisses in der Straße Dauphine eine Inschrift liest. Ein Dieb, der sich gefangen und verloren fühlte, ertheilt demjenigen, der diese Inschrift liest, den Rath, im Wäldchen von Vincennes am Fuße eines Baumes, welchen er näher bezeichnet, nachzugraben.

Der Graf von Navarran geht und sucht an der bezeichneten Stelle, wo er ein Kästchen findet. Der Waldhüter will ihn verhaften. Der junge Mann tödtet ihn mit einem Schlage seines Spaten. Ein unglücklicher Zufall hat ihn zum Mörder gemacht.

In dem Kästchen befindet sich der Plan eines geheimnißvollen Hauses in der Straße Saint Louis au Marais.

Der Graf von Navarran begiebt sich in dieses Haus, in welches man durch einen unterirdischen Gang eindringt, und er befindet sich in Mitte einer Bande von Missethätern.

Diese Leute sind durch ihre besondere Organisation höchst gefährlich, aber wegen ihrer socialen Stellung, welche sie einnehmen, noch viel mehr zu fürchten, da sie über allem Verdacht erhaben dastehen.

Sie wollen einen verantwortlichen Führer haben, einen Mann von Rang, der im Stande ist, sie von Oben herab zu schützen. Der Graf von Navarran nimmt dieses Mandat an.

Er wird der Großmeister, was so viel sagen will als der Hehler, der Banquier des Bagno, die Verbindung aller Banden, die zur damaligen Zeit ganz Paris in Schrecken setzten.

Balzac machte schon die Bemerkung in einem seiner Werke, daß alle Galeerensclaven Geld hätten.

Woher könnten sie es nehmen, wenn sie nicht irgendwo einen Geber, einen außer allem Verdacht dastehenden Großmeister hätten?

Ein Mitglied der Gesellschaft der „Einundzwanzig", der reiche Banquier Robert Kodom, verheirathete den Grafen v. Navarran. Er wird Vater zweier Kinder, welche man ihm entführt; sie sollen in den Händen dieser fürchterlichen Gesellschaft als Geißeln dienen. Der Graf von Navarran ist nun in ihrer Gewalt.

So wären wir bis zum 20. November 1853 gekommen. Ein Unbekannter, welchen man Monseigneur nennt, dringt mit einem Diener Namens Aly in das geheimnißvolle Haus. Diese beiden Männer ermorden den Großmeister. Der Monseigneur begehrt seine Macht und die Reichthümer, welche er in dem Keller des Hauses verborgen weiß.

Die Leiche beunruhigt sie, als ein neuer Ankömmling hinzu tritt, der alle Ausgänge des Hauses der Einundzwanzig zu kennen schien, und sich dem Monseigneur anbot, den todten Körper fortzuschaffen.

Dieser Mann, Surypère genannt, rettet den Grafen Navarran und führt ihn auf das Schloß Mesnil zurück, welches sein Eigenthum ist.

In der Nähe des Schlosses Mesnil befindet sich ein Häuschen, von einer braven Frau mit Namen Madelein Deslions. Wittwe eines

Unteroffiziers, bewohnt. Madelein hat zwei Kinder, Jean und Louise. Jean ist der Förster des Grafen von Navarran, der den Burschen seines Muthes und seiner Ehrlichkeit halber lieb gewonnen hat.

Louise ward von Raoul von Villepont, welcher ein benachbartes Gut bewohnte, verführt.

Jean seinerseits ist von einer wahnsinnigen Leidenschaft für das Fräulein von Charmeney ergriffen; diese schöne, hochmüthige Dame ist aber ebenso stolz auf ihren Adel als auf ihr Gesicht. Eines Tages, als Fräulein von Charmeney im Walde ritt, hob Jean ihr die Reitgerte auf, welche sie hatte fallen lassen, und indem er sie ihr zurückgab, faßte ihn der Schwindel und er wagte es, ihre Hand zu küssen. Fräulein von Charmeney entrüstet, schlug ihn in's Gesicht.

Nun soll Raoul von Villepont, der Verführer Louisens, Fräulein von Charmeney heirathen.

Jean Deslions, in seiner Ehre und in seiner Liebe verwundet, schießt auf Raoul.

Jean soll verhaftet werden, als der Graf von Navarran ihn rufen läßt.

Er giebt ihm gefälschte Papiere, um ihn vor der Verfolgung des Gesetzes zu schützen, und händigt ihm sein Testament ein. Jean erbt die geheime Macht des Führers der Einundzwanzig, alle Reichthümer stehen zu seiner Verfügung und nun kann er sich rächen.

Der Graf von Navarran legte ihm dagegen eine Pflicht auf. Jean schwur nämlich, des Grafen Kinder aufzusuchen, welche man ihm geraubt hatte.

Er steigt nun auch in die Keller des Hauses und entdeckt die verborgenen Schätze, aber eine Fallthüre hat sich unter seinen Füßen geöffnet und er stürzt in die Verließe hinab.

Während sich Jean einen Ausweg in der Mauer zu verschaffen sucht, hat Louise die Heimath verlassen; sie ist mit ihrem Kinde geflohen und stürzt fast vor Hunger und Müdigkeit sterbend an der Thür eines Hauses in der Straße Ponthieu zusammen.

Dieses Haus ist von einer reichen ungarischen Dame bewohnt, welche sich Wanda von Remeney nennt; Wanda ist die Maitresse des Banquier Robert Kodom, Mitglied der Einundzwanzig.

Louise wird von Fräulein Hedwig, Robert's und Wanda's Tochter, aufgenommen. Als Hedwig das Licht der Welt erblickte, war der Baron von Remeney, soeben von Ungarn kommend, im Begriff, sein verworfenes Weib, welches ihn verlassen, nachdem sie seinen Vater vergiftet hatte, aufzusuchen.

Robert kaufte das Kind eines Straßenmädchens; dieses Kind wird dem Kinde der Baronin zum Opfer gebracht. Man verbirgt die Leiche des armen kleinen Wesens in einer Höhlung, welche in der Mauer angebracht wird, und behauptet, die Baronin habe nie einen Fehltritt begangen . . .

Zur Zeit, wo sich unser Drama entwickelt, ist Fräulein Hedwig 17 Jahre alt. Sie wird von einem jungen Offizier, Adrian von Saulles, geliebt, welcher das traurige Geheimniß ihrer Geburt nicht kennt.

In dem schmutzigsten Winkel von Paris befindet sich ein Geschäftsmann Namens Combalou, ein auf der Lauer stehender Schurke, jede Gelegenheit benutzend, sich zu bereichern.

Dieser Combalou beutet einen aus der Gesellschaft ausgestoßenen Menschen aus, der aber früher den höheren Kreisen angehörte und durch Betrug beim Spiel in diese Lage gerieth. Dieses Subject, welches sich Vicomte von Floustignac nennt, hat sich durch authentischen Act als Hedwig's Vater ausgegeben, und am Rande des Civil-Registers, in welches die Geburt

Hedwig's eingetragen, lieſt man folgende Worte: „Der Vicomte von Flouſtignac hat ſich als Vater des hier nebenſtehend eingetragenen Kindes erklärt.“

Combalou hofft von der Familie in dem Augenblick, in welchem Hedwig heirathen ſoll, eine ſchwere Summe Geldes zu erpreſſen.

Inzwiſchen hat bei der Baronin von Remeney eine Soiree ſtattgefunden. Ein Magnetiſeur, der Chevalier von Püllnitz, ſchläfert Louiſe ein, welche in der Mauer den Leichnam des ermordeten Kindes ſieht.

Sie ſtößt einen Schrei des Entſetzens aus und läuft davon, in ihren Armen das kleine Weſen haltend, welches der Sohn von Raoul von Villepont iſt . . .

Jean, indem er einen Ausgang aus dem Keller des Hauſes der Einundzwanzig gefunden hat, gelangt in anliegendes Gefängniß.

Hier ſitzt ein anderer Gefangener. Dieſer Mann befindet ſich dort ſeit 17 Jahren. Es iſt der Baron von Remeney, welchen der Banquier Robert Kodom lebendig begraben ließ.

Der Baron theilt Jean mit, daß die Kinder des Grafen Navarran einer Frau Namens Madelein Deslions anvertraut wurden.

Somit ſtellte ſich heraus, daß der ermordete Großmeiſter der Vater von Jean und Louiſe war.

Jean ſchwört, den Grafen zu rächen und die ſchändliche Geſellſchaft der Einundzwanzig zu vernichten.

Wir haben alſo:

1) Jean Deslions, welcher zuerſt ſeine Schweſter auffinden muß; dann den Verführer Raoul von Villepont, welcher an ſeinen Wunden nicht erlegen iſt, verfolgen, den Monſeigneur

und Aly, die Mörder seines Vaters, aufsuchen und endlich Fräulein von Charmeney wiedersehen, die er immer noch liebt.

2) Den Baron von Remeney, mit Jean in dem Gedanken der gemeinsamen Rache auf's Innigste verbunden; den Baron, welcher Genugthuung zu nehmen hat wegen seiner 17jährigen Leiden und vor Verlangen glüht, Wanda, die Giftmischerin, die Ehebrecherin, und Robert Kodom, den verbrecherischen Mitschuldigen, wiederzufinden.

3) Louise, die wie eine Wahnsinnige das Haus der Baronin von Remeney verlassen hat und die ohnmächtig in den Champs=Elysees von zwei Polizeiagenten aufgehoben wurde, fast vor Kälte sterbend.

4) Den Vicomte von Floustignac und den Geschäftsmann Combalou, welch letzterer sicher darauf rechnet, aus Hedwig's zweideutiger Lage einen guten Nutzen zu ziehen.

5) Surypère, den treuen Diener des Grafen Navarran, der Jean Deslions so ergeben sein wird, wie er dies seinem Vater war.

6) Monseigneur, den Mörder des Großmeisters, denselben, welcher diese schändliche Macht an sich ziehen wollte und das Zeichen des Befehlshabers, welches sein Opfer auf dem Arme eingeätzt hatte, nicht finden konnte.

Der Baron und Jean Deslions fliehen durch eine Kloake und flüchten sich an Bord einer Yacht, welche dem Grafen von Navarran gehört.

Die Yacht führt sie nach London.

Von London werden wir diese beiden Männer zurückkommen sehen, im Begriffe, sich selber Gerechtigkeit zu verschaffen.

Die Verbrecher, welche sie verfolgen wollen, leben alle in scheinbarer Zufriedenheit.

Sie ahnen nicht, daß die Stunde der Vergeltung bald schlagen wird . . . Denjenigen, welche uns der Unwahrscheinlichkeit zeihen wollen, entgegnen wir, daß Alles, was wir hier erzählen, sich wirklich zugetragen hat.

Wir haben nur die Ereignisse zusammengerückt und zu einem Ganzen verbunden.

Die Keller des Krämers in der Straße Saint Jaques, worin der Führer der Bande Poulain hauste, haben uns als Muster der unterirdischen Räume des Hauses der Einundzwanzig gedient.

Der Graf von Castres und der Däne Mac Labussière (siehe den Prozeß der Habits-Noirs) haben uns als Vorbilder des Vicomte von Floustignac und von Combalou gedient . . . Und so verhält es sich mit allen Andern.

Nicht eine Thatsache, und wenn sie dem Leser auch noch so unwahrscheinlich vorkommt, haben wir in unsere Erzählung aufgenommen, die nicht dem wirklichen Leben entnommen ist. Außerordentliche Gerichtsverhandlungen, Prozesse und die Annalen der Polizei haben uns als Quelle gedient.

Diejenigen, welche weder die Gruben von Buttes-Chaumont noch die Katakomben, zu denen vor einigen Jahren alte Keller der Stadt-Viertel Panthéon und Luxemburg führten, kennen, werden sagen, daß die unterirdischen Gänge des Hauses des Großmeisters eine einfältige Erfindung sind.

Diejenigen, welche nicht wissen, daß man seit 1815 mehr als 50 Räuber- und Diebes-Banden organisirt hat, die eine vollständige Verwaltung hatten, werden nicht glauben, daß die Gesellschaft der Einundzwanzig bestanden hat.

Gewiß ist das Verbrechen eine Ausnahme!

Und doch sind all diese Verbrechen begangen worden.

Das, was wir erzählt haben, ist vielleicht nur einmal vorgefallen — aber vorgefallen ist es . . .

Die

Neuen Geheimnisse von Paris.

Zweite Abtheilung.

I.

Die Creditbriefe.

Die Banquiers Villepont & Comp. besaßen eines der schönsten Häuser in der Chaussee d'Antin, da wo die Straßen Provence und Saint Lazar sich kreuzen.

Das Cabinet des Herrn v. Villepont bekam sein Licht von drei Fenstern, die zur Straße gingen; das Comptoir auf derselben ersten Etage wie das Cabinet hatte die Aussicht auf den Hof. Im Hintergrunde des Hofes war ein eleganter Pavillon angebracht, welcher als Privat-Wohnung des Herrn Raoul von Villepont, Sohn des Banquiers, diente.

Raoul hatte in seinen Gemächern alle diese niedlichen Kleinigkeiten, als sächsisches und Sèvres-Porzellan, japanesische Vasen, Emails aus Limoges und plattirte Arbeiten aus Delft, aufgehäuft, womit sich die vornehmen Leute so gern umgeben.

Der Pavillon enthielt nur eine kleine Anzahl Zimmer, ein Schlafzimmer, daneben ein großes Toilettezimmer, einen Salon, ein Rauch- und ein Speisezimmer, worin Raoul seine Freunde zuweilen zum Frühstück empfing.

Eben heute erwartete der Sohn des Banquiers einen seiner besten Freunde, den Lieutenant Adrian von Saulles.

Raoul von Villepont maß sein Zimmer mit großen Schritten, dessen Fenster halb offen standen, als plötzlich seine Aufmerksamkeit durch eine ankommende Kalesche, welche mit zwei Pferden von seltener Schönheit bespannt war, gefesselt wurde.

Der Wagen war in den Hof hineingerollt und drehte sich, um vor dem Perron zu halten.

Der Kutscher sah prächtig aus, und ein geübtes Auge erkannte sogleich den Diener eines vornehmen Hauses.

Was das Gespann anbelangt, so war es nicht möglich, sich ein reizenderes Paar Pferde der edelsten Race zu denken.

Jedes dieser Pferde war 15,000 Franken werth, jedoch die beiden Thiere zusammen mußten mehr als 50,000 Franken gekostet haben.

In dem Wagen saß ein junger Mann, zwischen zwei Fingern der rechten Hand eine Cigarette haltend.

Durch sein elegantes Aussehen, sein schönes Gesicht und eine außergewöhnliche Bläße mußte er wahrhaft überraschen.

In seinen Zügen lag etwas Hohes und Erhabenes.

Er war wie eine Lage Schnee auf der Spitze eines Berges.

— Wer ist dieser Fremde? frug Raoul von Villepont.

Ein Bedienter öffnete den Wagenschlag.

Der Fremde übergab ihm eine Karte.

— Frage an, sagte er zum Diener, ob Herr von Villepont mich empfangen kann.

— Der Banquier von Villepont oder Herr Raoul?

— Der Banquier.

Indem der Fremde fortfuhr zu rauchen, gewahrte er am

offenen Fenster Raoul im Hausrock. Er empfand bei diesem Anblick einen heftigen Schmerz, den er jedoch gleich unterdrückte.

Der Diener übergab diese Karte dem Herrn von Villepont, der in seinem Cabinete die Journale las.

— Lord Trelauney! sagte er und wandte sich zu dem Diener.

— Laß ihn eintreten.

Einen Augenblick später, und der Engländer war bei Herrn von Villepont eingeführt.

— Hier ist ein Brief vom Hause Bering & Comp. in London, sagte er dem Banquier, welcher Ihnen den Zweck meines Besuches auseinandersetzt.

Herr von Villepont verbeugte sich, bot dem Lord Trelauney einen Sessel an und öffnete den Brief.

Lord Trelauney hatte London verlassen, um sich einige Zeit in Paris aufzuhalten, und die Herren Bering & Comp. eröffneten ihm auf das Haus Villepont einen Credit von 1,500,000 Franken.

— Sie sind wohl erst kürzlich in Paris angekommen, Mylord? fragte der Banquier.

— Diesen Morgen, mein Herr, und ich würde Ihnen recht dankbar sein, wenn Sie mir einige Anleitungen geben wollten.

— Ich stehe zu Ihren Diensten, Mylord; aber vor Allem sagen Sie mir gütigst, welche Summe ich Ihnen soll auszahlen lassen.

— Aber schreibt Herr Bering nicht 1,500,000 Franken?

Der Banquier wurde etwas verlegen.

— Gewiß, antwortete er mit verborgener Aufregung, aber ich denke, Eure Hoheit wird das Geld nach Bedürfniß entnehmen.

— Allerdings, sagte Lord Trelauney, ich habe 1,500,000 Franken nöthig. Mein Secretair ist vor acht Tagen in Paris angekommen. Ich hatte ihn beauftragt, mir einige Einkäufe zu machen.

Er hat mir ein Besitzthum in Auteuil angekauft, woran ein kleines Wäldchen stößt, es ist nur eine Kleinigkeit und kostet 800,000 Franken.

— In Auteuil? frug der Banquier.

Ja . . . es war, so viel ich weiß, die Wohnung des russischen Prinzen Korosoff, der wieder nach Rußland zurückgekehrt ist.

— Und Sie nennen das eine Kleinigkeit, Mylord? Es ist ein großartiger Palast.

— Der Engländer konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

— In Frankreich, sagte er, nennt man vier Mauern mit einer steinernen Treppe einen Palast; wenn nur die Wände etwas bemalt sind und in den Fluren Marmor liegt, so ist man zufrieden.

— Hier sind also die nöthigen 800,000 Franken, entgegnete der Banquier.

— Meine Pferde, die Einrichtung der Stallungen, eine durchaus nöthige Ergänzung der Möbel, denn die Russen scheinen wirklich keinen Luxus zu kennen . . . Dann noch 100,000 Franken, um für den Augenblick meinen Keller zu versorgen.

— Für den Augenblick?

— Ja . . . mein Intendant wartet darauf, daß seine Aufträge, die er einigen großen Häusern in Bordeaux und im Auslande gegeben hat, ausgeführt werden. Es ist ihm geglückt, einen vorzüglichen Johannisberger von der russischen Gesandtschaft anzukaufen. . . Man sagt, es sei etwas Ausgezeichnetes.

— Ich sehe wirklich ein, Mylord, daß Sie der 1,500,000 Franken bedürfen.

— Ich besitze noch einen Wechsel auf das Haus Robert Kodom . . . 1,800,000 Franken nach Sicht.

Kennen Sie dieses Haus, mein Herr?

— Gewiß, Mylord, es ist eines der größten Häuser von Paris.

— Der Wechsel ist von Delingham, einem unserer kleinen Banquiers von London, gezogen worden.

— Ein kleiner Banquier! rief Herr von Villepont, Delingham ein kleiner Banquier!

— Schließlich, sagte Lord Trelauney, habe ich hier noch einen unbegrenzten Credit auf das Haus Gebrüder Rothschild.

Herr von Villepont fuhr von seinem Stuhle auf.

— Unbegrenzter Credit!

— Sehen Sie, sagte Lord Trelauney phlegmatisch, ist die Anweisung vielleicht nicht in Ordnung?

— Vollkommen in Ordnung! antwortete Herr von Villepont, dessen Hände zitterten.

— Alsdann erhob er sich:

— Erlauben Sie, Mylord, daß ich meinem Kassirer ein Wort sage?

— Thun Sie das, mein Herr.

Herr von Villepont trat in das anstoßende Zimmer.

Trelauney lächelte . . . Er näherte sich der Thüre und steckte in sein Ohr ein kleines silbernes Horn, leicht wie geblasenes Glas, . . . er hörte folgendes Gespräch:

— Es ist unmöglich für heute, sagte der Kassirer.

— Es muß möglich sein, versetzte der Banquier.

Der Kassirer addirte eine lange Reihe Zahlen und sagte:

— Wir können zu der Summe nur gelangen, indem wir Werthpapiere, welche wir im Depot haben, verkaufen.

— So verkaufen Sie!

— Uebermorgen ist der 15., und wir haben schon zwei Millionen zu zahlen.

— Verkaufen Sie die Papiere an der heutigen Börse.

— Dies ist sehr gefährlich; Sie wissen doch, daß das Gesetz diese Manipulation verbietet.

— Wir werden die Papiere wieder ankaufen, sobald sie zurück verlangt werden.

— Aber es giebt noch einen anderen Umstand zu erwägen.

— Welchen denn?

— Alle Werthpapiere fallen und wir würden 400,000 Franken verlieren.

— So verlieren wir sie, sagte der Banquier trocken, und trat in sein Cabinet zurück.

Er fand Trelauney beschäftigt, ein Gemälde, welches an der Wand hing, zu betrachten.

Es war eine Landschaft . . . ein Schloß mit Gitterthor, und ein Park, von einem Bach durchschnitten.

Der Banquier bemerkte die Thräne nicht, die in dem Auge des phlegmatischen Besuchers glänzte.

— Was ist das? frug der Engländer.

— Es ist eine meiner Besitzungen, Mylord, anderthalb Stunde von Paris, auf dem Wege nach Rembouillet.

— Wie heißt dieser Ort?

— Die Chastinière, Mylord.

— Ist die Umgegend von guter Familie bewohnt?

— O ja, drei Kilometer von dort entfernt befinden sich die Besitzungen des Marquis von Charmeney . . . Mehrere Familien aus der Aristokratie haben in der Nähe ihre Jagd.

Auch hat sich in der letzten Zeit ein neuer Ankömmling in der Gegend niedergelassen, ein merkwürdiger Mensch, der übrigens einen noch merkwürdigern ersetzt hat.

— Wer ist er denn?

— Ein Original, das stets wie ein Bär für sich allein lebte, ein gewisser Graf von Navarran . . .

— Und dieser Graf von Navarran hat seine Besitzung verkauft?

— Er ist todt . . . wie man hört . . . denn Niemand hat seiner Beerdigung beigewohnt. Es mag nun sein wie es will, der Mesnil wurde verkauft . . .

— An wen denn?

— An einen Abenteurer . . . einen Schüler Swedenborg's ... einen Magnetiseur, Spiritualist und Hellseher ... Er heißt Chevalier von Püllnitz.

— Ich hörte in London und New-York schon von ihm reden. Dieser Chevalier von Püllnitz muß, wie es scheint, außergewöhnliche Sachen machen . . .

Als Herr von Villepont sah, daß der Gentleman auf die Antwort seines Briefes wartete, sagte er in einem sehr freundlichen Tone:

— Wir vergessen die Hauptsache, Mylord, geben Sie mir doch gütigst Ihre Adresse, damit ich Ihnen die 1,500,000 Franken schicken kann. . .

Der Engländer schien enttäuscht zu sein.

— So! sagte er nachlässig, und zu welcher Stunde?

Raoul erzählt seine Liebesabenteuer.

Der Banquier biß sich in die Lippen.

— Um vier Uhr, Mylord, wird die Summe in Ihren Händen sein.

— Sehr wohl, sagte der Engländer und wollte sich entfernen.

Herr von Villepont hielt ihn zurück.

— Wünschten Sie nicht, fragte er ihn, einige Auskünfte zu erhalten?

— Ganz gewiß, ich kenne Niemand in Paris . . . und möchte gern Auskunft über die verschiedenen Klubbs haben . . . sowie auf welche Loge man in der italienischen und großen Oper noch abonniren kann.

— Erlauben Sie, Mylord, sagte der Banquier, daß ich Ihnen meinen Sohn vorstelle, welcher mit den Pariser Gebräuchen sehr vertraut ist. Er kann Ihnen sicherlich in mancher Beziehung angenehm und nützlich sein.

— Ich nehme Ihr Anerbieten an, entgegnete Trelauney.

Herr von Villepont klingelte.

Ein Diener trat ein:

— Ersuche Raoul, herüber zu kommen, sagte ihm der Banquier.

Raoul legte die letzte Hand an seine Toilette.

Der Friseur hatte sich eben zurückgezogen, und Raoul war beschäftigt, unter den 18 Cravatten, welche sein Kammerdiener ihm vorlegte, eine Wahl zu treffen.

Adrian von Saulles, rittlings auf einem Stuhl sitzend, hatte eine Regalia angezündet.

Er blies lange Streifen weißen Rauches gegen die Decke und schien als echter Kenner den ausgezeichneten Tabak, welchen die Havannah für ihn wachsen ließ, zu würdigen.

— Du bleibst also noch einige Zeit ledig, sagte Raoul zu ihm?

— Vielleicht zwei oder drei Monate; dieser Charlatan, der die unsinnige Scene auf dem Balle herbeigeführt hat, ist allein Schuld daran.

— Ist die Baronin krank gewesen?

— Man hat sie in fieberhaftem Zustande in's Bett gelegt .... Es geht ihr aber schon besser.

— Und das Fräulein?

— Die arme Kleine wußte nicht, was zu thun war ... Die Nachtwandlerin, welche sie einige Stunden früher, vor Hunger sterbend, von der Straße aufgenommen, ist plötzlich verschwunden ... Jede Bemühung, sie wiederzufinden, ist nutzlos gewesen.

— Es war doch ein schönes Mädchen, nicht wahr? sagte Raoul mit Selbstgefühl.

— Gewiß, ein reizendes Gesicht ... und Hände wie eine Marquise.

— Es ist übrigens nur eine kleine Bäuerin, entgegnete Raoul.

— Woher weißt Du das?

— O! ich glaube es nur an ihrem Costüm errathen zu haben.

— Da wir gerade von der Marquise reden, fuhr Herr von Saulles fort, hast Du nicht bemerkt, wie dieser Herr v. Maucourt, den Niemand kennt und von dem man nicht weiß, woher er kommt, sich ungemein viel mit der Marquise von Bryan-Foreille unterhielt?

— Diese Vertraulichkeit hat Dich so sehr überrascht?

— Warum nicht?

— Weil seitdem schon sechs Monate vergangen sind.

— Was mich überrascht, ist weniger die Vertraulichkeit, als die Befangenheit der Marquise. Weißt Du auch, daß, wenn ihr Gatte, unser braver Capitain, in Paris wäre, ein Herr von Maucourt es nicht wagen dürfte, sich so nahe an seine Frau zu drängen?

— Ich bin davon überzeugt . . . übrigens befindet sich der Capitain in einer verwickelten Lage, da die Mitgift seiner Frau ihm die Möglichkeit verschafft, seiner kleinen Leidenschaft nachzugehen. Der Schwiegervater Kodom zahlt für seinen Schwiegersohn alle Jahre 200,000 Franken Schulden!

In diesem Augenblick trat der Diener ein und bat Herrn Raoul, zu seinem Vater zu kommen.

— Entschuldige mich einen Augenblick, sagte dieser zu Adrian von Saulles. Ich komme gleich zurück und dann nehmen wir das Frühstück zu uns.

— Ganz nach Deiner Bequemlichkeit, mein Lieber.

Raoul begab sich zu seinem Vater, und Herr von Saulles legte sich in's Fenster, um die Pferde des Lord Trelauney, welche vor Ungeduld den Boden zerstampften, zu bewundern.

Als Raoul zurückkam, war er nicht allein.

Der Sohn des Banquiers ließ dem Lord Trelauney den Vortritt und sagte zu ihm:

Erlauben Sie, daß ich Ihnen einen meiner Freunde vorstelle, Herrn Adrian von Saulles, Offizier bei den Spahis.

Sich dann zu Herrn von Saulles wendend, fuhr er fort:

— Lord Trelauney, der uns die Ehre schenken will, an unserem bescheidenen Frühstück Theil zu nehmen.

Man setzte sich zu Tische.

— Sie werden mich entschuldigen, Mylord, sagte Raoul von Villepont, wenn Sie keine große Auswahl finden . . . ich bin noch Reconvalescent.

— Welche Krankheit hat Sie denn behelligen können?

— Es war keine Krankheit, sondern eine Kugel, die mich getroffen.

— Eine Kugel!

— Ja, Mylord, seitdem unsere Bauern lesen können, ist es nicht geheuer, mit ihnen zu spielen. Ein kleines Dorfmädchen, eine jener hübschen Blumen, die zwischen dem Stalle und der Mühle geboren werden, hatte einige Nachsicht mit mir . . . Es war auf dem Lande, wo ich mich langweilte . . . und die Zeit mußte ich doch mit Etwas todtschlagen.

— Das ist ganz natürlich, sagte der Gentleman.

— Aber ein großer Bengel, ihr Bruder, machte mir mitten im Walde einen furchtbaren Scandal . . .

— Ein Bauer?

— Ein Waldhüter . . . ein schwerer, gemeiner Kerl . . .

— Trelauney biß sich in die Lippen.

Sie haben ihn ohne Zweifel gezüchtigt?

— Ich habe keine Zeit dazu gehabt . . . Wissen Sie, was er von mir verlangte?

— Gewiß eine große Summe?

— O nein! . . . er wollte mich mit seiner Schwester verheirathen . . .

Raoul brach in ein schallendes Gelächter aus.

— Das ist eine Unverschämtheit ohne Gleichen, rief Trelauney.

— Als ich mich weigerte, jagte er mir eine Kugel in die Lenden. Glücklicherweise wich die Kugel ab . . . und ein sechsmonatliches Krankenlager war meine Bescherung.

Der Engländer frug in ernstem Tone:

— Hat Ihr Stall=Liebchen sich wenigstens nach Ihrem Befinden erkundigt?

— Meine Geliebte ist verschwunden und hat die Frucht ihres Fehltritts mitgenommen . . . Sie ist wirklich hübsch und wir werden sie hoffentlich im Walde wiederfinden. Das Fatalste bei der Geschichte ist, daß ich dadurch eine Heirath verfehle, die mein Vater sehr gerne gesehen hätte . . .

In der Umgegend hat man viel von dem Abenteuer gesprochen, und Fräulein von Charmeney, ein so stolzes Mädchen, wie es wenige giebt, hat von der Gelegenheit Nutzen gezogen und meine Hand ausgeschlagen.

— Kennen Sie den Marquis von Charmeney? frug der Engländer.

— Mein verfehlter Schwiegerpapa . . . das soll ich meinen!

— Ich habe einen Brief für ihn von einem Edelmann, den ich in Indien kennen gelernt habe . . .

— Kommen sie von Indien?

— Ich habe dort einige Tage zugebracht, als ich von Guyana zurückkam.

Dann waren Sie wohl auch in Cayenne?

— Ich habe die ganze Welt durchreist, um von dem Ganzen einen Eindruck zu bekommen . . . Die Erde ist nicht so groß, man hat sie bald durchlaufen.

— Sie finden das?

— Und überall wiederholt sich dasselbe. Ob weiß oder schwarz, gelb oder roth, die Menschen beklagen sich ewig. Ueberall gibt es Reiche und Arme, Hinkende und Buckelige, leichtsinnige Frauen und hintergangene Männer.

Ich dinirte mit dem Könige von Dahomey, welcher mir

ein schönes Schauspiel zu sehen verschaffte, nämlich eine Wettfahrt auf einem See von Menschenblut.

In Abyssinien hat mich Theodoros, obgleich ich Engländer bin, sehr gut empfangen.

Ich hatte mich nur ernstlich über den Häuptling Makololos zu beklagen, der mich ermorden lassen wollte, um sich meiner Reisetasche zu bemächtigen.

— Wirklich? rief Adrian von Saulles lachend.

— Er hat mir ein halb Dutzend Mörder nachgeschickt, denen ich aber keine Zeit ließ, ihr Geschäft zu verrichten.

— Wie haben Sie denn das gemacht?

Der Engländer antwortete in höchst gleichgültigem Tone:

— Ich habe sie niedergeschossen. Ich hatte einen vorzüglichen Revolver bei mir, der mich nie verläßt.

— Sechs Menschen! rief Raoul.

— O! erwiderte Trelauney, nur die drei Ersten machten mir die Arbeit schwer.

Raoul und Adrian betrachteten sich, als wenn sie sich fragen wollten, ob der Engländer sich nicht über sie lustig mache; aber dieser Teufels-Mensch hatte ein so einfaches und natürliches Aussehen, daß man sich nicht erlauben konnte, an seinen Worten zu zweifeln.

— Mylord, sagte Adrian, wenn Sie nicht so glaubwürdig aussähen . . .

— Man würde mir nicht glauben. Nicht wahr?

— Man würde Ihnen wenigstens nicht so leicht glauben.

— Nun gut! meine Herren, ich hoffe aber, Ihnen selbst in Paris Sachen zu zeigen, die noch großartiger sind, als diejenigen, die Sie so sehr zu überraschen scheinen.

— In der That, entgegnete Raoul, Sie tragen einen sehr romantischen Namen!

— Trelauney . . . so hieß der Freund Lord Byron's . . . derselbe, von dem man sagt, daß er dem großen Dichter als Typus zu seinem Corsaren gedient hat . . . In Frankreich lasse ich das w fallen, um die Aussprache zu erleichtern . . . aber dieser Trelawney war mein Vater! . . . Lord Ellis, mein Oheim, hinterließ mir seinen Adel mit der Bedingung, daß ich ihm beweise, mein Vater habe keine Mesalliance geschlossen, indem er eine Indianerin heirathete . . . Nichts war einfacher: der Adel meiner Mutter ging bis zum zwanzigsten Jahrhundert vor der Menschwerdung Buddhas . . . das wird jetzt wohl ungefähr 6000 Jahre sein.

— Mylord, rief Adrian von Saulles, Sie werden unsern Faubourg Saint-Germain ganz verdunkeln.

— Bevor ich daran denke ihn zu verdunkeln, will ich ihn doch kennen lernen...

— Ich werde die Ehre haben, Mylord, Sie den Bekannten meiner Familie vorzustellen . . .

Der Engländer verbeugte sich verbindlichst.

— Kennen Sie, frug er dann, eine gewisse Baronin von . . . von . . . eine ungarische Dame?

———

III.

Wo wir alte Bekannte antreffen.

— Meinen Sie Frau von Nemeney?

— Ja, so heißt sie . . . von Nemeney.

Adrian von Saulles erröthete.

— Ja, Mylord, antwortete er ganz verlegen.

— Himmel! fuhr Raoul fort, mein Freund Adrian von Saulles steht auf dem Punkte, sich in diese Familie zu verheirathen.

— Wie! hat die Baronin denn eine Tochter?

— Sie hat einen kleinen Engel von 17 Jahren bei sich, den man Fräulein Hedwig nennt. Die Baronin ist ihre Pathin . . . das ist Alles, was man erfahren kann... Böse Zungen behaupten, daß der Titel Pathin einen viel heiligern verbergen soll. Es mag nun sein, wie es will, Fräulein Hedwig ist bezaubernd schön und bekommt als Mitgift 600,000 Franken.

Trelauney wandte sich gegen von Saulles und fragte:

— Lieben Sie das junge Mädchen?

— Ja, ich liebe es, antwortete der Offizier freimüthig, und wenn Sie es kennen lernen, Mylord, werden auch Sie es lieben.

— Wann soll die Heirath stattfinden?

— Es wäre dies heute schon der Fall gewesen, wenn nicht ein tragi-komischer Vorfall das ganze Haus in Bestürzung versetzt hätte.

— Was war das denn?

— Die Vorstellung eines Magnetiseurs . . .

— Nicht möglich!

— Es war ein unglücklicher Zufall. Ein junges Weib, welches ein Kind in ihren Armen hielt, fiel am Thor des Hauses zusammen; sie starb fast vor Kälte und Hunger . . . Hedwig nahm sie auf und ließ sie an den Kamin setzen; später gab man ihr zu essen. Nur sie hat diesem armen Wesen das Leben gerettet. Nun mußte gerade der Chevalier von Püllnitz anwesend sein, der dieses durch Zufall aufgenommene Weib in voller Soiree durch seinen Magnetismus allerhand Unsinn sprechen ließ.

— Was hat sie denn gesagt?

— Blödsinn.

Lord Trelauney sah Adrian von Saulles fest in's Auge:

— Sagte sie nicht, daß irgendwo im Hause das Gerippe eines Kindes sich befinde?

— Ja, das hat sie gesagt, rief der Offizier erblassend.

Nun! so wird sich das Gerippe wirklich vorfinden.

— Woher wissen Sie das?

— Ich weiß es; das ist Alles, was ich Ihnen darüber sagen kann.

Und der Engländer fuhr in gleichgültigem Tone fort:

— Uebrigens scheint es, daß solche Fälle häufig vorkommen. Noch vor einigen Tagen las ich in einem Journale, daß beim Abbruch eines Hauses an dem Thore Saint-Denis die Maurer ein menschliches Gerippe in der Höhlung einer Mauer gefunden haben.

— Ich glaube nicht, unterbrach Raoul, daß das bereits eine in Frankreich angenommene Sitte ist.

Adrian von Saulles erhob sich sehr niedergeschlagen.

— Gleichviel welches Geheimniß meine Hedwig umgibt, ich liebe sie und werde sie heirathen. Wenn Frau von Remeney ihrer nicht würdig ist, so werde ich sie von ihr entfernen, und wenn ihr

Vermögen einen schändlichen Ursprung hat, so kann ich es entbehren.

Trelauney beobachtete den jungen Mann mit unverhohlener Theilnahme.

— Man sieht, mein Herr, daß Sie Soldat sind, Sie führen eine schöne Sprache.

— Mylord, sagte Adrian, mit Thränen in den Augen, welches Unrecht kann Hedwig begangen haben?

Alles dies wäre nicht vorgefallen, wenn sie dieses unglückliche Mädchen mit ihrem Kinde nicht gerettet hätte.

— Wer war denn doch diese Frau?

— Wie soll man das wissen? man sagt zwar, sie heiße Louise Deslions . . .

— Louise Deslions! rief Trelauney.

Und nach einer kleinen Pause ergriff er die Hand Adrian's, indem er sagte:

— Ja, mein Herr, mag da kommen was da will, Sie werden Hedwig heirathen, das schwöre ich Ihnen.

Raoul von Villepont rief mit Verwunderung:

— Sie kennen also Louise?

— Louise! anwortete Trelauney; das ist wohl das junge Mädchen, welches Sie verführten?

— Und weiter? sagte Raoul.

— Nun weiter! das Kind, was vor Kälte starb, war das Ihrige.

Die Züge Raoul's drückten eine große Verlegenheit aus.

— Vielleicht, lispelte er.

Dann fuhr er fort:

— Uebrigens habe ich das Kind aufsuchen lassen und in Sicherheit gebracht.

— Durch wen?

— Durch einen ausgezeichneten Menschen mit Namen Combalou, der diese Art Geschäfte sehr gut versteht; ich kann ihn Ihnen empfehlen, Mylord.

— Wie hat denn die Mutter diese Trennung leiden können?

— Es ist ohne ihr Wissen geschehen.

— Man hat ihr also das Kind geraubt?

— Das kann mir ganz gleichgültig sein! Wenn man mir nur nicht eines Tages den Balg zwischen die Beine wirft.

— Und Louise?

— Combalou sagt, daß sie wahnsinnig sei . . . das wundert mich nicht, denn sie war eine außergewöhnliche Natur, die sich leicht begeisterte.

Trelauney mußte den Kopf abwenden, um eine Thräne zu verbergen.

— Louise . . . wahnsinnig! lispelte er. Diese Elenden werden mich ohne Erbarmen finden . . .

Er nahm seinen Hut und zog seine Handschuhe an.

— Mylord, sagte Adrian, die Baronin von Remeney empfängt Mittwochs . . .

— Ich werde also die Ehre haben, mein Herr, Sie nächsten Mittwoch abzuholen.

— Und ich werde Sie vorstellen.

Der junge Mann übergab dem Lord Trelauney seine Karte:

Adrian von Saulles.
Marignanstrasse 4.

— Auf Wiedersehen! sagte der Gentleman, welcher wieder seine gewöhnliche Ruhe angenommen hatte.

Sobald er fort war, rief Raoul von Villepont:

— Das ist ein Ungeheuer, dieser Engländer! es bangt mir vor ihm. Und was sagst Du denn dazu?

— Ich? sagte Adrian, er gefällt mir ungemein. Ich habe

ihn nur wenige Minuten gesehen, und doch freue ich mich darauf, ihn wiederzusehen . . .

Trelauney war wieder in seine Kalesche gestiegen und fuhr die Chaussee d'Antin hinab, um nach Auteuil zurückzukehren.

Eine Stunde nach der eben geschilderten Scene befand sich das ganze Dienstpersonal des Hotel du Louvre in größter Aufregung.

— Diese Amerikaner sind doch alle gleich, sagte ein Kellner.

— Was gibt es denn? fragte der Portier.

— Erinnerst Du dich einer Postchaise, die eines Abends, vor etwa 6 Monaten, hier einfuhr? Sie brachte uns einen Amerikaner mit Namen Davidson, der gleich nach dem Diner ausging und nicht wiederkam.

— Ja, ja, ich mußte ihm einen Wagen holen, und denke Dir, er gab mir 10 Franken für den Gang.

— Man hatte nicht weiter von ihm sprechen hören... Der Prinzipal betrachtete schon seine Koffer als sein Eigenthum, nur daß er den Gebrauch respectirte, welcher verbietet, zu öffnen oder zu verkaufen vor Ablauf eines Jahres . . .

— Das ist aber ein dummer Gebrauch!

— Dumm oder nicht, man muß ihn befolgen. Und der Beweis ist, daß Herr Davidson zurückgekommen ist, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Er zahlte sechs Monate Miethe und nahm seine Sachen wieder mit. Namentlich schien ihn seine Reisetasche sehr zu interessiren! Er hatte gewiß wichtige Papiere darin, denn nur diese hat er nachgesehen.

— O! sagte der Portier, er ist vielleicht ein Spion.

— Das kann mir ganz gleichgültig sein! Er hat mir fünf Louisd'or Trinkgeld gegeben.

— Dann ist es aber schade, daß er nicht hier bleibt.

— Er würde dem Hotel nicht viel Arbeit machen.

Ein Glockenschlag machte der Unterredung ein Ende.

Trelauney war in Auteuil angekommen; er hatte nur für einen Augenblick das Aeußere Davidson's angenommen, und da nun sein Geschäft im Hotel du Louvre beendigt war, erwartete er geduldig die Stunde, wo Herr von Villepont ihm die 1,500,000 Franken schicken wollte.

Es schlug vier Uhr, dann vier ein halb und noch immer war das Geld nicht angekommen.

Endlich um fünf Uhr kam der Banquier selbst mit einem Portefeuille unter dem Arm.

— Sie haben mich warten lassen, sagte Trelauney ein wenig verdrießlich.

Der Banquier, ganz außer Fassung, wischte sich mit seinem Taschentuche den Schweiß von der Stirn.

— Ich bitte, mich zu entschuldigen, Mylord, entgegnete er, aber ich mußte verschiedene Ausstände eintreiben, um Ihnen die Summe in so kurzer Zeit zu schaffen; auch habe ich es mir zur Pflicht gemacht, Ihnen das Geld selber zu bringen, um Ihnen mein Bedauern über den unfreiwilligen Verkauf auszudrücken.

— Hier ist Ihre Quittung, mein Herr, sagte Trelauney, nachdem er die Rechnung nachgesehen hatte.

Der Banquier grüßte und verließ das Zimmer.

Trelauney sagte zu sich:

— Es scheint denn doch wirklich, daß seine Geschäfte schlecht stehen; ich bin also zur rechten Zeit angekommen.

Er klingelte und ein Diener trat ein.

— Lassen Sie den Agenten eintreten!

Der Diener bog sich zurück, um einer unsern Lesern schon bekannten Persönlichkeit Platz zu machen. Der Agent war kein anderer als Combalou.

Combalou hatte Toilette gemacht.

Lackschuhe von 6 Franken fünfzig Centimen glänzten unter einer fast neuen schwarzen Hose und der etwas zurückgeschlagene Rock ließ eine weiße Weste sehen, die soeben aus der Wäsche kam.

Combalou betrachtete sich den Engländer von der Seite, um ihn beurtheilen zu können.

Er hatte in seinen Blicken eine Mischung von Unterwürfigkeit und Mißtrauen.

Trelauney, den man gewiß ohne Mühe als unsern Freund Jean Deslions wiedererkannte, nahm ein Billet von tausend Franken aus der halbgeöffneten Schublade eines kleinen Möbels von Rosenholz.

— Hier ist vor Allem das Handgeld, sagte er zu Combalou.

IV.

Monseigneur.

Combalou gewahrte sogleich in dem Spiegel noch mehrere Päcke Banknoten, und schien dieses Schauspiel ihn mit Respect zu durchdringen.

Er nahm das Billet, welches man ihm hinhielt, und steckte es in die Tasche, indem er sagte:

— Es ist meine Gewohnheit nicht, Mylord, Honorar zu empfangen, bevor ich meiner Kundschaft Dienste geleistet habe.

— Nun gut, so ändern Sie heute Ihre Gewohnheit, sagte Trelauney.

— Zu Ihren Diensten, Mylord.

— Sie kennen doch dem Namen nach den Banquier Villepont?

Combalou, der den Raub des Kindes Louisens auf dem Gewissen hatte, zögerte einen Augenblick.

Diese Zögerung, so kurz sie auch war, entging Trelauney nicht.

— Villepont? sagte Combalou, ich weiß, daß er ein bedeutender Banquier ist.

— Nun dann wissen Sie genug. Ich weiß, daß Herr von Villepont in diesem Augenblick große Summen auf sich laufen hat . . . es handelt sich darum, von den Wechseln so viel als möglich für meine Rechnung aufzukaufen.

— Das ist sehr leicht, Mylord.

— Nun, das ist Alles, was ich für den Augenblick von Ihnen verlange.

Combalou erlaubte sich eine Einschaltung zu machen.

— Verzeihen Sie mir, sagte er, wenn ich es wage, eine Frage zu stellen.

— Und welche? frug Trelauney, die Stirne runzelnd.

— Du lieber Himmel! indem Sie die Wechsel auf Herrn von Villepont ankaufen, kann Eure Herrlichkeit keinen andern Zweck verfolgen, als einen dieser beiden:

Entweder den Kredit des Hauses Villepont zu heben oder den Ruin zu beschleunigen.

— Einer dieser beiden ist es wirklich.

— Nun gut! wenn Eure Herrlichkeit einige Aktien der Schifffahrts-Gesellschaft für das Assovische Meer kaufen wollte, so ließe sich das Geschäft rasch beendigen.

— Glauben Sie?

— Mylord, kennen Sie denn das Gesetz über Kommandit-Gesellschaften, welche Aktien ausgeben, nicht?

— Ich muß meine Unkenntniß eingestehen.

— Dieses Gesetz, genannt das Gesetz von 1851, ist in dem Gesellschafts-Vertrage nicht sehr ehrlich in's Auge gefaßt worden. Die Aufstellung des Geranten war übertrieben; die Aktionaire haben ihre Zahlungen nicht zur rechten Zeit gemacht, so daß ein Theil des Kapitals verausgabt war, bevor noch die Gesellschaft sich definitiv constituirt hatte. Dies sind alles Uebertretungen dieses Gesetzes.

Ueberdies ist die Control-Commission sehr gefällig, sie findet die Rechnung stets richtig, was auch ganz natürlich ist, da ihr die Aktien nichts gekostet haben und sie nur Interesse hat, die monatlichen Gebühren einzustreichen.

— Und weiter?

— Wenn man nun zu einem niedrigen Preise eine ganze Anzahl dieser Aktien kaufte, würde man den Geranten zur Verantwortung ziehen und ihn auf civilem oder correctionellem Wege verfolgen und darauf bestehen, die vollen Anzahlungen der Aktien zu erstatten.

— Und wenn dieser Fall einträte?

— Nun wenn dieser Fall einträte, würde Herr von Villepont unfehlbar Bankerott machen, und dieser Bankerott wäre betrügerisch!

Trelauney erhob sich.

— Hier! sagte er zu Combalou, hier ist eine zweite à Conto-Zahlung auf Ihr Honorar.

Und er warf ihm ein zweites Tausend-Franken-Billet hin.

Combalou verneigte sich dreimal ganz unterthänigst.

— Dieser arme Villepont! fuhr der falsche Engländer fort, ich würde glücklich sein, ihn retten zu können! Auf Wiedersehen, Herr Combalou . . .

— Mylord, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

— Einen dieser Halunken habe ich! sagte Trélauney.

An demselben Abend gab es eine heitere Zusammenkunft in dem blauen Saale der Frères-Provençaux.

Die Reichsten und Vornehmsten waren versammelt und unter ihnen befanden sich die glänzendsten Damen der Demi-Monde.

Marianne de Fer, Yvonne Pen-Hoet, die kleine Bretonne mit den goldnen Haaren, das immer lachende schäkernde Fräulein Fraise, und zwei oder drei neue Erscheinungen, die durch das Elend oder die Faulheit rekrutirt wurden und ihr Bischen Schönheit zu Markte brachten.

Es ist übrigens nicht zu verkennen, daß die pariser Bevölkerung mit jedem Tage gesunder, aufgeklärter und rechtlicher wird.

Die kleinen Grisetten, die von ihrem Bügeleisen oder von ihrer Gewandtheit auf den Boulevards leben, sind gewöhnlich elternlose Kinder oder abstammend vom Verbrechen, ohne Aufsicht herumlaufend, ihrem persönlichen schlechten Instincte und dem bösen Beispiele Anderer folgend.

Die echten pariser Kinder arbeiten wie ihre Väter und befinden sich wohl dabei.

Die Töchter der Arbeiter haben etwas gelernt, sie haben ihre Arbeit liebgewonnen und sind stolz, sich dadurch zu ernähren.

Das Laster wird eine Ausnahme; und der Beweis davon ist, daß die Straßenläuferinnen meistens von den ärmeren Provinzen oder dem Auslande kommen.

Deutsche, Polinnen, Italienerinnen, Engländerinnen eilen herbei und wälzen sich im Schlamm und Koth, um ein unehrenhaftes Brod zu erwerben, welches unsere braven Arbeiterinnen verächtlich von sich stoßen.

Die neuen Ankömmlinge wurden von den zum Souper

Geladenen nur mit ihren Spitznamen genannt; sie sagten zu ihnen: Hündlein, Neuling, Handschuhmädchen ꝛc.

Die anwesenden Herren waren: Seine Excellenz Riazis-Bey, Herzog von Trebizonde, Raoul von Villepont und der niemals fehlende Baron von Maucourt, welcher sich überall aufdrang und als Ideal der Yvonne von Pen-Hoet galt.

Der Kronleuchter war angezündet und fünfzig Kerzen brannten noch außerdem.

Man hatte die Fenster, welche die Aussicht auf das Palais-Royal boten, halboffen gelassen, denn der Abend war warm, obgleich man sich erst zu Ende des Monats April befand.

— Was haben Sie doch mit Adrian von Saulles gemacht? frug Marianne de Fer.

— Adrian, antwortete Raoul, hat auf die Vergnügungen der Welt verzichtet, ich glaube, daß er übermorgen heirathen wird.

— Schon!

— Er findet es durchaus nicht zu früh.

— Und was gibt es denn Neues heute?

— Eine große Neuigkeit, meine Damen.

— So sprechen Sie! riefen die Frauen wie aus einem Munde.

— Sie haben doch den Engländer im Boulogner Wäldchen bemerkt, der ganz Paris von sich sprechen macht?

— Lord Trelauney?

— Denselben.

Darauf folgte ein Geschrei von Ausrufungen und Bewunderungen, welches der Ouverture des Tannhäusers so ziemlich ähnlich war.

— Das wundervolle Gespann! sagte die eine.

— Wenn man ihn nur vorübergehen sieht, so erkennt man gleich den großen Herrn in ihm!

— Man sagt, er sei unermeßlich reich!

— So reich, bestätigte Raoul, daß er am Tage seiner Ankunft in Paris 1,500,000 Franken ausgegeben hat!

— In vierundzwanzig Stunden?

— Ja! in vierundzwanzig Stunden. Ich kann von der Geschichte erzählen, denn das Haus Villepont war während acht Tagen in Bestürzung.

— Marianne de Fer sah Riazis-Bey spöttisch an und sagte ihm mit einer gewissen Unverschämtheit:

— Was sagst Du dazu, mein Prinz? Da wäre einmal Einer, der Dich ausstechen wird. Du kannst alle Deine Juwelen aus ihren Etuis nehmen, Dir Ringe durch die Nase ziehen und Ohrgehänge an Deine Ohren hängen, so glaube ich doch, daß dieser Lord Trelauney Dich in Grund und Boden bohren wird.

Der Muselmann wollte eben antworten, als die Thüre sich öffnete.

— Das ist Lord Trelauney, rief Raoul.

Der Engländer grüßte die Gesellschaft sehr gemessen und Raoul besorgte die gewöhnlichen Vorstellungen.

— Tragt das Souper auf! rief der Herzog von Trebizonde.

In wenigen Augenblicken war der Tisch gedeckt und der Champagner perlte in den Gläsern.

— Eure Excellenz bewohnte wohl Kairo, bevor Sie nach Paris kamen? frug Trelauney Riazis-Bey.

— In der That bewohnte ich früher Kairo, antwortete dieser, ich wurde dann später in Folge eines Aufstandes verwiesen und flüchtete mich nach Dschibbah . . . in die Residenz meines Onkels Achmet-Pascha.

— Der seinerseits ebenfalls sich genöthigt sah, Sie zu entfernen, bemerkte der Lord

— Wie wissen Sie das? frug Riazis-Bey ganz verwundert.

— Es scheint, fuhr Trelauney fort, daß Sie als Ersatz der Statthalterschaft von Egypten sich mit dem Commando Ihres Onkels begnügt hätten. Man hat mir erzählt, daß er während einer Nacht unter furchtbaren Schmerzen erwacht sei; ein Gegengift, welches ihm augenblicklich gereicht wurde, hat dem Pascha das Leben gerettet, der keinen Andern in Verdacht hatte als seinen Neffen.

— Wenn das nun so wäre? fragte Riazis; bei uns ist das nichts Neues. Man sagt den Leuten: Ich werde Dich von dort wegbringen, um mich hinzusetzen!

Die Frauen lachten recht herzlich über diesen Spaß.

Während des Soupers sprach man von Allem und von noch ganz anderen Sachen.

Die Früchte lagen auf mit Moos bedeckten Körbchen, Ananasse am Zweige, Trauben mit den Reben, Erdbeeren in Treibhäusern gezogen u. s. w. Das Ganze hatte gewiß mehr als fünfzig Louisd'or gekostet.

Ein Kellner brachte zwei Schalen mit Cigarren.

— Die rauchen wir nicht, sagte der Araber, ich werde Ihnen von meinen Cigarren geben.

Dann sagte er zum Kellner:

— Lassen Sie meinen Diener Aly eintreten!

Der Name Aly schlug merkwürdig an das Ohr Trelauney's.

— Cigarren gegen Cigarren! sagte er, ich habe ebenfalls meine eigenen.

Dann wandte er sich auch zum Kellner:

— Rufe meinen Diener Surypère!

Aly und Surypère erschienen im selben Augenblicke und staunten sehr, sich zu begegnen.

Die Züge Riazis-Bey's verzerrten sich entsetzlich.

Trelauney ließ seinen Blick wie ein glühendes Eisen auf ihn fallen.

Riazis erhob sich, Trelauney stand bereits; die beiden Männer wechselten einen furchtbaren Blick, voll von Haß und Herausforderung.

— Das ist der Großmeister, dachte der eine.

— Das ist der Monseigneur, dachte der andere.

V.

Die Vorstellung.

Die beiden Gegner hatten sich gegenseitig gemessen.

Monseigneur frug sich, wer denn eigentlich der Mensch sei, den er vor sich habe?

War es jener Unbekannte, den er erdolcht hatte und in den Keller geworfen?

Er war aus seinem Grabe auferstanden; aber wenn dieses Antlitz auch gekünstelt sein konnte, seine Jugend war es nicht.

Lord Trelauney war also der Nachfolger des Großmeisters, welchen er in der Nacht vom 23. November getödtet hatte.

Indem Lord Trelauney seine Macht geerbt hatte, kam er nun, den Mord des Oberhauptes der Einundzwanzig zu rächen?

Beide hatten sich verstanden.

Einer nur hatte Furcht: — Riazis-Bey.

Aber trotzdem er von Furcht erfüllt, beschloß er doch, mit allen Mitteln zu kämpfen . . .

Der Herzog von Trebizonde, ein langer, schmächtiger Mensch mit Backenbart, als wenn er von todten Blättern wäre, schlug ein Spiel vor.

Der Baron von Maucourt verlor 80,000 Franken auf Ehrenwort.

Trelauney gewann sie.

— Morgen, Mylord, sagte der Baron in größter Aufregung, werde ich die Ehre haben, Ihnen meine Schuld abzutragen.

— Wie es Ihnen am angenehmsten ist, mein Herr, entgegnete Trelauney.

Riazis übernahm die Bank, er hatte ein glückliche Hand.

Niemand wollte ihm Bank halten.

— Es sind 100,000 Franken in der Bank! rief er.

— Banco! sagte der Engländer, ohne sich umzusehen.

Er gewann die Summe — und zog sich zurück, den Araber vor Wuth schäumend zurücklassend.

Als dieser nun auch sich entfernen wollte, frug er den Portier: — Wo ist Aly?

— Jemand, den wir nicht kennen, hat ihm einige Worte in's Ohr gesagt, worauf sich beide entfernten.

— Wie sah der Mensch aus?

— Es muß wohl ein Dienstmann gewesen sein.

— Sieh doch einmal unten nach ihm; vielleicht steht Aly bei einem Kutscher.

Der Portier ging nachsehen.

— Monseigneur, sagte er, als er zurück kam, Aly ist verschwunden.

— Das ist merkwürdig, brummte Riazis und stieg in seinen Wagen, von schlimmen Ahnungen ergriffen.

Eine Stunde später saß Trelauney schon in seinem Cabinet zu Auteuil, und drei handfeste Männer brachten ihm Aly an Händen und Füßen gebunden.

— Du bist in der Nacht in ein Haus der Straße Saint-Louis eingedrungen, sagte Trelauney, und hast unsern Anführer ermordet?

— Es war Monseigneur, der ihn mordete, entgegnete Aly, am ganzen Leibe zitternd; — ich habe nur seinem Befehle gehorcht.

— Wer ist denn Dein Herr?

— Mein Herr ist der Sohn der Dogomar, der Frau eines Juweliers von Dschibbah. Der Bruder des Paschas liebte diese Frau und Riazis ist die Frucht dieses Fehltrittes. Riazis wurde in dem Palaste seines Onkels erzogen und erst dann fortgejagt, nachdem wir zweimal vergeblich es versuchten, ihn zu entthronen.

— Wie bist Du in seinen Dienst gekommen?

— Mein Vater, sagte Aly mit Stolz, war ein berühmter Arzt. „Erinnere Dich, sagte er mir häufig, daß man, um die Wissenschaft zu erlangen, die Wachsamkeit des Raben, die Geduld des Hundes und die Schlauheit des Fuchses haben muß.“ Dieses Alles habe ich besessen, und ich war es auch, der den Gifttrank, welchen man dem Pascha zu trinken gegeben, präparirt hatte.

— Was hat Dein Herr bei seiner Ankunft in Paris gemacht?

— Er besuchte sehr häufig den Banquier Kodom.

— So wird es wohl auch der Banquier gewesen sein, der ihn in die Versammlung der Einundzwanzig einführte?

— Ja.

— War Riazis einer der Eingeweihten?

— Ich glaube es.

Trelauney ging in seinem Cabinet einige Mal auf und ab. Er hatte das Ziel, welches Monseigneur sich gesteckt, errathen. Die Schätze der Gesellschaft sollten ihm dazu dienen, Soldaten anzuwerben, um sich der Befehlshaberschaft des Pascha mit Gewalt zu bemächtigen.

— Führet diesen Menschen an Bord des Haifisches, sagte er, auf Aly hinweisend; werft ihn in den tiefsten Schiffsraum, und legt seine Füße in Eisen.

Aly beugte ein Knie.

— Behalten Sie mich bei sich, mein Herr und Meister, ich will Ihnen wie ein Sclave unterthänig sein.

— Das werden wir später sehen, antwortete Trelauney. In allen Fällen hast Du nur ein Mittel, Dir das Leben zu erhalten dieses Mittel ist, mich nie zu hintergehen.

Aly wurde fortgeschleppt und in einem geschlossenen Wagen weiter gebracht. Der Haifisch lag an der Brücke Grenelle vor Anker, und der Sohn des Arztes wurde in den untersten Schiffsraum hinabgebracht, wo er Zeit genug hatte, über die menschlichen Lasten nachzudenken.

Nachdem Aly fort war, trat der Baron von Remeney in das Cabinet.

Trelauney drückte ihm die Hand.

Der Baron war schwarz gekleidet; sein offenes Gesicht, seine hohe Stirn, die schon mit Falten bedeckt war, sein edles Wesen mußte bei Jedem Sympathie und Vertrauen erwecken. Es war nicht möglich, die absonderlichen Vorzüge dieses Edelmanns zu übersehen.

— Nun! frug er Jean, wird die so heiß ersehnte Stunde, wo ich mich rächen kann, noch nicht schlagen?

— Diese Stunde ist nicht mehr fern, mein Freund, entgeg-

nete Jean; aber bedenken Sie doch, daß Ihre Ungeduld mir schädlich werden kann, und ich habe noch so viel abzumachen.

— Ich habe meinen Entschluß gefaßt. Die Verantwortlichkeit, welche auf Ihnen ruht, hält meine Wuth zurück. Ich werde diesen Robert Kodom tödten, das soll meine ganze Genugthuung sein.

Jean setzte sich dem Magyar gegenüber.

— Glauben Sie nicht, daß wir besser daran thuen, uns nur dann eigene Genugthuung zu verschaffen, wenn es nicht anders möglich ist?

— Wie meinen Sie das?

— Weil ich der Meinung bin, daß Robert Kodom nicht würdig ist, sich mit Ihnen zu duelliren. Dieser Mensch gehört dem Scharfrichter an.

— Der Scharfrichter werde ich sein! rief der Ungar.

Jean fuhr ohne darauf zu antworten fort:

— Was das junge Mädchen anbetrifft . . .

— Hedwig?

— Sie ist ein schuldloses Lämmchen, welches von der Schändlichkeit der Mutter unberührt geblieben.

— Wo hinaus wollen Sie damit?

— Ich strecke die Hand nach ihr aus und sage Ihnen: Lassen Sie sie mir.

— Was bewegt Sie dazu, daß Sie solches Mitleid empfinden?

Jean antwortete mit unterdrückten Thränen:

— Sie hat meiner hungernden Schwester Brod und ihrem fast vor Kälte sterbenden Kinde ein Asyl gegeben.

— So machen Sie mit ihr was Sie wollen, sagte der Baron.

Der andere Tag war ein Mittwoch, also der Empfangs-Tag der Baronin von Remeney.

Lord Trelauney ließ um 3 Uhr anspannen und rief seinem Kutscher zu:

— Marignanstraße 4!

Das war die Adresse, welche auf der Karte von Adrian von Saulles stand.

— Nun, Mylord, das nenne ich aber pünktlich sein, rief Adrian.

— Ist die Baronin von Remeney von meinem Besuche in Kenntniß gesetzt worden?

— Ja, Mylord, und man erwartet Sie. Wissen Sie, daß Sie ein seltsamer Mann sind und die Neugierde der Pariser ungeheuer rege gemacht haben?

— Wie so?

— Es ist nicht möglich, sich irgendwo sehen zu lassen, ohne daß von Ihnen die Rede wäre.

— Die Pariser sind wirklich zu gütig.

— Sie haben, sagt man, die Excentricität so weit getrieben, die sämmtlichen Actien der Assovischen Schifffahrtsgesellschaft aufzukaufen!

— Ich liebe es, von Zeit zu Zeit eine schlechte Speculation zu machen. Dieses freiwillige Opfer versöhnt das Geschick, und man gewinnt sehr reichlich von der einen Seite, was man mit Willen auf der andern verloren hat.

— Nun es mag sein wie es will, die Einen haben sich auf Ihre Kosten lustig gemacht und die Andern frugen: Ist er denn so sehr reich?

Trelauney lächelte.

— Wann wird der Ehevertrag unterzeichnet? frug er.

— Morgen, hoffe ich, Mylord. Die Baronin von Remeney hat die Absicht, Sie zu diesem kleinen Feste einzuladen.

— Wer wird denn zugegen sein?

— Einige Vertraute nur: Robert Kodom, die Marquise von Bryan-Forville, der Marquis von Charmeney . . .

— Allein?

— Wahrscheinlich mit seiner Tochter Blanche. Werden Sie nun kommen?

— Ohne Zweifel.

Adrian nahm in dem Wagen Trelauney's Platz und einige Minuten später stiegen Beide an dem Perron des Hauses in der Straße Ponthieu aus.

Die Baronin empfing Lord Trelauney mit der größten Liebenswürdigkeit.

Wanda glänzte in ihrer vollen Schönheit; mit achtzehn Jahren verheirathet, war sie dermalen sechsunddreißig alt, schien aber noch nicht das neunundzwanzigste zurückgelegt zu haben. Sie trug ein Kleid von grauer Seide, dessen Aermel einen feinen, zarten Unterarm, worüber reiche Spitzen fielen, hervorkommen ließ. Die kleinen Händchen waren wie transparent. Ihr niedlicher Fuß stützte sich auf einen Schemel . . .

— Wie! noch allein? frug Adrian von Saulles.

— Sie wissen doch, mein lieber Freund, entgegnete die Baronin, daß man von Tag zu Tag seine Besuche später macht.

— Werden wir den Engel des Hauses nicht sehen?

— Beruhigen Sie sich, der Engel wird herniedersteigen. Er muß Sie haben eintreten sehen und wird nicht zögern, Ihnen zu erscheinen

VI.

Zu schön, um nicht zu handeln.

Die Baronin hatte noch nicht ausgeredet, als Hedwig ruhig und lächelnd in den Salon trat.

Sie verbeugte sich zweimal recht freundlich und setzte sich neben ihre Pathin.

Diese küßte Sie auf die Stirn.

In diesem Kusse lag etwas so Herzliches, daß Trelauney sich der Frage nicht erwehren konnte:

— Haben Sie niemals Kinder gehabt, Frau Baronin?

— Niemals, mein Herr. Aber warum stellen Sie diese Frage?

— Weil mir das wie eine Ungerechtigkeit des Himmels vorkommt.

— O! ich liebe Hedwig, als wenn sie meine Tochter wäre.

Das theure Kind ist von verbannten Eltern aus Ungarn, die es nicht wagen durften, ihm im Civilstands-Register ihren eigenen Namen zu geben, da sie ihren Aufenthalt in Paris geheim halten mußten.

Sie haben mir Hedwig anvertraut, als sie in ihre Heimath zurückkehrten, von der sie niemals wiederkamen.

— Ich habe diese Waise adoptirt — und nun wird Herr von Saulles es übernehmen, diesen Engel zu beschützen, was ich bis heute mit so vielem Glück gethan!

Adrian verbeugte sich, und Hedwig sandte ihm einen innigen Blick, der etwa sagen wollte: ich setze alles Vertrauen in Dich.

Es traten noch einige andere Personen in den Salon; Lord Trelauney erhob sich, um sich zu empfehlen.

Die Baronin lud ihn für den nächsten Tag ein.

Trelauney entgegnete ihr, daß er diese Einladung mit Freuden annehme.

— Eine Heirath, sagte er, ist eine so wichtige Sache.

— Glauben Sie das, Mylord? Und Sie bleiben unverheirathet?

— O, man weiß nicht im Voraus, wie die Frau ausfällt . . .

Und indem er die Baronin fest anschaute, fuhr er fort:

Ein Sturm ist das Leben!
Nie Ruhe, ewiger Wind,
Ein glühender oder eisiger Windstoß,
Blumenregen in der Jugend,
Eisflocken im Alter!

Er verabschiedete sich darauf, die Baronin wie versteinert zurücklassend, denn diese Worte waren ja der Anfang eines Liedes, welches sie in ihrer Jugend so oft gesungen.

— Dieser Mensch sieht in die Vergangenheit! sagte sie mit Entsetzen.

In diesem Augenblick trat Robert Kodom hastig in das Vorzimmer.

Er schien sehr bestürzt; Wanda warf ihm einen ängstlichen Blick zu.

Robert nahm ihre Hand und führte sie in ein an den Salon anstoßendes Cabinet.

— Es droht uns Unglück, sagte er.

— Ich dachte es mir, erwiderte Wanda. Seitdem dieser Magnetiseur in unser Haus getreten ist, vergeht kein Tag, wo nicht ein Wort, ein Ereigniß an das erinnert, was auf ewig vergessen bleiben sollte. Was giebt es denn nun wieder?

Robert drückte ihr krampfhaft die Hand.

— Dein Mann ist frei!

Wanda erblaßte.

— Frei! schrie sie, und wir sind noch unter den Lebenden?

— Er hat sich in seinem Gefängniß einen Ausgang gehöhlt . . . und muß durch eine Kloake entflohen sein.

— Vielleicht, sagte Wanda, ist er doch nicht entkommen.

— Er konnte doch schwimmen, nicht wahr?

— Er! er spielte mit der Donau und schwamm auf das Schnellste gegen den Strom.

— Nun, so hat er die Seine erreicht und von da aus . . .

Der Banquier versank in tiefes Nachdenken.

— Der Haifisch ist am selben Tage in See gegangen . . . Dahinter steckt Verrath. Der Großmeister hat uns verkauft . . . aber an wen?

Ein Engländer verläßt soeben das Haus . . .

Wie ist sein Name?

— Lord Trelauney.

— Wer hat ihn vorgestellt?

— Adrian.

— Trelauney! rief der Banquier. Ich habe es . . . Dieses ungeheure Vermögen, wovon man spricht, nun kenne ich seinen Ursprung! . . . Er kommt von London . . . er hat diesen verfluchten Magyar gewiß dahin geführt! Und wer weiß! vielleicht ist er auch mit ihm zurückgekommen!

— Wir müssen Paris verlassen, sagte Wanda.

— Noch nicht, entgegnete Robert. Vor Allem muß

Hedwig verheirathet werden. Beschleunige daher alle Formalitäten, damit wir rasch damit zu Ende kommen. Am Tage der Hochzeit wirst Du abreisen und ich . . . ich werde gegen diesen Dämon kämpfen!

Während Robert und Wanda sich in düstern Ahnungen ergingen, spielte ein anderes Drama in der Nachbarschaft.

Man wird nicht vergessen haben, daß der Baron von Maucourt der Schuldner Trelauney's geblieben, der ihm die Summe von 80,000 Franken zu zahlen hatte.

Als man den Frères aux Provençaux verließ, reichte der Baron dem Fräulein Yvonne Pen-Hoet den Arm und nahm an ihrer Seite Platz in dem Wagen, den ihr die Freigebigkeit eines russischen Prinzen verschafft hatte.

Yvonne bewohnte die zweite Etage eines Hauses in der Avenue der Champs-Elysees.

Der Baron folgte ihr auf der Treppe und trat mit in ihre Wohnung ein.

Sobald er in dem Salon war, warf er seinen Hut hastig von sich, ließ sich in einen Sessel fallen und fing jämmerlich an zu weinen.

— Was hast Du, mein Freund? frug das Mädchen.

— Was ich habe . . . Du weißt es ja! Ich habe an diesen verfluchten Engländer eine große Summe verloren . . . und wenn ich die nicht zahle, so kann ich mich nirgends mehr sehen lassen.

Yvonne sagte ihm ärgerlich:

— Wie hast Du das diesen Abend denn angefangen? Weißt Du denn nicht mehr mit den Karten umzugehen?

— Ich hatte die Karten gemischt, erwiederte der Baron in einem kläglichen Tone, als der Engländer sie mir aus den Händen nahm und nochmals mischte.

— Was sollen wir nun machen? frug Yvonne.

Der Baron erhob sich und küßte sie auf beide Wangen.

— Hast Du kein Geld?

— Nein . . . Ich habe im Ganzen 2000 Franken und von allen Seiten hat man mir abschlägige Antworten gegeben.

Der Baron fing wieder zu weinen an.

— Du liebst mich nicht! rief er schluchzend.

Yvonne kniete zu seinen Füßen.

— Ja! ich liebe Dich! . . . sagte sie leise; ich werde Alles aufbieten, Dir zu helfen.

— Nun gut, so leihe mir Deine Juwelen, sagte der Baron.

Das arme Mädchen ging, ein kleines Möbel ihres Schlafzimmers zu öffnen.

— Hier ist Alles, was mir übrig blieb, sagte sie.

Der Baron öffnete das Schmuckkästchen.

Es befanden sich darin einige Ringe, zwei Armbänder, ein Collier, Broschen, Diamantknöpfe . . .

— Wie wenig! rief er, das ist höchstens für 20,000 Franken.

Mein Gott! sagte Yvonne, Du weißt doch, daß alles Andere im Pfandhaus ist . . .

Der Baron schlug mit der Faust auf den Tisch.

— O! rief er, ich muß mit der Marquise zu Ende kommen.

— Reich mir doch das Dintenfaß herüber und gieb mir Feder und Papier.

„An Frau Marquise von Bryan-Forville.
227, Avenue de Wagram.

„Werthe Dame!

„Wenn die fünfzig tausend Franken, welche Ihnen die-„ser elende Mensch abverlangte, der im Besitze Ihrer Briefe „an den Herzog von L . . . ist, nicht vor Mittag an die „bekannte Adresse, Straße Valois, gesandt sind, so bin ich „in der unangenehmen Lage, Ihnen mitzutheilen, daß diese „duftenden Liebesbriefe dem Marquis von Bryan-Forville, „Ihrem glücklichen Gatten, sogleich eingehändigt werden.

„Seien Sie überzeugt, meine werthe Dame, daß ich nur „in der Hoffnung, Ihnen nützlich sein zu können, in dieser „Sache als Unterhändler gedient habe.

„Ihr ganz unterthänigster

Baron von M.“

Er schloß den Brief und sagte zu Yvonne:

— Laß den Brief sogleich zur Post bringen.

Und der Baron trocknete seine Thränen.

. . . Die Marquise von Brian-Forville hatte soeben geschellt, daß man ihr die Chocolade bringe.

Sie war noch in ihrem Bette, ein Bett von blauem Satin, garnirt mit Spitzen; ihr schneeweißer Arm ruhte auf einer feinen Decke und ihre losen Haare lagen in reizender Unordnung auf dem batistenen Kissen.

Das Kammermädchen stellte die Chocolade auf den Nacht-tisch und öffnete die Fenster-Vorhänge.

— Wie viel Uhr ist es, Annette?

— Zehn Uhr, gnädige Frau.

— Ist nichts für mich angekommen?

— Ein Brief für die gnädige Frau.

— So laß sehen!

Die reizende Marquise öffnete den Brief und zerknitterte ihn sogleich.

— Welche Unverschämtheit! sagte sie ganz leise.

Sie trank ihre Chocolade, hüllte sich in ein Morgen-Kleid von weißem Cachemir und zählte ihre Ersparnisse.

Sie fand 1200 Franken in ihrer Börse.

Die Marquise seufzte und nahm einen Diamantschmuck, welcher unter ihren Hochzeits-Geschenken den ersten Rang einnahm.

Alsdann rief sie ihr Kammermädchen.

— Annette, sagte sie, bring mir ein kattunenes Kleid von dunkler Farbe . . .

— Die gnädige Frau hat keine kattunenen Kleider.

— Nun! so leih mir eines deiner Kleider und gieb mir einen alten Hut.

— Die gnädige Frau hat auch keinen alten Hut.

— So nimm eine Droschke und fahre zur Frau Sabourin, damit sie mir gleich einen alten Hut macht.

— Frau Sabourin wird das nie zugeben.

— Diese Modistinnen sind unglaublich! rief die Marquise, sie haben Eigenliebe wie eine erste Sängerin . . . Was werde ich nun machen? Nun! ich werde durch die Straße Aubert gehen und eine Haube kaufen. Wenn die Modistin sie mir nicht geben will, so werde ich sie mir irgendwo leihen.

Die Marquise von Bryan-Forville schickte nach einer Droschke, und wenige Augenblicke nachher war sie auf der Ecke der Straße Valois.

VII.

Alte Bekanntschaft.

Die Marquise von Bryan-Forville trat unter die Galerie des Palais Royale und durchschritt dieselbe bis dahin, wo die lange, dunkle Straße, in welcher man nur ein Stückchen Himmel erblickt, anfing; hier bog sie ein und suchte die angegebene Adresse, welche sie bald fand und wo sie bis zur zweiten Etage steigen mußte.

Der Baron erwartete sie, denn er öffnete selber die Thüre.

— Wollen Sie gütigst eintreten, sagte er, indem er sich tief verbeugte.

Die Marquise trat ein, ohne zu antworten.

— Hier, sagte sie, den Diamantschmuck auf den Tisch werfend, geben Sie mir meine Briefe und bezahlen Sie sich damit.

Der Baron untersuchte den Schmuck.

— Es thut mir wirklich leid, dieser Schmuck ist sehr schön . . . aber ich muß ihn Ihnen zurückgeben.

— Mir ihn zurückgeben, Sie? Machen Sie doch keine Späße.

— Durchaus nicht. Vor wenigen Minuten sind Ihre Briefe von hier abgeholt worden . . .

— Und wo sind sie?

— Ich weiß es nicht.

— Wem haben Sie sie denn gegeben?

— Dem Intendanten eines großen Herrn . . . Er ist wahrscheinlich in Sie verliebt, und ich begreife das sehr gut! . . .

— Wie heißt dieser Intendant?

— Surypère.

— Und sein Herr?

— Lord Trelauney.

— Wie viel hat er Ihnen bezahlt?

— Achtzigtausend Franken, welche ich ihm schuldig war.

Die Marquise war in Verzweiflung.

— Ein einziger Fehltritt ist damit theuer bezahlt!

Alsdann verließ sie das Zimmer.

Diese schmachvolle Industrie, welche wir hier nur eben berühren wollen, denn es giebt Dinge, die der Erinnerung unangenehm sind, diese schmachvolle Industrie wird leider noch in sehr großem Maße betrieben.

„Chantage“ nennt man diese Art Betrügerei.

Nur in Paris konnte das Talent des Diebstahls diese monstruöse Erfindung gebären, das Schweigen zu erkaufen.

Am selben Abende sollte der Ehevertrag noch unterzeichnet werden.

Ein Tisch, auf welchem verschiedene Papiere und ein Dintenfaß, und eine Feder wie der Reiherbusch auf dem Barret, sich befanden, zeigte deutlich genug an, daß man hier einen Notar erwartete.

Adrian war in Begleitung seiner Mutter, der Baronin von Saulles, Wittwe eines Brigadegenerals.

Robert Kodom saß neben der Baronin von Remeney. Seine weißen Haare gaben ihm ein ehrwürdiges Aussehen, welches mit seinem ängstlichen unverwandten Hinsehen nach der Thüre des Salons in Widerspruch stand.

Es giebt Leute in der Welt, die zwar ein ehrliches Aeußere haben, aber stets den Eindruck machen, als wären sie ängstlich, mit der Polizei in Berührung zu kommen.

Hedwig in ihrem weißen Kleide schien durch die Vorbe=

reitungen, die dem Notar galten, sehr erregt, denn sie wußte, daß heute über ihr Lebensglück entschieden würde.

Man meldete nach und nach folgende Personen an:

— Der Herr Marquis von Charmeney und Fräulein von Charmeney,

Herr Raoul von Villepont,

Die Frau Marquise von Bryan=Forville,

Und endlich:

— Lord Trelauney!

Bei diesem Namen regte es sich wie eine Schauer in der Luft.

— Das ist er! dachte Wanda, derselbe, welcher meinen Gatten gerettet hat . . .

— Da kömmt unser Feind, der geheimnißvolle Großmeister! seufzte Robert Kodom.

Und die Marquise von Bryan=Forville sagte zu sich:

— Das ist also mein aufgedrungener Vertrauter . . . und wer weiß? vielleicht ein Mann, der mich liebt!

Adrian von Saulles hatte sich erhoben.

Lord Trelauney grüßte und drückte dem Offizier die Hand.

— Herr Notar, sagte die Baronin, wollen Sie den Contract nicht vorlesen?

Der Notar begann:

„Vor dem unterzeichneten Notar Barentin de la Vectepinion und seinem Collegen 2c. 2c.

„Zwischen dem Herrn Adrian Saulles, Lieutenant der Spahis, Ritter der Ehrenlegion, Sohn des verstorbenen Brigade=Generals Bernard von Saulles und der Frau Catharine Leopoldine von Saulles, geb. von Villeneuve, einerseits;

Und Fräulein Caroline Hedwig, Tochter von unbekannten Eltern . . . “

Bei diesen Worten wurde die Thüre heftig aufgerissen, und ein Mensch von seltsamstem Aeußern rief den Anwesenden höchst entrüstet entgegen:

— Von unbekannten Eltern? Sie scherzen wohl! Und was wäre ich denn?

Ein Jeder blickte sich betroffen an.

— Wer ist dieser Mensch? frug Robert.

— Ich schwöre darauf, antwortete Wanda, daß ich ihn nie in meinem Leben gesehen habe.

Adrian trat diesem frechen Betrüger entgegen:

— Sie sind betrunken, sagte er, entfernen Sie sich!

— Ich mich entfernen? Undankbare Familie! Ich werde diesen Ort nur mit meiner Tochter verlassen.

Hedwig warf sich zitternd in die Arme der Baronin.

— Wer sind Sie denn eigentlich? rief Robert.

— Ich bin der Vicomte von Floustignac.

Und hier ist die auf der Mairie des 9. Arrondissements ausgefertigte Erklärung.

Der Vicomte zog ein gestempeltes Papier aus der Tasche und las:

Präfectur des Departements der Seine.

Caroline Hedwig von Floustignac.

(Auszug aus dem Geburts-Register.)

An Kosten vorstehenden Auszuges:

Stempel	1 Fr.	50	Cent.
Ausfertigung . . .	— „	75	„
Summa	2 Fr.	25	Cent.

Anmerkung. Die Legalisirung beträgt 25 Cent. außer obigen Kosten.

Eingeregistrirt zu Paris am 26. November 1853.

Erhalten 5 Fr. 75 Cent.

Robert riß das Papier Floustignac aus den Händen.

— Ich sehe, was das bedeuten soll, sagte er, es ist ein Versuch von Chantage, Betrügerei. . . . Aber elender Schurke, Du hast vergessen, daß die Anerkennung eines Kindes von denjenigen, in deren Interessen es liegt, jederzeit angefochten werden kann.

— Ohne Zweifel, entgegnete der Vicomte, indem er sich einer Tasse Thee bemächtigte; aber befürchten Sie denn den Scandal nicht? Würden Sie nicht vorziehen, sich zu vergleichen?

Adrian, ohne den blauen Frack mit den goldenen Knöpfen, welchen der Vicomte trug, zu schonen, faßte diesen beim Kragen und warf ihn in das Vorzimmer.

— Jagt diesen Schurken fort, sagte er zu den Dienern; ich begreife überhaupt nicht, wie ihr diesen Menschen habt können eintreten lassen. . . .

Einer der Diener erwiderte stotternd:

— Er sagte uns, daß man ihn erwarte. . . .

— Schmeißt ihn mitten auf die Straße — und haut ihn tüchtig durch.

Die Bedienten warfen sich auf Floustignac, welcher unter schweren Hieben jämmerlich zu schreien begann: Ihr werdet mich noch einmal wiedersehen!

Lord Trelauney benutzte die Verwirrung, welche durch diese Scene hervorgebracht wurde, näherte sich der Marquise von Bryan-Forville und ließ ein mit einem blauen Band zusammen gebundenes Päckchen in ihre Hände gleiten.

Die Marquise wurde verlegen, als sie ihre Schrift erkannte. . . .

Trelauney hatte ihr ganz einfach ihre Briefe an den Herzog v. L. . . . zurückgegeben, Briefe, wovon sie wußte, daß sie mit 80,000 Franken bezahlt waren.

Auch sie fragt sich jetzt:

— Wer ist denn dieser Mann?

Jean hatte sich an eine Fensternische gesetzt und betrachtete Blanche von Charmeney mit wehmüthigen Blicken.

Die schmerzliche Erinnerung betrübte sein melancholisches Gemüth.

Ein blauer Striemen zeigte sich wieder auf seinem Gesichte.

Es war derselbe, den der Schlag der Reitgerte des Fräulein von Charmeney im Walde von Houdan hervorgebracht hatte.

Blanche's Blick eilte fortwährend von einem Gegenstand zum andern.

Zweimal jedoch begegneten Jean's Blicke denen des Fräulein von Charmeney.

Alsdann schlug ihm das Herz so stark, als ob es seine Brust zersprengen wollte.

Blanche schien sich zu fragen, wo sie wohl diesen Unbekannten schon gesehen habe. . .

Jean hatte endlich seine Gefühle bemeistert, und indem er auf Adrian von Saulles zuschritt, sagte er ihm:

— Wollen Sie wohl so freundlich sein und mich dem Fräulein von Charmeney vorstellen?

Adrian beeilte sich, diesen Wunsch gleich zu erfüllen.

— Lord Trelauney! sagte er zu Blanche, — von hohem Adel, ein wenig excentrisch und von der Familie Byron's abstammend. . .

— Fügen Sie noch hinzu: einer Ihrer Freunde, bemerkte Trelauney, sich vor Blanche verneigend.

Blanche erwiederte diese Begrüßung nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, welche durch einen nicht vorgesehenen Zwischenfall noch erhöht wurde.

Ein Diener, welcher mit Erfrischungen hereingetreten war, hatte die Thür des Salons halb offen gelassen, durch welche plötzlich ein großer Windhund, außer sich vor Freude, in den Salon gesprungen kam.

Jean erkannte sogleich Guido, seinen Windhund aus der Zeit, als er noch in dem kleinen Häuschen wohnte.

— Geh geschwind hinaus, rief ihm Blanche zu.

Aber Guido sprang an Trelauney heran, stieß Töne der höchsten Freude aus und leckte ihm mit unaussprechlicher Zärtlichkeit die Hände.

Trelauney hatte Thränen in den Augen; er bückte sich, um den Hund zu streicheln, und benutzte diese Bewegung, die Thränen zu trocknen, die ihn verrathen konnten.

VIII.

Der Luftballon des Herrn Fendar.

— Mylord, rief Fräulein von Charmeney, wie kommt es, daß mein Hund Sie kennt?

— Ich weiß es mir nicht zu erklären, mein Fräulein; die Hunde lieben übrigens die Jäger. . .

— Sind Sie vielleicht schon auf dem Mesnil oder auf der Christinière gewesen?

— Niemals, mein Fräulein.

— Nun, das ist doch merkwürdig!

— Was giebt es denn mit dem Hunde? fragte Adrian.

Der Marquis von Charmeney antwortete:

— Meine Tochter hat ihn von einer braven Frau aus unserer Nachbarschaft. .

— Ja, sagte Raoul ärgerlich, es war der Hund dieses Waldhüters, der mich beinahe getödtet hätte.

Dann setzte er hinzu:

— Sie verabscheuen mich wohl sehr, mein Fräulein, daß Sie es für gut fanden, ein Andenken an das Unglück, welches uns trennte, zu bewahren?

— Ich hatte schon die Ehre, Ihnen zu versichern, entgegnete Fräulein von Charmeney, daß Sie mir stets gleichgültig waren. . .

Raaul begnügte sich mit diesem Bescheid.

Guido hatte sich zu den Füßen Trelauney's niedergelegt, und als dieser sich der Gesellschaft empfahl und sich entfernen wollte, folgte ihm der Hund.

— Ich will ihn Ihnen leihen, Mylord! rief Blanche unwillig nach.

— Das nehme ich dankbar an, erwiderte Trelauney.

— Aber Sie müssen ihn mir zurückgeben.

— Das verspreche ich Ihnen.

Die Heirath des Herrn von Saulles sollte am nächsten Tage in der Kirche von Ville-d'Avray stattfinden. Robert Kodom hatte dort drei Sommer-Monate in einer reizenden Villa zugebracht, deren Gärten sich bis zu den kleinen Hügeln zogen, wovon Paris wie von einem grünen Gürtel umschlungen ist.

Man hatte ein großes Diner vorbereitet, und um das Fest zu verherrlichen, den Luftschiffer Fendar eingeladen, eine Luftschifffahrt auszuführen.

Hinter dem Hause blieb Trelauney einen Augenblick bei dem Häuschen einer enormen Dogge stehen, die an einer schweren Kette festlag.

Dieser Hund hatte ein gefährliches Aussehen; er bellte und knurrte jeden Augenblick, und wäre er nicht von der schweren Kette zurückgehalten worden, so hätte er gewiß viel Unheil angerichtet.

— Nun! sagte der Engländer, das ist aber ein Thier, welches nicht das Aussehen eines Salonhundes hat.

— Er heißt Bomarsund, entgegnete der Banquier mit Genugthuung, Ich habe ihn von Moskau mitgebracht. Seine Nahrung besteht nur aus Blut und rohem Fleische. . .

— Kennt er seinen Herrn?

— Ja! Aber auch nur seinen Herrn.

— Das wundert mich nicht, sagte der Engländer.

Robert dachte bei sich, daß Trelauney sowohl wie er sich gegenseitig durchschaut hatten.

Jedenfalls wollte er sich gedulden und die Feindseligkeiten nicht eher beginnen, bis daß er seines Sieges ungefähr gewiß sei.

Die drei Thüren des Salons standen offen.

Vom Rasenplatze ging man zum Piano, sich unterhaltend, das eine oder andere Spiel beginnend, ohne es zu beenden.

Blanche spielte eine Sonate von Beethoven; und Trelauney, gestützt auf eine Ecke des Pianos, blickte sie unverwandt an, so daß das junge Mädchen verlegen wurde.

Sie erhob sich plötzlich und mußte sich eingestehen, daß Trelauney sie wirklich liebe — und daß sie ihn vielleicht wiederlieben würde. . .

Der Luftballon war beinahe gefüllt, als der Vicomte von Floustignac unangemeldet erschien.

— Da bin ich schon wieder, sagte er, Wanda grüßend.

Robert Kodom machte rasch einige Schritte, um zwischen die Baronin und den Abenteurer zu gelangen.

— Es ist die Pflicht, die mich abermals hierher führt, fuhr der Vicomte fort.

— Sehr wohl, mein Herr, erwiderte der Banquier, seien Sie uns willkommen. . .

Floustignac erwartete solch freundlichen Empfang nicht und fand sich ungemein geschmeichelt.

— Mein Gott, lieber Herr, stammelte er, ich bin kein schlechter Mensch. . .

— Das weiß ich, entgegnete Robert, und bin auch vollständig überzeugt, daß wir uns verständigen werden. Haben Sie schon einmal einer Luftschifffahrt beigewohnt?

— Ein oder zweimal in meiner Jugend.

— Nun so werden Sie zunächst Fendar aufsteigen sehen, und später wollen wir unser Geschäft besorgen.

Robert gab zweien der Arbeiter, welche die Seile des Ballons hielten, ein Zeichen.

Kommen Sie doch näher, sagte der Banquier lächelnd zu Floustignac.

Der Ballon war gefüllt.

Fendar stieg in das Schifflein und rief:

— Laßt Alle los!

Durch einen unglücklichen Zufall schlang sich eines der Seile um den Hals des armen Floustignac, welcher sich rasch mit von der Erde erhob, zappelnd wie ein Gehängter, was er auch in Wirklichkeit war.

Die Frauen erblaßten und stießen ein furchtbares Geschrei aus.

Nur Wanda lächelte höchst seltsam und Robert Kodom trat zu den Arbeitern, die ganz niedergeschlagen zu sein schienen, indem er ihnen sagte:

Es ist Eure Schuld nicht, brave Leute, hier habt Ihr ein Trinkgeld; und wenn Ihr etwa beunruhigt seid, so tröstet Euch nur, denn wir Alle werden Eure Unschuld bezeugen.

Trelauney näherte sich alsdann dem Banquier.

— Das nenne ich einen famosen Handstreich, sagte er ihm.

— Wie so, Handstreich? entgegnete Robert.

Trelauney machte mit dem Kopfe eine bestätigende Bewegung und fuhr fort:

— Sehr gut gearbeitet!

Der Luftballon erschien nur noch wie ein Punkt zwischen zwei Wolken; unter demselben erblickte man aber eine senkrechte Linie, welche die Zuschauer von der Erde aus für den Fallschirm des Luftschiffers hielten.

Beim Diner, welches durch den Unglücksfall durchaus nicht gestört wurde, erhielt Lord Trelauney seinen Platz zwischen dem Marquis von Charmeney und seiner Tochter Blanche.

Trelauney benahm sich gegen den Marquis sehr aufmerksam, so daß dieser erklärte: Die Engländer seien wahre Edelleute; er lud dann seinen Nachbar zu seinen Jagden ein.

— Haben Sie nicht, frug der Marquis, in unserer Gegend ein Besitzthum angekauft?

— Jawohl, entgegnete Trelauney, mein Intendant hat das Schloß des Herrn von Villepont erstanden. . .

— Haben Sie es schon angesehen?

— Noch nicht.

— Nun das kann zugleich eine Gelegenheit sein, mich zu besuchen.

— Was denken Sie von der Lage des Herrn von Villepont?

— Ich glaube, daß seine Geschäfte sehr schlecht stehen. . . Man erzählt sich, daß er Alles zu Geld macht.

— Man versichert mir, daß die Actieninhaber der Dampfschifffahrts-Gesellschaft des Assovischen Meeres ihm einen Prozeß machen werden.

— Wenn diese Neuigkeit wahr ist, so ist Villepont verloren.

— Das wäre ein großes Unglück.

— Aber man sagt mir, Sie hätten eine große Anzahl dieser Actien?

— Ich habe sie bereits verkauft.

— Und Sie waren so glücklich, Käufer zu finden?

— Ja, aber zu sehr niedrigen Preisen.

— Und doch wünsche ich Glück dazu.

Die Heirath Adrian's mit Hedwig fand um 11 Uhr Abends statt.

Um Mitternacht fuhr das junge Pärchen mit der Post nach Fontainebleau.

Als der Postwagen auf der Landstraße nicht mehr zu sehen war, stieg Trelauney in seinen Wagen, um nach Auteuil zurück zu kehren. Beim Einsteigen blickte er gen Himmel und sprach leise, wie betend:

— Du, o Gott, wirst das gute Korn von der Spreu sondern!

Surypère erwartete seinen Herrn.

— Wohlan, fragte dieser, hast Du sie gefunden?

— Ja, Mylord.

— Du weißt, wo Louise sich befindet?

— Sie ist in der Salpetrière.

— Hast Du sie gesehen?

— Ja, ich sah sie.

— In welchem Zustande?

— Düster und schweigsam. Sie fragte immer mit einer herzzerreißenden Stimme nach ihrem Kinde. . .

— Wir werden es ihr zurückgeben, sagte Jean.

Es war nicht Lord Trelauney, sondern Jean Deslions, der sich am andern Tage in die Salpetrière begab, Jean, der Waldhüter, in dem Anzuge, den er auf dem Mesnil getragen.

Er verlangte seine Schwester zu sehen, welche man sogleich vorführte.

Louise warf einen erstaunten Blick auf ihn.

— Sie erkennt mich nicht, lispelte Jean.

— Sie ist übrigens viel ruhiger wie gewöhnlich, bemerkte der Aufseher.

Jean zog aus seiner Tasche einen in bester Ordnung sich befindenden Befehl, ihm Louise zu überliefern.

— Komm! sagte er ihr, laß uns fortgehen. . .

Louise rang die Hände in Verzweiflung.

— Man hat es mir genommen, man hat es fortgebracht, stöhnte sie im Irrsinn. O! das furchtbare Haus, wo man Kinder ermordet! . . . Es ist todt vor Kälte . . . es ist auf die Erde gefallen . . . es blutete . . . ich sah eine Blutlache auf dem weißen Schnee!

Jean nahm sie zärtlich in seine Arme.

— Louise, sagte er mit inniger Herzlichkeit, ich bin Dein Bruder. Komm nach unserem Häuschen zu der guten Mutter. . . . Dein Kind ist nicht todt, Du sollst es zurück haben!

— Mein Kind, stammelte die Wahnsinnige.

Man führte sie zum Wagen, der an dem Thore stand.

Kaum hatte sie sich gesetzt, so fiel sie in Schlaf.

Der Wagen nahm den Weg nach dem Bahnhofe Montparnasse.

Jean und Surypère halfen Louise in einen reservirten Waggon einsteigen. . .

Während dies Alles sich am Bahnhofe von Montparnasse zutrug, spielte an der Station von T. . . eine eigenthümliche Scene.

Sechs Personen hatten den von Paris kommenden Zug verlassen.

Sobald der Zug wieder in Bewegung war, durchschritten die sechs Männer das Bureau.

Es befanden sich dort zwei Beamten und ein Packträger.

— Was befehlen Monseigneur? frug einer der eben Angekommenen.

— Der Augenblick ist günstig, antwortete Monseigneur, also vorwärts!

In derselben Secunde waren die Beamten und der Packträger zu Boden geworfen.

IX.

Wo zwei Eisenbahnzüge sich begegnen.

Ein jeder der Begleiter Monseigneurs trug eine Reisetasche, aus er sie Stricke zogen, um die Beamten und den Packträger zu fesseln, was in wenigen Augenblicken geschehen war.

Monseigneur warf den Ueberrock des Vorstehers der Station um und setzte seine Mütze auf; einer der Helfershelfer, der kein anderer als der Poet war, nahm die Kleidung des Kassirers und setzte sich an den Schalter.

Die Telegraphen-Glocken zeigten die Ankunft des Zuges von Dreux an.

— Aufgepaßt! sagte Monseigneur.

Ein dumpfes Rollen, welches zuerst aus der Ferne kam, näherte sich immmer mehr; ein zweimaliges Pfeifen ließ sich hören und die Lokomotive, ihren Lauf mäßigend, blieb vor der Station stehen.

Ein einziger Reisender stieg aus, 2—3 Bauern, denen der Poet Billete gegeben hatte, nahmen in einem Waggon Platz.

Monseigneur zog die Glocke und gab das Zeichen zur Abfahrt.

— He da! rief der Zugführer,

— Was denn?

— Sie sind wohl ein Neuling auf der Station?

— Warum das?

— Wo ist denn der Stationsvorsteher Bergier?

— Ich vertrete ihn.

— Seit wann?

— Seit diesen Morgen.

— Hat er denn Urlaub?

— Auf vierzehn Tage.

— Nun! Sie geben ganz ruhig das Zeichen zur Abfahrt, ohne den Expreßzug von Paris abzuwarten?

— Den Expreßzug nach Rambouillet?

— Ja wohl.

— Sie werden ihn an der Station von Versailles finden.

— Was ist denn geändert worden?

— Ein Unglück an der Maschine . . . Die Reisenden werden den Zug um 5 Uhr 7 Minuten nehmen.

— Sind Sie Ihrer Sache gewiß?

— Das will ich meinen!

— Dann also vorwärts!

Monseigneur gab nochmals das Zeichen zur Abfahrt und der Zug setzte sich in Bewegung.

Während Louise in dem Waggon schlief, betrachtete Jean sie liebevoll.

Surypère konnte sich einer Thräne nicht erwähren.

— Hast Du denn auch eine Schwester? frug ihn Jean.

— Nein, mein Herr; aber ich habe eine Tochter, und das müssen fast dieselben Gefühle sein.

— Du auch, sagte Jean, ward'st für etwas Besseres geboren!

— O ja, mein Herr!

Surypère betrachtete den früheren Waldhüter mit einem schmerzhaften Ausdruck.

— Haben Sie mich denn nicht erkannt? frug er ihn mit angehaltenem Athem.

— Wo kann ich Dich denn schon gesehen haben?

— O, ich erkannte Sie gleich das erste Mal . . . bei dem Grafen von Navarran . . . und ich würde mich für Sie, wenn Sie wollen, in Stücke zerreißen lassen.

— Das ist doch seltsam, dachte Jean, es scheint mir wirklich als wenn . . .

— Waren Sie nicht auf See? frug Surypère.

— Acht Jahre.

— Und Sie erinnern sich nicht, wo Sie mich gesehen haben?

— Nein.

— Es war in Cayenne!

— In Cayenne! rief Jean Deslions.

Surypère vermochte nicht zu antworten.

In diesem Augenblicke zerschnitt ein verzweifeltes Pfeifen die Luft, und ein furchtbarer Stoß folgte unmittelbar. Die Waggons stiegen einer über den andern und waren nur noch zersplitterte Bretter, zerschlagene Fenster, verbogene Eisenstangen ... Von allen Seiten hörte man Hülferufe und dumpfes Aechzen.

Der Dampf entwich aus den geborstenen Kesseln; ein Maschinist und ein Heizer lagen auf den Schienen.

In einiger Entfernung zuckte noch ein Bein und ein Arm.

Ein Kopf ohne Körper rollte wie eine Kugel dahin . . .

Das war eine entsetzliche Verwirrung, eine wahre Höllen-Scene . . .

Diejenigen, welche der Stoß nur betäubt hatte, stiegen langsam einer nach dem andern aus diesem Trümmerhaufen hervor und suchten die Schienen wieder frei zu machen.

Der Schnellste lief zur nächsten Station, um Hülfe herbeizuholen.

Jean war einer der Ersten, der die Fassung wiedergewann; er legte sich auf Hände und Füße über Louise und bildete so mit seinem Körper einen Wall.

Die arme Wahnsinnige lächelte ihn an . . .

Jean hob sie auf; sie hatte auf der Stirne eine kleine Wunde.

— Ist sie verwundet? frug Surypère.

— Nicht von Bedeutung, sagte Jean. Und Du?

— Ich, ich bin gequetscht.

— In der That, Du schleppst ein Bein nach.

— Auch ist mir die Schulter auseinander gestoßen worden.

Jean legte einen Foulard um Surypère's Hals und den Arm in eine Schlinge, so daß die Schulter erleichtert wurde. . .

Das Gerücht des Unfalles verbreitete sich sehr bald auf der ganzen Linie; Baron Remeney, welcher Jean in Houdan in einem Jagdwagen erwartete, fuhr gleich nach dem Schauplatz des furchtbaren Unglücks, wo er auch bald ankam.

Jean hob Louise und Surypère in den Wagen und setzte sich neben den Magyaren.

— Das ist wieder ein Streich von Monseigneur, sagte er

Es ist Zeit, daß wir mit diesen Leuten abrechnen. . . Aber vor Allem müssen wir Louisen's Kind wiederfinden, damit wir unsern Feinden keine Waffe gegen uns lassen.

Eine Stunde später erreichte der Wagen das Besitzthum, welches Lord Trelaunay von Herrn Villepont gekauft hatte.

Jean hatte im Waggon die Kleidung des Waldhüters abgelegt, mit deren Hülfe er hoffte, von Louisen erkannt zu werden, und nun zog er als Lord Trelaunay in dem Hause ein, worin noch vor weniger Zeit Raoul seine Befehle ertheilte.

Man hatte die Fenster in Louisens Zimmer mit einem Gitter versehen; eine Vorsicht, die durch das ruhige Verhalten des Mädchens unnütz wurde.

Während der Fahrt hatte sie die Gegend mit Verwunderung angeschaut; es schien, als wenn sie die Bäume wiedererkenne, und als der Wagen an dem Waldhäuschen vorüberfuhr, riß sie die Augen groß auf und wollte hinausspringen.

Jean hielt sie zurück, und auch er, als er das rothe Ziegeldach erkannte, unter welchem er seine Jugend zugebracht, konnte sich der Thränen nicht erwehren. . .

Ein Arzt aus Houdan hatte die Schulter Surypère's wieder in ihre Lage gebracht und empfahl ihm einige Tage Ruhe an.

Am Abend trat Trelauney in das Zimmer seines treuen Dieners und setzte sich am Fuße des Bettes nieder.

— Ich erwarte jetzt von Dir eine Generalbeichte, sagte er ihm. Es war also in Cayenne, wo wir uns zuerst sahen. Ich weiß, wie sehr Du mir ergeben bist . . . nun mußt Du mir auch die Erlebnisse Deines ganzen Lebens mittheilen, denn ich habe ein Recht darauf, es kennen zu lernen.

Surypère richtete sich auf, um dem Manne fest in's Auge zu sehen, dem er mit Leib und Seele ergeben war, und begann folgendermaßen:

— Nichts deutete darauf hin, als ich das Licht der Welt erblickte, daß ich jemals eine Existenz voller unglücklichen und schändlichen Abenteuer mit mir herumschleppen müßte.

Ich heiße nicht Surypère, — sondern ganz einfach Peter Brunier — ein Name, worin gewiß keine verwegene Zukunft liegt, und bin in Chartres geboren, — eine ruhige Gegend, die niemals die Aufmerksamkeit der Welt anzog.

Mein Vater hatte ein Lohnfuhrwerk, womit er die Familie reichlich ernährte.

Meine Mutter, — ich sehe noch heute die blasse, kränkliche Frau vor mir, — wie sie mitten unter den gehenden und kommenden Kunden und den Fuhrleuten doch das Innere des Hauses und die Kinder mit einer Hingebung zu bewahren wußte, die den Martyrern gleicht, welche man auf den Kirchenbildern sieht.

Chartres ist eine sehr fromme Stadt; wir wohnten in einer Straße, die zur Cathedrale führte, und unser Haus lag ganz im Anfang einer der hohlen, schlecht gepflasterten Abhänge, welche zur untern Stadt führen.

Die gute Frau hatte eine besondere Verehrung für die schwarze Muttergottes, — der wunderthätigen Gnadenmutter, — welche die kleinen, kranken Kinder derjenigen heilt, und die Hausthiere derer gegen Epidemieen schützt, die wahres Vertrauen in sie setzen.

Ich hatte einen größern ältern Bruder, der schon die Fuhre mit leitete, und an der Spitze seiner beiden Pferde, die um den Hals klingende Schellen trugen, das Dorf durcheilte, als wenn der Teufel los gewesen wäre.

Ich war der Jüngste. Zwischen meinem größern Bruder und mir war ein reizendes Wesen von sechszehn Jahren, welches in einem Kloster erzogen wurde und meiner Mutter glich, der

gewöhnlichen Ansicht widersprechend, daß die Mädchen dem Vater und die Knaben der Mutter gleichen müssen.

Ich hatte mein zwölftes Lebensjahr zurückgelegt; meine Eltern verdienten jedes Stück Brod im Schweiße ihres Angesichts und meine Intelligenz schien sich in der Schule der ehrwürdigen Brüder nicht sehr zu entwickeln, sodaß mein Vater mir eines Abends kurz und bündig erklärte, ich müsse in die Lehre treten.

Arbeiten! das wollte mir schlecht in den harten Kopf, den ich durch den Umgang mit den Fuhrleuten mir angeeignet hatte. Man zählte mir alle Handwerke her, die wohl für Leute unseres Schlages hätten passen können.

Auf dem Platze Marceau hatte ich einen jungen Menschen kennen gelernt, der im Tagelohn die Maurerkelle handhabte und die letzten Volkslieder von Morainville, genannt der Beranger von Chartres, auswendig wußte, — was ihm bei den Zusammenkünften der nachbarlichen Flecken großes Ansehen verschaffte. Mein älterer Bruder, der in Etampes ein Wirthshaus übernommen hatte und mit dem Gedanken umging, sich zu verehelichen, erwählte ihn als Brautführer, weil sein lustiger Character und sein gesunder Humor ihm sehr gefiel.

Meine Schwester begann ihr Noviziat in dem Kloster, in welchem sie erzogen worden. Ich sah mich für die Zukunft von den beiden Wesen, die ich recht lieb hatte, verlassen.

Der Vater befaßte sich den ganzen Tag mit dem Geschäfte.

Die Mutter stets nachdenkend und ergeben, kehrte, flickte, stäubte und betete.

Ich fühlte mich sehr einsam in dem großen Hause; denn zusehen, wie ein Jeder sich Mühe gab und arbeitete, das hielt ich nicht länger aus und erklärte dem Vater, daß das Maurerhandwerk mir am liebsten sei. Den andern Tag löschte ich schon auf dem Platze Marceau den Kalk.

X.

Ein pariser Arbeiter.

Mein Meister hieß Magloire — oder auch Baptistin — aber er zog den Namen Magloire vor.

Er war der wahre Typus eines frühern Arbeiters, von gutem Charakter, der nun Meister und Besitzer einer Werkstätte geworden. Er war heiter und lustig und von väterlicher Besorgniß, wenn es genug Arbeit gab; dann kamen aber immer die Letzten der Monate, die Verfalltage der Wechsel, welche ihn niedergeschlagen und kopfhängerisch machten. Er liebte uns übrigens Alle und behandelte uns wie Kameraden, die Kleinen sowol wie die Großen.

Diejenigen, welche den ganzen Tag mit gekrümmten Rücken auf einem Gerüste arbeiten mußten, hatten die Gewohnheit, in den Stunden der Ruhe sich über die Lehrlinge zu belustigen. Ich war zur damaligen Zeit der Prügeljunge; rechts bekam ich eine Maulschelle, links einen Rippenstoß, dann Unterricht im Boxen, und mußte schließlich das Frühstück nach den verschiedenen Gelüsten der ganzen Bande zusammen holen. Der Eine mußte sein Stück Wurst, der Andere geräucherte Zunge haben, die Meisten liebten aber den Häring. Aber was da nicht Alles für zwei Sou verlangt wurde! Die Schweinemetzger mochten mich gut leiden und gaben mir stets große Portionen.

Ich wurde von meinen Kameraden herumgeschmissen, gestreichelt, geschlagen und geschmeichelt, wie der Zufall es eben wollte; die Zeit verstrich, ohne daß ich mich langweilte oder Leid empfand. Der Meister war ein rechtschaffener Mann. Als er

sah, daß ich an dem Handwerke Freude bekam, zog er mich an sich heran und gab mir freundschaftliche Rathschläge, von denen ich meinen Nutzen zog. Nach Verlauf von sechs Monaten verdiente ich meine Nahrung; und nach dem ersten Jahre erhielt ich zehn Franken pro Monat und bekam ein Paar Stiefel. Welche Freude!

Während dieser Zeit wurde die Verkündigung der Heirath meines Bruders am Rathhaus angeschlagen. Ich wohnte ihr bei und bekam eine neue Kleidung von Kopf bis zu den Füßen. Wie herzlich umarmte mich meine arme Mutter! Theures, heiliges Weib! sie hatte mir nicht manchen Kuß mehr zu geben, und die Art und Weise, wie sie mir in's Auge blickte, gaben mir ein Vorgefühl ihres baldigen Endes.

Sie mußte demungeachtet, — weil es so bei uns Sitte ist — den Tanz mit dem Vater der Neuvermählten eröffnen.

Die Hochzeit wurde im September gefeiert. Im Monat Januar ersetzten die schwarzen Kleider die weißen. Die Mutter war in ein besseres Jenseits gegangen, von welchem sie so viel geträumt hatte.

Gewiß beweinte ich meine Mutter in dem Innern meines Herzens, aber meine Augen blieben trocken und meine Blicke suchten die Wolken zu durchdringen, um das theure Wesen noch ein letztes Mal zu sehen.

Ich sah sie nicht wieder, aber ich empfand ihre Gegenwart in der grauen Luft, die mich umgab; meine Schwester hielt während der ganzen Ceremonie meine Hand in der ihrigen. Sie verstand meinen innern Schmerz und suchte mich zu trösten, indem sie mir sagte, daß die Todten am glücklichsten seien.

Sobald die letzte Schaufel Erde auf ihr Grab geworfen war, flüchtete ich zu Magloire, wo ich ein Dachstübchen hatte. Man wollte mich abholen, um mit den Verwandten und

Eingeladenen zu Mittag zu speisen. Ich lehnte ab. Man versuchte mich durchaus mitzuschleppen, aber ich widerstand, und als einer meiner Vettern von Saint=Prest mich an der Hand faßte, um mich mit Gewalt fortzuziehen, biß ich ihn recht heftig in die Faust.

Ich weinte acht Tage lang.

Eines Morgens trat Magloire in meine Dachstube, nahm meinen Kopf zwischen seine beiden großen Hände und küßte mich auf die Stirn und sagte in einem theilnehmenden Tone:

— Sei ein Mann!

Dieser herzliche Kuß und dieses einfache Wort richteten mich wieder auf, und ich begab mich zur Werkstätte. Es waren damals harte Zeiten für die Fuhrleute. Die Eisenbahn wurde angelegt und unsere armen Fuhrwerke konnten solche Concurrenz nicht ertragen. Das Geschäft meines Vaters ging nach und nach zu Grunde. Magloire verdoppelte meinen Lohn, ohne daß ich ihn darum ersuchte, und so konnte ich mich wirklich ernähren.

— Fahre so fort, sagte mir der Meister, und in zwei Jahren werde ich Dich zu einem Bauunternehmer nach Paris schicken, bei dem ich vor Jahren selber gearbeitet habe. Der wird Dich auf den richtigen Weg bringen, mein Junge, daran darfst Du glauben. Und dann wirst Du die Welt einmal sehen! Das schadet auch nichts.

Das Fuhrgeschäft ging immer mehr zurück. Mein Vater hatte alle Energie verloren. Man sah ihn, wie er sich die Eisenbahnzüge betrachtete und ihnen die Faust zeigte. Achtzehn Monate dauerte diese Agonie, gegen welche er vergeblich kämpfte. Dagegen blühte das Geschäft im Wirthshaus zu Etampes. Mein ältester Bruder besuchte uns eines Tages, reinigte die abgemergelten Pferde und alten Karren und ließ Alles verkaufen, nahm dann den Vater unter einen Arm und den Geldsack unter den

andern. Bevor er in seinen Wagen stieg, theilte er das Geld in drei gleiche Theile, der erste war für das Kloster, worin meine Schwester war, der andere für mich; er übergab ihn mir eigenhändig, und ließ den Rest in seine Tasche gleiten, welcher übrigens nicht zu schwer war. Dann schloß er mich kräftig in seine Arme, stieg auf den Bock und peitschte auf sein Pferd los.

Jetzt war ich ganz allein.

Meister Magloire verstand meinen Schmerz und sagte zu mir:

— Du mußt fort, mein Junge. Chartres würde Dir schädlich sein.

Und er schrieb, so schön wie er es nur vermochte, einen Brief: „An Herrn Vorimore, Bauunternehmer, Straße Saint-Antoine 40, in Paris."

Es war ein Empfehlungsbrief.

Magloire begleitete mich bis zur Station . . .

Bei Anbruch der Nacht kam ich in Paris an.

Früh Morgens ging ich schon zu Herrn Vorimore. Das Schauspiel pariser Thätigkeit beängstigte mich, und ich blieb auf dem Wege manchmal unwillkürlich stehen. Besonders fielen mir die Kehrfrauen auf, welche unter ihren schmutzigen Strohhüten und in ihren durchlöcherten Holzschuhen, worin sich leinene Strümpfe in Lumpen befanden, gräßlich aussahen.

Dieses Völkchen kehrte den Schmutz zusammen und schnatterte dabei wie eine Schaar Gänse beim Erwachen. Uebrigens waren sie sehr höflich.

Eine jede, die ich nach dem Weg frug, sagte mir:

— O! mein armer Kleiner, die Straße Saint-Antoine? Nun Sie sind schon drin, müssen aber noch zwei Stunden weiter gehen, bevor Sie am Ende sind.

Aus dem Gehen machte ich mir nichts; ich eilte so direct und

so schnell weiter, als es mir möglich war; aber an jeder Straßenecke wurde mir der Weg von großen Lastwagen, mitunter zwölf hintereinander, abgeschnitten. Ich hätte in unserm Dorf viel rascher sechs Stunden zurückgelegt, als zweihundert Schritte in diesem Wirrwarr.

Und doch kam ich noch zu früh an.

Es war neun Uhr und Herr Vorimore hatte sein Bett noch nicht verlassen. Ich übergab den wichtigen Brief einem hübschen Mädchen, welches leicht und munter damit die Treppe hinauf flog.

Sie kam gleich zurück und ersuchte mich mit einer graziösen Verbeugung, ihren Herrn zu erwarten, der nicht lange ausbleiben würde.

Kaum hatte sie mich in ein großes, mit Sammet-Möbeln versehenes Zimmer geführt, wie ich deren nur bei unserm Präfecten gesehen hatte, da trat ein großer, hübscher Mann herein, welcher mich vom Kopf bis zu den Füßen betrachtete.

— Sie heißen wohl Peter Brunier?

Ich zitterte unter seinem musternden Blick, fand jedoch Muth genug, ihm zu antworten:

— Zu Ihren Befehlen, mein Herr.

— Sie sind mir von diesem Starrkopf Magloire empfohlen?

Starrkopf! ich suchte ein Mauseloch, um mich zu verbergen.

Die Schüchternheit amüsirte den Bauunternehmer, und er fuhr mit einer gewissen Herzlichkeit fort, die mich gleich für ihn einnahm.

— Ein Starrkopf ist er schon, hat aber das Herz auf dem richtigen Flecke, und ist ein vortrefflicher Arbeiter gewesen, so wie ich sie mir am liebsten wünsche. Wie viel verdienten Sie denn in Chartres?

— Gemäß der Jahreszeit und je nach dem Ueberfluß oder Mangel an Arbeit.

— Wie überall, die Zeiten sind schlecht! Aber im Durchschnitt?

— Vier Franken bei guten Zeiten.

— Teufel! Das ist ein runder Preis, und dabei schlagen die Steine immer mehr auf. Jedoch wir wollen es versuchen. Dieser Starrkopf Magloire empfiehlt Sie wie eine feine Perle. Man wird Sie schonen! Die feinen Perlen sind in unserm Geschäfte selten. Es wird nur von Ihnen abhangen, ob wir Beide recht zufrieden sind. Vorläufig will ich Sie bei einem Baue beschäftigen, der zwei Schritte von hier auf dem Boulevard liegt; es ist ein Kaffeehaus, worin hundertfünfzig Billards untergebracht werden sollen.

Er wandte sich der Thüre zu und gab mir ein Zeichen, ihm zu folgen.

Das Bauwerk, wohin mich mein zukünftiger Meister führte, sah wie der babilonische Thurm aus. In dem Hofraume arbeiteten die Steinmetze, welche furchtbar schwere Blöcke von Stein zu ganz feinen Platten schnitten, und das mit einer Sicherheit, wovon ich noch keine Idee hatte. Es war eine ganze Bevölkerung, welche sich beeilte, kam, ging, lief, schrie, sich befragte und antwortete. Mächtige Maschinen hoben ungeheure Lasten bis zur fünften Etage, als wenn es Federn gewesen wären. All diese Leute schienen von derselben Gewalt des Ineinandergreifens bewegt zu werden, wie die Maschinen.

Beim Eintreten des Meisters verstummte sogleich jedes Geräusch.

Die Poliere legten die Hand an ihre Mütze und grüßten wie der Soldat bei einer Revue.

— Saturin! rief Herr Borimore, seine beiden Hände als Sprachrohr gebrauchend.

Ein großer starker junger Mann mit Riesen-Armen eilte herbei.

— Ah! Da sind Sie, Saturin. Ich empfehle Ihnen diesen jungen Menschen hier; haben Sie ein Auge auf ihn. Er kommt von Chartres mit einer Empfehlung von Magloire. Uebrigens haben Sie ja Magloire gekannt; also ein Grund mehr, seinem Schützling zur Seite zu stehen. Sie verstehen mich? — Folgen Sie Ihrem Polier, mein Freund, er wird für Sie Sorge tragen.

Und der Herrscher dieser Stätte entließ mich mit einer fürstlichen Handbewegung.

XI.

Arbeit und Entmuthigung.

Der Aufenthalt auf diesem großartigen Bauplatze war sehr zu meinem Wohle. Saturin, der mir auf den ersten Augenblick nicht gefiel, war durchaus kein Währwolf. Sehr häufig unterhielt er mich recht angenehm, indem er von seinem alten Kameraden sprach, der in seiner Jugend Arbeit und Vergnügen stets mit ihm gemeinschaftlich trieb. In jenen Tagen war Magloire der geachtetste unter allen Arbeitern. Die verlorene Familie wurde mir durch meine Vergnügungen in den kurzen Feierstunden ersetzt. Wir ergötzten uns in frohem Lachen und waren beim Frühstück keine faulen Gäste. Dann versprach man mir für den nächsten Sonntag so viele Ueberraschungen, daß die Erwartung mir das Herz beben machte. Ich wurde ein thätiger, fleißiger Arbeiter;

meine Wangen strotzten von Gesundheit und in meinem eben vollendeten zwanzigsten Jahre schloß ich mich innig an diese kräftigen, biederen Naturen.

Saturin lachte über meine Unkenntniß und Verwunderung, die ich bei den großen Maschinen an den Tag legte; jedoch als er mir die Kelle in die Hand gab und ich meine gewohnte und erlernte Arbeit zu verrichten bekam, erklärte er, daß ich ein Künstler sei.

— Nun, was macht unser Neuling denn? frug Herr Vorimore am ersten Zahltage.

— Ich lasse ihn ruhig arbeiten, und das genügt, entgegnete der Polier, indem er mich freundschaftlich auf die Schulter klopfte.

— Nun, in dem Lande der Pasteten ist Alles vorzüglich, schloß Vorimore und schnalzte mit der Zunge.

— Ihr müßt dem Provinzler Paris zeigen.

— Das soll morgen schon geschehen.

— Sie wissen Saturin, daß Sie ihn besonders auf der Straße nicht aus den Augen lassen dürfen, es gibt da so manchen Abgrund für den Unerfahrenen.

Er sagte dies mit einem eigenthümlichen, bedeutungsvollen Zusammenziehen der Lippen, dessen Bedeutung ich nicht verstand.

Saturin gab mir den Schlüssel dazu, als wir Abends Arm in Arm den Boulevard herabgingen.

Der scharfsinnige Vorimore hatte sich geirrt. Die vermeintlichen Abgründe zogen mich nicht an.

Das Geräusch der Wagen, die wogende Menschenmasse, die sich zu den Eingängen der Theater drängte, die Frauen, welche lachend und laut redend vorübereilten, die Ausrufungen der Zeitungsverkäufer, Alles dies schien mir fremd, unmöglich, fast unnatürlich. Die Laden strotzten von Juwelen, die mich fast

blendeten, und die kostbarsten Stoffe erhoben sich thurmhoch hinter den Ladenfenstern von Spiegelglas.

Ich fand keine Worte; ich fühlte mich beengt. Umsonst war es, das Saturin mich über den Eindruck, den ich empfand, befragte. Ich stand da mit offenem Munde und starren Blicken, bis plötzlich ein Lärm uns nöthigte, unsere Schritte zu beschleunigen.

An der Thüre eines Wechslers hatten sich Gruppen gebildet, welche sich durch den herbeieilenden Pöbel, an dem in Paris kein Mangel ist, sich immer mehr vergrößerten. Zwei Herren mit dreieckigen Hüten und Degen an der Seite schüttelten einen armen Teufel, der sich zwar mit allen Kräften wehrte, aber nichts ausrichten konnte.

— Verhaftet ihn! riefen die erschrockenen Bürger.

— Das soll geschehen; aber macht Platz, daß man durchkommen kann! entgegneten die Polizeiagenten.

Saturin hatte mir die Verrichtungen dieser Beschützer der öffentlichen Sicherheit auseinandergesetzt. Sie mochten sich nun ihrer Ellenbogen und Fäuste noch so sehr bedienen, die Neugierigen drängten sich immer wieder einer auf den andern wie die Häringe in der Tonne.

Der Mensch, den die Polizeiagenten ergriffen, brach jeden Augenblick zusammen und durch den großen Andrang der Menge fiel er endlich ohnmächtig zu Boden.

— O! Der Feigling! schrien die Weiber entrüstet!

— Aber warum ist man denn so empört? wagte ich meinen Nachbar zu fragen.

Warum? Man müßte sie Alle, ohne Urtheil, aufhängen. Er hat eine Fensterscheibe eingedrückt und eine Handvoll Goldstücke gestohlen. Glücklicherweise wurde er gefaßt, als er noch die Hand im Sack hatte.

Einer der Polizeiagenten hatte sich den Dieb wie ein Paket auf die Schulter geladen. Ich betrachtete mir den armen Kopf des Verbrechers, der so blaß wie Kreide auf dem Rücken des kräftigen Trägers hin und her schlotterte. Die Augen hielt er geschlossen, und die geschwollene Zunge drängte die Lippen auseinander. Der Anblick war gräßlich!

— Entfernen wir uns! sagte ich zu meinem Kameraden.

Und als wir einige Schritte weiter waren, setzte ich hinzu:

— Was wird man mit diesem Unglücklichen machen?

— O! das ist sehr einfach. Man wird ihn diesen Abend in Vorarrest bringen und bei den nächsten Assisen verurtheilen. Diebstahl mit Einbruch in einem bewohnten Hause bestraft sich ungefähr mit zehn Jahren Galeeren. Jedenfalls setzt das eine kleine Vergnügungsreise nach Cayenne ab.

Saturin lachte . . .

Mich ergriff ein unwiderstehliches Grauen.

Volle vier Jahre kämpfte ich gegen die Versuchungen. Ich hatte mir die Arbeit als höchsten Zufluchtsort auferlegt und hielt mein mir selbst gegebenes Versprechen. Meinen Kameraden gegenüber, die mich so herzlich aufgenommen, wurde ich ernsthafter und weniger mittheilend. Die neu Eintretenden fanden mich selbst ein wenig stolz und nannten mich den Schweigsamen.

Ich war wirklich leidend; die Krankheit saß in meinem Gehirn, und allmälig empfand ich, wie die Kraft meines Körpers schwand.

Aus der Heimath bekam ich traurige Nachricht.

Der Vater war gestorben. Die Langeweile hatte ihn zum Trunke geführt.

Durch rastlose Thätigkeit suchte ich mein Inneres zu beruhigen. Ich muß jedoch noch das Geständniß machen, daß mich, wie dies allen Unbemittelten geschieht, das Verlangen nach Luxus und

Genuß ergriff, welchen die armen Leute nur das Recht haben an sich vorübergehen zu sehen. Die lüsternen Vergnügungen an der Barriere und die flüchtigen Liebschaften auf den öffentlichen Bällen konnten mich kaum betäuben. Nach einigen Orgien, welche ich nicht umgehen konnte, raffte ich mich wieder auf, doch empfand ich eine Wunde im Herzen, als wäre mein Gewissen befleckt.

Ich konnte mir noch so viel zureden und meine Vernunft raisonniren lassen, ich litt fürchterlich, so daß mich all meine Kräfte verließen. Herr Vorimore richtete Anfangs Worte der Ermahnung an mich; später — der Mann kannte nätürlich nur sein Geschäft! — hörte ich ihn murmeln: Faullenzer.

Eine gänzliche Entmuthigung bemächtigte sich meiner. Die Galle, welche mir das Blut zersetzte, stieg zum Herzen. Ich hatte furchtbare Aufregungen, denen eine vollständige Erschlaffung folgte. Während eines ganzen Monats war es mir nicht möglich, an die Arbeit zu gehen. Apotheker, Doctor und Krankenwärter halfen mir, daß meine Ersparnisse bald zu Ende gingen.

In einer Nacht, als ich ganz verzweifelt über den Ausgang dieses qualvollen Daseins nachdachte, klopfte die Concierge an an meine Thür. Sie kannte meine Lage und sagte mir:

— Herr Peter, wollen Sie in einer Nacht mehr Geld verdienen, als wenn Sie einen ganzen Monat arbeiten?

— Gewiß! aber wie soll ich das anfangen?

— Das weiß ich nicht. Man hat für zwei Stunden einen Maurer nöthig. Ein Freund meines verstorbenen Mannes, der Ihre augenblickliche Verlegenheit kennt, beauftragte mich, Ihnen den Vorschlag zu machen. Einen Sack mit Kalk, einen Meißel, eine Kelle und zwei Stunden Arbeit, mehr verlangt man nicht, und als Lohn erhalten Sie fünf Louis.

— Fünf Louis! sind Sie dessen gewiß? hundert Franken!

Ich raffte meine Kräfte zusammen und fühlte mich stark genug, eine Karre mit Mörtel in die Höhe zu heben.

Zwei Männer mit einem Wagen warteten auf mich. Ich folgte ihnen. Man führte mich unter tausend Vorsichtsmaßregeln in eine Straße, deren Namen man mir nicht nannte. Ich dachte, daß ich ihn auf dem Rückwege noch erfahren würde. Man brachte mich an eine dunkle Stelle vor eine Mauer und sagte mir:

— Hier muß eine Oeffnung von einem Meter Länge angebracht werden.

Ich hob einen Stein nach dem andern aus.

In die Höhlung legte man einen Gegenstand, den ich nicht erkennen konnte. Dann rief mir eine gebieterische Stimme zu:

— Mauern Sie die Oeffnung zu!

Ich gehorchte ohne Widerspruch.

Als die Arbeit fertig war, füllte einer der beiden Männer drei Gläser und stieß an das meine an, indem er sagte:

— Hier haben Sie den Preis Ihrer Arbeit, — und er warf das Gold auf den Tisch, — nun wollen wir anstoßen und Abschied nehmen!

— Ich gehorchte abermals.

Was weiter geschah, weiß ich nicht. Beim Anbruch des Tages befand ich mich auf dem Quai.

Ich mußte die Unterstützung von meiner Concierge in Anspruch nehmen, um meine Mansarde wieder zu erreichen. Kaum streckte ich mich auf meinem Lager aus, als furchtbarer Schwindel mich ergriff. Ich fühlte die Erbitterung zum Herzen und vom Herzen zum Kopfe steigen. Die Kraft, mich zu erheben, fehlte mir. Und doch raffte ich mich auf, wie von einer Feder bewegt, um mich etwas anzukleiden. An der Brüstung der Treppe ergriff mich eine schwere Ohnmacht und ich fiel rücklings hinunter.

Von der dritten Etage wurde ich aufgehoben. Durch eine

öconomische Einrichtung hatte nämlich der Besitzer des Hauses von der dritten Etage aus eine zweite Treppe anlegen lassen, die in den Hinterbau führte, so daß die Flur dort viel breiter war und meinen Fall aufhielt. Ich war ohne Besinnung und jede Empfindung hatte mich verlassen.

Der Portier lief zum Bauplatz und erzählte Saturin das Unglück. Dieser kannte meine schlechten Verhältnisse und eilte zu Herrn Borimore.

— Peter Brunier, sagte er ihm, hat soeben einen fürchterlichen Fall gethan . . .

— O! der arme Mensch . . .

— Und ich komme unsern Meister fragen, was da zu thun sei.

— Hat er keinen Arzt?

— Bis jetzt hatte er einen, aber ich glaube, daß seine Mittel erschöpft sind.

— So, glauben Sie? . . . Nun, er war in der letzten Zeit etwas nachlässig, dieser Brunier.

— Weil er schon damals sehr krank war . . . Wir möchten ihn nun nicht gerne in's Spital schicken.

XII.

Eine Begegnung im Spital.

— Mein Freund, sagte Vorimore, ich kann Ihnen nicht verbergen, daß Sie in Vorurtheilen befangen sind. Die weisen Einrichtungen unserer Administration haben in unsern modernen Spitälern für Alles gesorgt. Die ersten Aerzte bedienen den ärmsten Arbeiter, die Medicamente werden unter Aufsicht wissenschaftlicher Männer bereitet; die barmherzigen Schwestern sind theilnehmend und die Assistenten wachsam; die Matratzen von reiner Wolle und die Betttücher von feiner Leinwand. Wie ist es möglich, daß Brunier in seinem Neste die Pflege und Aufmerksamkeit findet, die sein Zustand verlangt? Ich rede im Namen der Humanität. Die Pflicht gebietet Ihnen, Ihren Kameraden in's Spital zu schicken.

Saturin zermalmte seine Mütze zwischen den Fingern und drehte dem Meister den Rücken, ohne zu antworten.

— Beeilen Sie sich, mein Freund, sagte Herr Vorimore, indem er ihn bis zur Thüre begleitete, damit Sie wieder bald bei der Arbeit sind. Der gewöhnliche Arbeiter faullenzt, wenn er ohne Aufsicht ist.

Er hörte nicht auf ihn und eilte fort, eine Tragbahre zu holen.

Als Saturin bei mir anlangte, kehrte mein Bewußtsein wieder zurück.

— Erkennst Du mich nicht? frug Saturin.

Ich sandte ihm einen dankbaren Blick, der so viel sagen

wollte als: Ja. Dann legte er seinen nervigen Arm unter meine Lenden und hob mich in die Höhe, so daß ich aufrecht sitzen konnte.

— Habe ich Dir wehe gethan?

Ich fand Kraft genug, ihm ganz deutlich zu antworten:

— Nein.

Jetzt gebrauchte er seinen linken Arm, um ihn unter meine Beine zu legen, so daß er mich tragen konnte.

— Fühlst Du mehr Schmerz in diesen Theilen des Körpers?

Ich verneinte mit dem Kopfe.

— O! Dann hast Du auch nichts gebrochen und lasse den Muth nicht sinken.

Er trug mich nun hinunter, auf jeder Stiege haltend, damit ich keinen Stoß bekam.

— Du mußt mich einhalten, wenn ich zu schnell bin, sagte er mir ganz sachte . .

Ich dankte ihm mit einem halben Lächeln.

Endlich waren wir unten. Die Träger erwarteten uns und kamen sogleich heran.

— Nicht so eilig! nicht so eilig! brummte er und wies sie zurück; greifet ihn nicht an, das ist meine Arbeit!

Als er mich niedergelegt und sich überzeugt hatte, daß Alles in Ordnung sei, klopfte er den Trägern auf die Schulter und sagte:

— Nun auf den Weg; Ihr sollt eine gute Flasche Wein bekommen, wenn wir fertig sind. Aber Ihr müßt im Schritte gehen und so viel als möglich auf den Trottoirs, damit wir den Wagen ausweichen.

Die Reise war lang und die Formalitäten der Aufnahme noch länger. Saturin ging überall hin, war in Allem bewandert und beschleunigte Alles.

Eine andere Tragbahre wartete an der Thüre; aber Saturin wußte sich den Vortritt zu verschaffen, und der andere Kranke mußte warten.

Endlich, nach einer halben Stunde, Dank der Entschlossenheit meines Sachwalters, lag ich in Nummero 33, neben einem leeren Bette.

Einige Minuten nach meiner Installation, wurde der Kranke in den Saal gebracht, dem wir zuvorgekommen, und die Schwestern wiesen die Träger auf Nummero 34.

Ich hatte also einen Nachbar.

Die milde, laue Luft dieses großen ruhigen Gemaches, hatte mich erwärmt. Ein Assistent ließ mir ein Glas Glühwein geben, und so sehr mich auch alle meine Glieder schmerzten, fühlte ich gleich darauf ein gewisses Wohlbehagen.

Ich weiß nicht, wie ich mich von der Neugierde hinreißen ließ, mich zu betrachten. Meine Hosen hingen auf einem Strohsessel im Bereiche meiner rechten Hand, in welcher sich der Blutumlauf allmählich wieder fühlbar machte. Ich fand in einer meiner Taschen einen jener kleinen Spiegel von Zinn, die man für zwei Sou in den Bazars kauft. Beim ersten Anblick ergriff mich ein wahres Entsetzen. Das Sprichwort sagt: „Man gewöhnt sich an Alles;" aber ich konnte mich an mein eigenes Ich nicht gewöhnen, welches mir der Spiegel zeigte, und ich dachte in meinem Innern, daß, im Falle die Krankheit heftig und beharrlich würde, ich nur noch als Schreckbild der Menschheit umherwandeln würde.

Während ich meine bittern Arzneien nahm, wurde mein zukünftiger Nachbar von seiner Decke befreit.

Ein plötzlicher Schwindel erfaßte mich wieder, und ich fiel bewußtlos zurück.

Ich selber war es, den man entkleidete; dasselbe Alter ungefähr, dieselbe Farbe des Bartes und der Haare, dieselbe Gesichtsfarbe: Weiß auf Gelb oder Gelb auf Weiß. Ich raffte meine Kraft zusammen und griff wieder zu dem Spiegel.

Nein, ich befand mich in meinem Bette, und man richtete das seinige zu. Er lag einige Schritte von mir entfernt.

Endlich legte man meinen Doppelgänger nieder und ich bemerkte mit großer Befriedigung, daß er einige Zoll kleiner war als ich. Mein Bewußtsein kehrte zurück und ich athmete frei auf.

Sobald ich mich besser fühlte, verzieh ich meinem Nachbar, und was noch mehr sagen will, ich faßte Theilnahme für ihn.

Gleich darauf kam ein Assistent; er schien es eilig zu haben, und war verdrießlich, daß man ihn gestört; es war nicht derselbe, der mich aufgenommen hatte. Er befühlte den Puls und schnitt ein bedenkliches Gesicht;. dann verlangte er die Zunge zu sehen, welche der Kranke nur mit Mühe hervorbringen konnte.

— Wie ist dieser Mann hergekommen und wie lange ist er schon hier? frug er den Wärter.

— Soeben. Die Träger sagten uns, daß er auf offener Straße zusammen gefallen sei, und weil keine Apotheke in der Nähe gewesen, hätten vorübergehende Beamten eine Tragbahre bezahlt, um ihn in's Spital zu schaffen.

Der Assistent zog dem Kranken die Augenlider auf, horchte nach der Respiration, indem er das Ohr an seine Brust legte.

Ein Anfall von Cholera, sagte er, ich befürchte sehr, daß der Mann zu spät hergebracht worden ist; ich eile zum Laboratorium, bringt indessen warmes Wasser und Zimmettinktur, aber schnell.

Er kam auch alsbald zurück.

Die Zähne waren übereinander geklemmt und man hatte alle erdenkliche Mühe ihm Getränke beizubringen.

— Und der Ober=Arzt kommt erst Morgen! Dieser arme Teufel wird uns gewiß die Todtenglocke in Bewegung setzen?

Es entging mir kein Wort und keine Bewegung. Der Assistent hatte eine Sekunden=Uhr hervorgezogen.

— Wenn er in fünf Minuten, sagte er mit Bestimmtheit, die Augen nicht aufschlägt, ist dieser Mann todt.

Ungeachtet der Kruste von Gleichgültigkeit, von welcher durch das fortwährende Schauspiel menschlicher Agonie, die Seele und das Herz der Dienstthuenden in den Hospitälern umschlossen wird, rissen die Wärter ihre Augen doch weit auf, und standen wie versteinert da.

Die Minuten verstrichen und ich selber, da ich doch genug mit mir zu schaffen hatte, bekam die Gänsehaut. Es blieben nur noch einige Sekunden von den fünf Minuten übrig und der junge Mann schüttelte mit dem Kopfe.

Plötzlich, als wenn er verstanden hätte, daß sein Schicksal sich durch große Willenskraft entscheiden könne, riß der Mann von Nummero 34 seine Augen auf, und sein Augapfel erschien rund, gelblich und erschreckend.

— Zu trinken! Da brennt es, da, da, da! sagte er in ein=einzelnen Silben.

Man reichte ihm einen zubereiteten Trank, welchen er in einem Zuge verschlang und dann gleich wieder von sich gab.

— Nun sei er Gottes Gnade anempfohlen, sagte der Assistent, indem er fort ging. Wenn der Magen sich entleert, ist einige Hoffnung vorhanden.

Er empfahl der Schwester, die in einer Ecke auf den Knieen lag, den Kranken nicht aus den Augen zu verlieren, und ihm so viel zu trinken zu geben, als er verlange, und immer von

demselben Getränke, wovon er das Recept auf dem Knie niederschrieb.

— Sollte jedoch der Schlaf sich einstellen, Schwester, sagte er noch im Weggehen, so lasse man ihn schlafen. Der Schlaf thut in diesem Falle mehr als alle Facultäten zusammen.

Die Nacht stellt sich im Winter bald ein, und wir waren in den letzten Tagen des Dezembers.

Die Dienstthuenden zündeten die Lampen an.

Die Schwester hatte sich an den Fuß des Bettes gesetzt.

Der Nachbar lallte:

— Zu trinken!

Und er trank.

Gegen acht Uhr schien der Zustand meines Nachbars sich zu bessern. Seine verzogenen Züge wurden ruhiger und seine Arme streckten sich auf der Decke aus. Der Schlaf hatte ihn überwältigt.

Die Schwester betete ihren Rosenkranz, ohne sich auf den Stuhl zu setzen.

Die Zeit verstrich langsam; die Stunden schienen mir Jahrhunderte. Ich hatte übrigens Ruhe nöthig. Die Strapazen des Tages und die Neugierde, welche mein Nachbar bei mir hervorrief, hatten mich erschöpft, und so fiel ich endlich in Schlaf.

Ein fürchterlicher Schrei weckte mich. Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen. Die Nacht mußte schon weit vorgerückt sein, denn die gute Schwester hatte ihren Platz verlassen und im ganzen Saale war eine große Stille, in keinem Bette regte es sich.

Der Mann von Nummero 34 hatte sich aufrecht gesetzt, er durchsuchte Alles, was im Bereiche seiner Arme war und stöhnte dabei:

— Meine Papiere! meine Papiere!

Dieses Uebermaß von Aufregung erschöpfte ihn rasch. Er schwieg während einiger Minuten und stöhnte dann wieder:

— Meine Papiere! meine Papiere! O! sie haben sie mir beim Eintritte weggenommen . . . Zu trinken!

Ich fand die Kraft mich zu erheben und reichte ihm seinen Becher. Er betrachtete mich mit einem unsteten Blicke.

— Ich danke Ihnen! sagte er.

Sein Kopf fiel auf das Kissen zurück. Ich hatte mich auf den Fußboden gesetzt und mein Ohr berührte fast den Mund des Sterbenden. Kaum noch, daß seine Lippen einige Laute hervorbringen konnten.

Er wiederholte mit herzzereißender Betonung:

— Meine Papiere! meine Papiere! O! man muß sie mir zurückgeben! . . .

Seine Zunge wurde immer schwerer.

— Man wird und muß mir meine Papiere herausgeben!

Dann stöhnte er zwischen zwei schweren Seufzern:

— Vierzigtausend Franken.

XIII.

Der Lebende nimmt die Stelle des Todten ein.

Ich füllte den Becher nochmals und reichte ihm denselben. Er stieß mich mit einer fürchterlichen Bewegung zurück und hob sich mit verzweifelter Anstrengung nochmals in die Höhe und wiederholte:

— Vierzigtausend Franken!

Plötzlich sah ich, wie er mit umschleierten Blicken, wie gegen einen unsichtbaren Feind kämpfte. Er streckte die Arme in das Leere und sagte zu sich selber:

— Es ist vorbei, Surypère!

Nachdem diese Worte seiner Brust heftig entrissen waren, sank er leblos zurück.

In der That, Alles war zu Ende.

Mein Nachbar hatte den letzten Seufzer ausgestoßen . . .

Ein eisiges Frösteln durchlief meinen ganzen Körper.

— Wenn ich nun auch so sterben müßte, dachte ich, ohne daß einer mir die Hand drückte.

Ich fror und meine Zähne klapperten. Nur, indem ich auf allen Vieren kroch, gelang es mir mein Bett zu erreichen.

Die gänzliche Abgespanntheit des Körpers ließ mir doch merkwürdige Geistes-Klarheit. Alle meine Kräfte und Lebensgeister waren mir zum Gehirn gestiegen. Ich hatte Fieber, aber ein Fieber, welches meine Denkkraft verdoppelte.

Indem ich mich unter den Decken zusammen krümmte, dachte ich folgendes:

Er heißt Surypère, — und ich buchstabirte das Wort, Silbe für Silbe, Su — ry — père, um es meinem Gedächtniß gut einzuprägen. — Er spricht von vierzigtausend Franken und sein letzter Seufzer galt seinen Papieren.

Also müßten diese Papiere das Bestehen dieses Vermögens nachweisen.

Diese Papiere sind gewiß beim Rendanten deponirt. In dem Saale, wo gleichgültige und achtlose Beamten sie in Verwahrung nahmen, er hat nun keinen Namen mehr, er ist eine Nummer; die Nummer 34.

Wenn ich die Nummer 34 wäre?! Was muß geschehen,

diesen Zweck zu erreichen? Nur sehr wenig. Die Leiche auf meinen Platz legen und den seinigen einnehmen. Ich werde dann morgen todt sein und unter dem Namen Surypère aufstehen, ohne Jemanden ein Unrecht zu thun.

Während ich gegen die Stimme meines Gewissens ankämpfte, lauschte ich, ob keiner von den andern Kranken erwache; ich spähte mit ungeduldigen Blicken nach der Lampe, die schon anfing, schwächer zu brennen.

Die Nacht mußte schon sehr vorgerückt sein.

Ich wartete bis die große Uhr eine beliebige Stunde schlagen würde, um meinen Entschluß zu fassen. Aber die Minuten schienen mir lang und hinschleppend, als ob sie Jahre wären. Mein Fieber verdoppelte sich und mit dem Fieber der Entschluß.

Ich war entschlossen.

Endlich!

Der Hammer fiel viermal auf die Glocke.

Ich schob ein Bein aus dem Bette, dann das andere, und blieb unentschlossen wie ein Kirchendieb.

Ich erhob mich; die verworrenen Stimmen meines Gewissens erschreckten mich mehr, als das Verbrechen selbst.

Ich kroch bis zu dem Bette meines Nachbarn. Die Hand desselben hing beinahe zur Erde herab; ich faßte sie und zog den Körper in meine Richtung.

Die Hand war schon eisig kalt!

Der Kopf fiel unter dem Ruck, den ich hervor gebracht, von dem Kissen herab; er neigte sich gegen mich, der ich neben dem Bette auf den Knieen lag, und schwankte hin und her. Ich zog den Körper immer mehr, unbemerklich und langsam heran.

Die beiden Arme waren aus dem Bette und der Kopf des Todten ruhte auf meiner Schulter.

Ich zog mich zurück, immer auf meinen Knieen, und näherte

mich meinem Bette. Die Füße des Unglücklichen schleiften über den Boden. Ich mußte zu Ende kommen. Ich umfaßte den Körper, die furchtbare Bürde, mit meinem Arm und schob ihn zitternd unter meine Decken. Ich glaubte fast, das Herz würde mir zerspringen.

Das Alles war noch nichts, höchstens der Anfang meiner Qualen. Was von Surypère geblieben war, lag auf meinem Platze; es blieb mir also nur noch übrig, den Platz von Surypère einzunehmen.

Wissen Sie, was das heißt, sich in die Leintücher zu hüllen, welche noch von den feuchten Miasmen des Todes durchdrungen sind, und zu denken: Hier lag sein Kopf, wo ich nun den meinigen lege, in den Vertiefungen der Matrazen noch die Formen dieses Körpers zu fühlen, der keine Seele mehr hat! Das sind Schrecken, welche sich nicht erzählen lassen, und als der Morgen graute, ich schwöre es Ihnen, dankte ich Gott aus dem Tiefsten meines Herzens.

Lord Trelauney bewegte sich auf seinem Stuhle. Es war das erste Mal, seit dem Anfange dieser langen Erzählung, und sein intelligenter Mund konnte sich eines feinen Lächelns nicht erwehren.

Peter sah es und hielt ein.

— Fahre nur fort, sagte Jean, mich verlangt es sehr zu wissen, wie Du da fortkamst.

Und Peter fuhr fort:

— Ich hatte Eile meine Stelle einzunehmen. Es scheint übrigens, daß die Profanation mit einer ganzen Kette von Anstrengungen bestraft wird, und die meinigen waren auch noch nicht zu Ende.

Früh Morgens kam der Besuch des Arztes. Es dauerte

nicht lange, aber lange genug, daß die Angst mich von Kopf bis zu den Füßen frieren machte.

Nummero 34 wurde rascher als todt erklärt, als ich Zeit gebrauche, es Ihnen zu sagen.

Mir bangte besonders vor den beiden Assistenten, welche uns übrigens, den Todten und mich, kaum bemerkt hatten, so sehr waren sie mit dem Krankheitsfalle und nicht mit den Kranken beschäftigt; aber sie hätten dadurch leicht die Verwechslung, welche stattgefunden, erkennen können.

Glücklicherweise hatten sie keinen Dienst. Uebrigens hat der Schmerz seine Gesetze der Gleichheit — nichts ist einem Todten so ähnlich — als ein anderer Todte.

Die Männer der Wissenschaft eilten rasch von Nummer 34 zu 33, — sie hatten im Hintergrunde des Saales eine eigene Treppe, welche von den hohen Nummern zu den niedern führte.

Ich fühlte mich in Wahrheit sehr unbehaglich.

Die Anstrengungen und Aufregungen der vorhergehenden Nacht hatten mich vollständig erschöpft. Man verordnete mir Ruhe und stärkende Mittel. Ich gewann dadurch ein Glas echten Bordeaux, welches mich von meinen Phantasmagorien befreite und dem wirklichen Leben zurückgab.

Das wirkliche Leben bestand darin, sobald als möglich zu genesen und in den Besitz der Papiere Surypères zu gelangen. Die Papiere allein konnten das Vermögen nachweisen. Ich nahm mir nun vor, im Falle ich das Vermögen erlangte, wieder ein ehrlicher Mensch zu werden, und von dem Gelde dieses Diebstahles, welches ich doch direct nicht geraubt hatte, den Nothleidenden beizustehen.

Der Egoismus hat eine künstlich ausgedachte Moral, welche er für eine ehrliche Ausflucht hält. Aber ich war noch

weit von meinem Ziele. Eine gänzliche Erschöpfung bedingte weitere ärztliche Behandlung, stärkende Nahrung und die sorgsamste Pflege, und, wie man mir sagte, bedürfe es wenigstens eines Monats zu meiner vollständigen Herstellung.

Diesen Monat an dieser Stelle zu verbringen, das war ein furchtbares Gefühl.

Und als man den todten Körper fortbrachte, den ich in mein Bett gelegt! und die traurigen Vorbereitungen der Beerdigung vornahm! O! diese Leiche! ich glaubte zu vergehen! . . .

Es schien mir, als wenn man von meiner Brust einen Berg genommen hätte, als ich ihn verschwinden sah.

Dann kam der nächste Morgen und der darauf folgende Morgen, und so erneuerte sich jeden Tag meine Angst, die Assistenten würden zurück kommen und den Betrug entdecken.

Sie kamen wirklich zurück; aber anstatt die Aenderung, welche vor sich gegangen, zu bemerken, behandelten sie mich mit Aufmerksamkeit. Sie hatten mich zwar nur einen Augenblick gesehen, und daß in einem Hospitale bei Sterbefällen die Plätze geändert werden, ist eine alltägliche Sache.

Trotzdem erdrückte ihre Gegenwart mich; ich befürchtete, daß eine plötzliche Reminiszens sie auf die Fährte der Wahrheit gebracht hätte.

Der ganze Monat verstrich unter ewiger Angst und Hoffnung. Ich fühlte das Blut wieder zum Herzen strömen, und die Kraft kam zurück.

Wie athmete ich frei auf, als mir der Ober-Arzt eines Tages meine Entlassung für Ende der Woche versprach! Von diesem Augenblicke an hatte ich die Erlaubniß, in den Garten zu gehen. Es ist ein merkwürdiges Gefühl, sich nach dreißigtägiger Zimmerhaft in freier Natur zu befinden. Ich suchte mich nützlich zu machen, ich half den Wärtern, den guten

Schwestern und den Angestellten im Laboratorium; der Concierge und selbst der Oekonom hatten sich an mein Gesicht gewöhnt, so viel wandelte ich in den Gängen und auf den Treppen herum. Man betrachtete mich wie zum Hause gehörend

Endlich hatte die Stunde der Befreiung geschlagen. Alle Angestellten wünschten mir Glück und man begleitete mich bis zur Thüre und die Eifrigsten wollten mir sogar einen Wagen holen. Keiner zweifelte daran, daß ich der wirklich sei, den ich vorstellte. Die Papiere Surypère's wurden mir eingehändigt, ohne die mindeste Bemerkung zu machen. Sie brannten in meinen Fingern und ich hatte nur einen Wunsch: allein zu sein, und mich mit meinen Augen zu überzeugen, daß das Vermögen wirklich da sei und ich nun unabhängig in der Welt dastehe.

Endlich verließen meine Freunde mich.

Ich fühlte mich frei und allein! Die Zukunft gehörte mir zu!

Ich trat in das erste Weinhaus, welches ich auf der Ecke einer Straße bemerkte, zog aus meiner Tasche einen ganz neuen Fünffranken-Thaler, welcher diese brave Saturin an seinem Sonntags-Besuche mich gezwungen hatte anzunehmen, und ersuchte um ein Cabinet, wo ich allein und ohne Störung frühstücken könnte. Ich fand, was ich wünschte.

Sobald der Kellner mich bedient hatte, gab ich ihm ein Zeichen, mich zu verlassen, und schloß dann die Thüre hinter ihm zu. Ich berührte das glückliche Portefeuille, welches mich auf ewig frei machen sollte, zögerte aber noch den Bleistift herauszuziehen, der es geschlossen hielt. Wenn die Worte des sterbenden Surypère nur im Delirium gesprochen wären! Wenn dieses Portefeuille nichts enthielt, oder nur gleichgültige Papiere!

— Muth! sagte ich zu mir selber und nahm einen tüchtigen Schluck Wein, um meine Angst zu betäuben! und sehen wir nach was das Geschick über uns verhängt hat.

Drei oder vier Briefe von Eglise=Neuve in Auvergne. Ein Oheim war zu Rousiac gestorben, die dicke Therese war verheirathet und Jean=Louis mußte Soldat werden.

XIV.

Was sich in dem Portefeuille befand.

In der anderen Tasche der rechten Seite, von welcher aus ich meine Untersuchung begonnen hatte, befand sich eine Rechnung für Mauerarbeit auf den Namen Suryppère. Ich erfuhr also, welches Gewerbe der Mann führte, dessen Namen ich trug. Aber was ich suchte, war sein Vermögen. Unter neuem Zittern und Bangen öffnete ich nun die linke Tasche.

Noch immer fand ich keine Spur von einem Aktenstück, auf welches der Fiskus seinen Stempel gedrückt hatte. Berichtigte Rechnungen, Ausmessungen über noch zu unternehmende Arbeiten, war Alles, was sich vorfand. Ich fing schon an zu verzweifeln, als ein kleiner Brief, ein wenig frischer als die übrigen und ein neues Datum tragend, zwischen zwei Rechnungen heraus fiel. Er war unterschrieben: Renault, Notar, und enthielt das Ersuchen an Herrn Suryppère, Bauunternehmer, auf seinem Bureau zu erscheinen, um dort von der Copie eines eigenhändig geschriebenen Testamentes des zu Condat verstor=

benen Herrn Bigot, sein Oheim mütterlicherseits, Einsicht zu nehmen.

So schloß der Brief, und zur Vorsorge hatte Herr Renault noch seine Karte beigelegt.

Es blieben mir nur noch 40 Sou, nachdem ich mein Frühstück bezahlt hatte. Ich ließ einen Fiaker holen und gab dem Kutscher die Adresse des Herrn Renault.

Herr Renault war ein hübscher Mann von feinem Benehmen.

Sein erstes Wort war, noch bevor ich ihm den Zweck meines Besuches mitgetheilt hatte:

— Bitte, setzen Sie sich mein Herr!

Ich kam dieser artigen Einladung gleich nach.

Er durchstöberte vergilbte Papiere, die in grünen, sorgfältig nach Jahren überschriebenen Cartons geheftet waren und mit dem Jahre 1794 anfingen.

Sobald er gefunden, was er suchte, schob er seine Brille bis hoch auf die Stirne. Ich glaube nicht, daß er in meinem Aeußeren etwas Besonderes bemerkte, denn er sagte mir recht höflich:

— Wodurch kann ich Ihnen dienlich sein?

— Mein Name wird Ihnen Aufschluß geben und dieser Brief . . .

Ich reichte ihm das von ihm an Herrn Surypère adressirte Briefchen.

Er ließ die Brille auf seine Nase zurückfallen und las den Inhalt.

— Sehr wohl mein Herr . . .

Dann wandte er sich zu seinen Leuten und rief:

— Die Papiere in Sachen Surypère!

Ein hoch aufgeschossener Mensch von ungefähr dreißig

Jahren, ließ sein falbes Gesicht, welches von einem Backenbarte eingerahmt war, durch eine halb offen stehende Thüre erblicken.

— Mein Bureau-Vorsteher! sagte der Notar, indem er auf den Kopf des Ankömmlings wies. Ein sehr fähiger Mensch, den ich in dem Bureau eines Gerichtsvollziehers ausfindig gemacht habe, und der gewiß noch einmal eine glänzende Carriere machen wird.

Der Bureau-Vorsteher fand es nun angemessen, vollständig seine Person zum Vorschein zu bringen.

— Kommen Sie, mein Herr, als Bevollmächtigter der Erben? . . . oder

— Ich bin Surypère selbst.

— So! Sie sind Herr Surypère selbst!

Er schien erstaunt zu sein und blickte nach dem Notar.

— Nach vierzehntägigem Warten habe ich Angesichts der nicht unbedeutenden Erbschaft, Erkundigungen eingezogen.

— So! Sie sind die Vorsicht selber! ich sagte Ihnen ja, daß mein Bureau-Vorsteher noch eine schöne Zukunft zu erwarten hat, rief Herr Renault mit Bewunderung aus.

Ich war gerade nicht auf Rosen gebettet. Ich erwartete das Ende dieser Unterhaltung mit Ungeduld.

Man theilte mir mit, daß Herr Surypère auf offener Straße wie leblos zusammengestürzt sei und zwar unter allen Anzeichen der Vergiftung. Mildherzige Freunde ließen ihn nach dem Spital tragen.

— Hier ist aber mein Entlassungsschreiben, welches diesen Morgen ausgefertigt worden.

Ich suchte in dem verhängnißvollen Portefeuille . . . und überreichte dem blassen jungen Menschen das Papier, welches man mir bei meiner Entlassung aus dem Spital eingehändigt hatte.

— Sehr gut! sagte er nach einem flüchtigen Blicke. Sie wünschen gewiß von der Copie Einsicht zu nehmen, die uns von unserm Collegen zu Condat eingesandt worden.

— So ist es.

— Ich kann Ihnen mit vier Worten das Verhältniß mittheilen. Herr Bigot, Weinbergbesitzer, starb auf seinem Gute zu Noires-Terres in der Gegend von Condat und hinterließ ein Vermögen, welches auf achtzigtausend Franken angeschlagen wird. Die Hälfte dieses Vermögens wurde seiner Haushälterin vermacht, die ihn in seinem hohen Alter gepflegt hatte, der Wittwe . . . warten Sie nur, der Wittwe . . .

— Gehen wir darüber weg!

— In der That, dies ist eine Nebensache, welche Ihnen vierzigtausend Franken kostet, denn Sie sind der einzige directe Erbe, dieses hochachtbaren Herrn Bigot. Ohne diese Wittwe . . . . Wie heißt sie doch nur?

Ich konnte eine Bewegung der Ungeduld nicht unterdrücken.

— Ja wohl, Sie haben recht, der Name thut nichts zur Sache . . . Die Moral der Fabel ist, daß ein Vermögen von vierzigtausend Franken übrig bleibt, welches Sie jenseits Clermond-Ferrand in Empfang nehmen können. Sie haben nur die Erbsteuer, das Einregistriren und den Notar zu bezahlen.

Ich verbeugte mich.

— Und was muß ich weiter thun um den Antheil des Vermögens anzutreten?

— Mein Gott! nichts oder nur sehr wenig. Es genügt, daß Sie auf der Lyoner Bahn ein Billet bis Clermont lösen und den übrigen Theil des Weges per Wagen zurücklegen.

Er zog einen Fahrplan zu Rathe.

— Der Zug fährt um zehn Uhr, Sie haben also vollständig Zeit Ihre Vorbereitungen zu treffen.

— Meinen besten Dank, mein Herr.

— Hat nichts zu sagen! Es ist unsere Pflicht Sie mit dem Inhalte der Copie des Aktes bekannt zu machen und auf unserm Notariat wird mit der Pflicht nicht gefeilscht. Erlauben Sie mir einige Sekunden und ich bin gleich wieder zurück.

Der Bureau-Vorsteher mit dem großen Backenbarte verschwand und zwar wieder durch eine nur halb geöffnete Thüre.

— Ich sagte Ihnen ja, dieser Mensch wird sein Glück schon machen, wiederholte Herr Renault, indem er sich die Hände rieb.

Ich stimmte ihm bei mit einem Nicken des Kopfes.

Der große blasse Jüngling kehrte zurück und übergab mir die Abschrift. Ich that, als ob ich läse, aber die Aufschlüsse, welche mir dieser zukünftige Gerichtsschreiber gegeben hatte, genügten mir.

Ich hätte den Eisenbahnzug schon mögen pfeifen hören.

Nachdem ich mir eine zeitlang das Ansehen gegeben, als wenn ich das Schriftstück durchlesen, gab ich es wieder zurück.

— Sie werden wohl mit dem Zuge um 8 Uhr abreisen? erkundigte sich der Bureau-Vorsteher mit einer gewissen ängstlichen Zudringlichkeit, die mich befremdete.

— Ich glaube, ja — je früher, je besser. Adieu meine Herren.

— Auf Wiedersehen!

Und man begleitete mich bis zur Thüre.

— Auf Wiedersehen, Herr Surypère!

Ich weiß nicht, warum mir der Ruf „Wiedersehen" so unangenehm nachklang.

Aber ich hatte an dem Tage keine Lust, mir den Kopf über einen unangenehmen Eindruck zu zerbrechen.

Es handelte sich darum die Kosten der Reise zu finden.

In dieser Lage denkt man zuerst an seine alten Kameraden. Armer Saturin! ich hatte seit meiner Entlassung aus dem Spital noch nicht einmal seiner gedacht.

Ich lief zum Atelier. Er war an seinem Posten mit aufgeschürzten Händärmeln und überwachte mit seinem väterlichen und festen Blicke seine Leute.

Er erblaßte vor Freude, als er mich wiedersah und nahm mich in seine Arme.

— Da bist Du ja, wohl und munter, wie in früherer Zeit. Bleibst Du jetzt wieder bei uns?

— Nein, mein alter Freund, im Gegentheil, ich muß fort und befinde mich in einer schrecklichen Lage . . .

— Laß uns ausgehen, Peter, dann erzählest Du mir das.

Er kleidete sich ein wenig an und zog mich fort. Sie errathen wohl, daß uns der Weg in's Weinhaus zum Frühstücke führte. Sobald der Wein uns gegenüber stand, sagte er:

— Sprechen wir jetzt über Dein Anliegen.

— Ich habe eine kleine Erbschaft in der Auvergne einzuziehen! . . .

— Himmel und Elemente!

— Laß mich zu Ende kommen. Was ich Dir zu sagen habe ist zu ernst. Meine baldige Gegenwart in der Auvergne ist von der höchsten Wichtigkeit, und ich habe keinen Sou, die Reise zu bezahlen.

— Und was kostet sie?

— Etwas über fünfzig Franken.

— Teufel! es bleiben mir nur noch dreißig Franken bis Ende dieses Monats, denn seit Deinem Unglücke habe ich es mir vorgenommen, unseren Meister um keinen Sou Vorschuß mehr anzugehen. Aber wir wollen sehen. Es bleiben mir also dreißig Franken und Papa's alte Uhr mit der Kette.

Sie ist nicht schön, aber schwer an Silber. Unsere Tante, das Leihhaus, wird Dir schon was drauf borgen. Du sollst reisen mein Junge.

Er zog aus seinem Gürtel eine Rolle Silber, einen blanken Louisd'or und verschiedenes kleines Geld. Umsonst wollte ich ablehnen, denn ich wußte, daß er auf seine Uhr hielt. Er stieß mich mit seinen Schultern bis zur Thüre, nahm meinen Kopf zwischen seine starken Hände, küßte mich auf beide Wangen und sagte:

— Eile jetzt zum Lyoner Bahnhof und laß bald etwas von Dir hören. Und dann eilte er wieder rasch zur Werkstätte.

Es blieben mir noch zwei Stunden, nach der Angabe des Bureau-Vorstehers. Koffer hatte ich keine zu packen; all meine Kleider und meine Leinwand waren während meiner Krankheit zum Altkäufer gewandert.

Ich schritt die Boulevards zu Fuß hinab, nachdenkend über diese eigenthümliche Reise. Die Reue überkam mich zuweilen inmitten meiner schönen Zukunftspläne. Aber ich sollte reisen, die Welt sehen und Gottes freie Natur genießen!

Zwei oder dreimal während des Weges schien es mir, daß mich zwei Männer verfolgten, die sich drehten, wenn ich mich drehte und zuweilen stehen blieben, um keinen Verdacht zu erregen, aber dann bald wieder meinen Weg einschlugen.

Was konnten sie von mir wollen?

Ach! ich erfuhr es nur zu früh . . .

XV.

Fünf Jahre Zwangsarbeit.

Unterwegs versetzte ich die Uhr meines Freundes Saturin. Die Beamten betrachteten sie mit Verwunderung, aber sie hatte an Silber-Werth zwanzig Franken, und diese gab man mir.

Ich glaubte nun meiner Sache ganz sicher zu sein.

Als ich in die Nähe der Bastille kam, hatte ich das Mißgeschick, dem großen, blassen, jungen Manne zu begegnen, der, wie Herr Notar Renault sagte, noch einmal sein Glück machen würde. In seiner Begleitung waren einige starke Männer mit Schnurrbärte und breiten Schultern. Diese Begegnung machte mich fröstelnd und unfreiwillig unterließ ich die übliche Begrüßung.

Auf dem Bahnhofe, als ich mich dem Schalter näherte und mein Geld für den Preis des Billetes zählte, hörte ich eine harte Stimme, die ich gleich erkannte, hinter mir die Worte sagen:

— Er ist's!

Als ich mich umwendete, war der Bureau-Vorsteher des Notars in dem Gedränge der Reisenden verschwunden, aber die vier düstern Gestalten hatten acht Hände, welche ich auf meine Schultern niederfallen fühlte. Derjenige, welcher mir der Anführer der Andern schien, frug:

— Heißen Sie Surypère?

Ich zögerte einen Augenblick, dann verlor ich den Kopf und antwortete stotternd:

— Ja, das ist mein Name.

— Im Namen des Gesetzes folgen Sie uns!

Eine Stunde später war ich im Vorarrest.

Ein häßlicher Aufenthalt! Das Schicksal hatte mich bis dahin nicht verzärtelt, aber von dem Cynismus und der Demoralisation, welche in dieser Diebeshöhle herrschte, hatte ich keinen Begriff.

Bei meinem Eintritte wurde ich von tausend und abermals tausend Fragen überschüttet, worauf ich nichts antworten konnte, da ich ihre Diebessprache nicht verstand. Fürchterliche Menschen, bleich und noch bartlos, erschlafft, bevor sie noch die Mannbarkeit erreicht hatten, unterhielten sich sehr eifrig und begleiteten ihre Worte mit Geberden, über die ein Bataillon Turkos schamroth geworden wären.

Ich war sehr in Verlegenheit, wie ich mich diesen Schuften gegenüber zu benehmen hatte, und suchte durch Stillschweigen allen Zudringlichkeiten zu entgehen.

— Er spielt den Stolzen, sagte der Eine.

— An die Laterne mit dem Aristokraten! brüllte ein Anderer.

— Hoho! Herr Marquis! knirschte die Bande im Chor.

Die Zudringlichsten wollte ich zurückhalten.

— Seien wir auf unserer Hut, er schlägt aus!

Es wurde mir sehr schlecht inmitten dieser niederträchtigen Bande. Glücklicherweise trat ein Aufseher ein, und wie durch Zauber legte sich der Sturm. Der Mann mit den großen Schlüsseln bemerkte bald meine verzweifelnde Lage und trat zu mir heran.

— Warum wurden Sie gefangen genommen? frug er.

— Ich weiß es nicht.

Er zuckte die Schultern.

— Immer dieselbe Antwort! Die Polizei hat aber mehr

zu thun, als Leute gefangen zu nehmen, die der Mutter Gottes Kerzen zum Opfer brennen.

Er zog sich zurück, aber das Gebrüll einer Gruppe in einer Ecke des Saales, bewog ihn umzukehren.

— Muß ich Euch da hinten in Ordnung bringen?

Er sah, daß ich abgemattet und verzweifelt war, und eine bessere Regung führte ihn zu mir zurück.

— Haben Sie Geld?

— Ich hatte 50 Franken, als ich hier ankam. Aber man hat meine Taschen untersucht und mir Alles genommen.

— Nun das ist hier so Brauch. Sie können eine Zelle haben. Sie sind ja Capitalist! . . . Wenigstens werden Sie dann allein sein und die Einsamkeit ist für den Reumüthigen sehr angenehm.

In dem Augenblick, wo ich ihn bitten wollte, mir eine Zelle zu verschaffen, trat ein zweiter Wächter ein, und durch die halb geöffnete Thüre, erblickte ich die blaue Hose eines Gensd'armen.

Der Wächter rief:

— Wer heißt hier Surypère?

— Der bin ich! — sagte ich zu Demjenigen, der noch einigen Antheil an meinem Schicksale zu haben schien.

— So! der sind Sie? Man holt Sie zum Verhör. Also vorwärts mein Freund!

Er führte mich bis zur Thüre, übergab mich seinem Collegen, der mich dem Gensd'armen überwies.

— Hier ist der Vogel!

— Folgen Sie mir, sagte der Vertheidiger der öffentlichen Sicherheit.

Ich gehorchte. Er führte mich über verschiedene, feuchte, schmutzige Treppen bis zur dritten Etage, hieß mich dort auf

eine Bank setzen, und klopfte ganz leise an eine Thüre an, auf welcher ich die Worte las: Instructionsrichter Nr. 7.

Nach Verlauf einer Minute kam er zurück, und mich an der Schulter fassend, sagte er:

— Man wartet nur noch auf Sie. Treten Sie ein.

Ein guter Greis, mit sanftem, ruhigen Gesichtsausdruck, saß vor einem mit Büchern und Papieren beladenen Tische.

Am untern Ende des Tisches saß ein kleiner, glatter Mann, der einen kalten Eindruck machte. Die Feder steckte hinter seinem Ohre, und während er bedächtig eine Priese nahm, suchte er zerstreut liegende Papiere zusammen. Es war der Gerichtsschreiber.

Der Richter ließ sein großes, blaues Auge, welches einen wohlwollenden und angenehmen Eindruck machte, auf mich ruhen. Er durchblätterte einen großen Stoß Acten.

— Sie heißen wohl Surypère? sagte er mit einer weichen Stimme.

Und ohne daß er mir Zeit ließ zu antworten, fuhr er fort:

— Sie sind zu Marilhac in der Dordogne geboren. Sie haben zuerst einen Hausirhandel getrieben, und kamen von Dorf zu Dorf, von Flecken zu Flecken, von Stadt zu Stadt bis nach Paris, wo die Sucht nach strafbarem Gewinne die Ursache Ihrer zweimaligen Bestrafung war, weil Sie Ihre Waaren verfälschten.

Allmählich bekam ich einen Begriff von dem Ursprunge und der Vorliebe meines Nachbars von Nummero 34.

Der Richter fuhr fort:

— Sie sind angeklagt hier in Paris einer Diebesbande anzugehören, deren Hauptthehler Sie waren. Die ganze Bande wurde gefangen genommen, vor Gericht gestellt und

verurtheilt. Sie allein wußten sich bis heute der Justiz zu entziehen, und wurden daher in Contumaciam zu 5 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt. Das letzte Unternehmen Ihrer Bande hat unter den Spitzbuben viel von sich sprechen gemacht. Man nennt es den Prozeß Pontallier. Ein Greis, der zu Rueil in der größten Zurückgezogenheit lebte und den man des Geizes beschuldigte, wurde am Fuße seines Bettes fest gebunden gefunden, von einem starken Stricke halb erdrosselt, der ihn bei den Anstrengungen, die er machte, um sich loszureisen, in's Fleisch geschnitten. Das Haus war vom Keller bis zum Speicher geplündert, und auf der eigenen Karre des Opfers, haben Ihre Genossen die Beute fortgeschleppt. Diese Karre hat die Polizei auf die Fährte gebracht. Ich habe es Ihnen schon gesagt — und Sie wissen es übrigens, — daß Ihre Mitschuldigen Alles eingestanden haben, und Sie als den Anstifter dieses Verbrechens bezeichneten.

Der Greis betrachtete mich stets indem er sprach. Ich war vernichtet und fand kein Wort zu meiner Vertheidigung. Sollte ich die Verwechslung eingestehen — mein Gewissen sagte es mir zu spät — und ich hätte nur noch eine größere Gemeinheit auf mich genommen, als das Verbrechen war, und wenn selbst die Strafe eine geringere gewesen wäre, so hätte ich sie nicht ertragen können. Dann wollte ich mich mit dem Gedanken trösten, daß ich die Srafe eines Andern, und nicht die Meinige ertrage.

Der Richter hatte mit meiner Wehrlosigkeit Mitleid.

— Haben Sie weiter keine Einwendungen zu machen? frug er. Das Gericht könnte sich zur Milde bestimmen lassen und die 5 Jahre der Verbannung in einfache Haft verwandeln.

Im Gefängniß, dachte ich, nie! Ich will die härteste Arbeit thun, aber Luft muß ich haben.

Der Abscheu vor dem Gefängniß gab mir den Muth zurück.

— Ich gestehe Alles, ich bin schuldig.

— Haben Sie noch Mitschuldige außer den Bestraften zur Anzeige zu bringen?

— Keinen.

— Wollen Sie die Erklärung nicht abgeben, wo Sie sich während sechs Monaten verborgen hielten? Wir haben allen Grund zu glauben, daß Sie sich bei einem Helfershelfer aufhielten. Solche Gefälligkeiten, die mit der größten Gefahr geschehen, läßt man sich gut bezahlen.

— Ich habe weiter keine Mittheilungen zu machen und bin bereit mich meiner Strafe zu unterwerfen.

— Während Sie auf schlechten Wegen dem Glücke nachliefen, ist das Glück Ihnen entgegen gekommen. Einer Ihrer Onkel starb in der Auvergne und hinterließ Ihnen ein Vermögen, von welchem Sie unabhängig und ehrlich leben konnten. Die Briefe, welche man an Sie adressirte, wurden bei Gericht deponirt; wir kannten die Adresse Ihres Notars in Paris. Der ehrenwerthe Bureau-Vorsteher ging uns ganz geschickt an die Hand. Nun wir uns Ihrer Person bemächtigt haben, kann nur ein vollständiges Geständniß die Strenge des Gesetzes mildern. Ich wiederhole es Ihnen, nur indem Sie die Wahrheit sagen, kann ich Sie von der Deportation retten. Ueberlegen Sie sich das.

— Ich habe Alles überlegt. Die Justiz hat ihr Urtheil gefällt und ich werde mich diesem Urtheile unterwerfen. Das Gericht kann mit mir machen, was es will, möge mein Geschick in Erfüllung gehen.

Dieser Mann, der das wohlwollendste Aeußere hatte, erblaßte, als er auf solchen Widerstand bei mir stieß. Er

erhob sich plötzlich von seinem Stuhle und rief mit drohenden Geberden und bebenden Lippen:

Gensd'armen, führt den Gefangenen ab.

Sein Befehl wurde vollzogen und mit einigen Stößen noch begleitet, die er nicht angeordnet hatte.

Bevor ich die Schwelle der Thüre überschritt, drehte ich mich noch einmal um. Diese strenge Physionomie, welche ich soeben aus der Fassung gebracht hatte, war wieder in ihre gewöhnliche Ruhe getreten.

Ein Moment später dirigirte man mich nebst 30 andern Verbrechern, die der Schwermuth nicht verfallen waren, nach Brest. In Brest erwarteten wir den darauf folgenden Monat die Ordre, wonach wir nach Cayenne transportirt wurden.

XVI.

Der Büßer.

So war ich also zu fünf Jahren Zwangsarbeit unter dem Namen Surypère verurtheilt, und diesen Namen mußte ich fortan behalten.

Als wir zwischen zwei Reihen von Gensd'armen an Bord des Cyclopen ankamen, hieß man uns auf das Hinterdeck gehen und bald darauf setzte sich der Dampfer in Bewegung.

Der Cyclope war früher ein Kauffahrteischiff gewesen; nun hatte man seine Flanken durchbrochen und mit acht Kanonen versehen. Auf dem ursprünglichen Deck war ein zweites

angebracht worden, damit durch die Aufstellung der Batterie kein Platz verloren ging.

Eine doppelte Reihe von Zellen nahm die Deportirten auf, so daß Jeder für sich allein war. Zwei Schildwachen marschirten an den Enden dieses Ganges auf und ab, und jedesmal wurden wir bei der Ablösung nachgezählt.

Die Fahrt war eine glückliche und wir liefen endlich in den Maroni ein.

Reiher und Papageien flatterten unter wildem Geschrei vor uns her. Der Kastik, eine geschwätzige Amsel dieser Gegend, pfiff uns die Ohren taub! Affen spielten Pantominen, während Eichhörnchen gymnastische Uebungen machten.

Alles in Allem schien uns dieses Leben auf einem jungfräulichen Boden in freier Natur, welches uns jetzt bevorstand, angenehmer, als das in geschlossenem Kerker im Vaterlande. Meine Gefährten schwelgten im Genuße der Maniokfrucht und der Schildkröten, welche die Matrosen ihnen jedesmal wenn gehalten wurde, dutzendweise mitbrachten.

Zuerst hielten wir beim Dorfe Hatt, welches hart an der Mündung des Flusses liegt. Die Gegend ist reich an Weiden und wird einstens sehr fruchtbar werden, wenn man das Land düngen kann, was nicht mehr lange ausbleiben wird, da mehrere hundert Deportirte mit den Entwässerungsarbeiten beschäftigt sind.

Von Hatt nach Saint-Laurent, woselbst der Capitain Befehl hatte, uns an's Land zu setzen, rechnet man zwanzig Seemeilen. Ueberall denselben Reichthum der Vegetation, Geschrei der Thiere, Pantominen der Affen und Ausgelassenheit der Eichhörnchen. Wir näherten uns der Station, wo unsere Buße anfangen sollte.

Wir wurden in Reih und Glied auf dem Verdecke auf-

gestellt und ein Fähnrich verlas unsere Namen. Die traurige Gesellschaft war vollständig. Bevor wir der Local-Behörde überliefert wurden, ließ uns der Commandant, der kein gefühlloser Mensch war, obgleich er das Aussehen hatte, Rum geben, und ermahnte uns zur Reue und zur Arbeit. Er schloß seine Ansprache, indem er uns die Hoffnung durchblicken ließ, daß wir doch einstens Frankreich wieder sehen würden. Er war ergriffen, dieser tüchtige Offizier, und selbst die hartherzigsten unter uns, konnten sich einer gewissen Wehmuth nicht erwehren.

Zehn Minuten später waren wir unter der Aufsicht der ältesten Unteroffiziere in einen Kahn gebracht. Durch Kanonenschüsse wurde unsere Ankunft signalisirt, so daß wir am Landungsplatze von einer Compagnie Soldaten erwartet wurden.

— In Reih und Glied, vorwärts!

So kamen wir am Straforte an.

Unsere Niederlassung war grade keine fürstliche, aber man schickte sich in das Unvermeidliche und die Beamten verschonten uns mit ihren rohen Redensarten und Manieren, welche den Aufenthalt im Bagno so unerträglich machen. Ein Oberaufseher instruirte uns über die Arbeiten, die unser harrten, und sprach uns Muth und Gehorsam zu, worauf man uns für den Tag der Ankunft Urlaub gab.

Am folgenden Tage wurde in aller Frühe Inspection abgehalten und nochmals einige Worte der Ermahnung an uns gerichtet; darauf frug man einen Jeden nach seiner Beschäftigung, die er vor seiner Verurtheilung getrieben. Dieser war Schreiner, und man schickte ihn in den Wald, Holz zu fällen. Jener ein alter Soldat der Armee Saint-Crepin, der es übernahm, das Schuhwerk seiner unglücklichen Gefährten zu flicken. Ein früherer Klavierlehrer machte in der Wahl der Beschäftigung am meisten Schwierigkeiten, schließlich bestimmte

man ihn zum Reinigen der Kochgeschirre, weil er zu schwächlich schien, das Fällen der Bäume im Walde mit zu besorgen. Ich war als Maurer am besten zu benutzen. Es gab gar Vieles zu bauen, zu repariren und zu übertünchen.

Eine Stunde später war ich schon bei der Arbeit und ich muß es gestehen, ich begann mit gutem Muth. Die Arbeit hat in der Strafcolonie zu Cayenne durchaus nichts abstoßendes; die Ueberwachung ist zwar, und mit Recht, eine strenge, aber ohne unnöthige Rohheiten und beleidigende Worte anzuwenden. Man genießt eine Art von Freiheit.

Die Deportirten theilen sich in zwei gesellschaftliche Classen: Sie haben ihre Aristokratie, eine wohlverdiente Aristokratie! nämlich die des Ausharrens in der Redlichkeit, der guten Sitten und des guten Beispiels. Es ist eine Aristokratie, die auf dem Schlachtfelde gewonnen wird, denn es ist ein Kampf, der jede Minute gegen die stürmische und aufbrausende Natur aufgenommen werden muß.

Wenn einer dieser Unglücklichen während eines Jahres, — häufig während zwei, drei oder vier Jahren, — den Beweis seiner Lust zur Arbeit geliefert, und im Umgange mit seinen Vorgesetzten und Gefährten Ruhe und Sanftmuth gezeigt hat, so daß die Administratoren die Ueberzeugung gewonnen haben, daß der Verbrecher wieder ein nützlicher und freier Mensch werden kann, bewilligt man ihm ein Stück Land zum Anbau.

Dieses Stück Land kann in der Nähe der Colonie oder weiter im Lande vergeben werden, je nachdem der Betreffende ein Handwerker oder Landbauer ist. Auf diese Weise entsteht die Stadt Saint-Laurent und vergrößert sich immer mehr.

Mein Traum war es, so ein Stück Land zu erlangen.

Ein eigenes Häuschen besitzen! mit welcher Wonne hätte

ich es Stein für Stein gebaut! Ein Gärtchen, worin die Blumen und Früchte mein Eigenthum wären; ein Dach, welches man kennt und liebt und uns beschützt. Ist das nicht groß oder klein, der Zweck des menschlichen Strebens?

Aber wir sind sehr fern von der Verwirklichung dieser schönen Träume.

Das erste Jahr vergeht ohne allzuviele Leiden und Beschwerden. Ich dachte nicht an die Heimath. Haben denn arme Leute ein Vaterland? Zuweilen, wenn die Sonne unterging und die Maste der Schiffe hoch in den blauen Himmel hinein ragten, gedachte ich wohl der beiden Pfeile, welche auf den Thürmen der Kathedrale zu Chartres prangten; aber die Arbeit, der ich mich mit Liebe ergab, verscheuchte bald solche Gedanken. Ich hatte meine Kenntnisse durch Studien zu bereichern gesucht; der Director lieh uns recht gerne einige Bücher, welche für uns paßten; — der Maurer war auch Zimmermann geworden und in dringenden Fällen versuchte er es auch mit der Schlosserei: Noth bricht Eisen.

Im Grunde genommen war ich beinahe ganz frei. Ich ging und kam wie meine sehr verschiedenen Arbeiten es erforderten, ohne daß ich im Mindesten bewacht wurde.

Eines Morgens vernahm ich sogar vom Verwalter, daß ich beinahe reich wäre.

Wie sehr ich bei dieser Eröffnung erstaunt war, läßt sich nicht beschreiben.

Ohne mein Wissen war ich nämlich auf folgende Weise Capitalist geworden:

Außer der Arbeit, welche die Deportirten dem Staate schulden, sind ihnen täglich zwei Stunden Ruhe bewilligt, welche sie nach Willkür benutzen können.

Wenn es ihnen nun gefällt, diese Zeit durch Arbeit aus-

zufüllen, anstatt zu schlafen, so wird ihnen der volle Betrag für die geleistete Arbeit angerechnet.

Ich kannte diese Bestimmung nicht einmal.

Meine Ruhestunden hatte ich dazu benutzt, hölzerne Riegel für unverschließbare Thüren zu machen; ich hatte selbst an zwei oder drei Häuschen Sonnenuhren angebracht, wozu ich mir die nöthige Anleitung in den Büchern unseres vortrefflichen Directors geholt hatte. Und was noch Alles mehr? Bewegliche Kaminröhre hatte ich konstruirt, welche sich nach dem Winde drehten und verhinderten, daß bei Sturm und Regen der Heerd rauche. Auch für die liebe Jugend verfertigte ich kleine Mühlen, die ungemein belustigend waren.

Was lag mir übrigens an diesem unverhofften Vermögen. Ich konnte es persönlich wenig gebrauchen. Meinem guten Saturin hätte ich es wohl gerne gesandt, aber die Zeit, die Schiffbrüche? Und welche Sicherheit hatte ich, daß er seine Adresse nicht geändert hatte?

Am Schlusse des ersten Quartals meines zweiten Jahres wurde ich vor den Director gerufen.

— Peter, sagte er mir, es sind nun fünfzehn Monate, daß ich Ihre meisterhafte Aufführung beobachte. Ich bin mit Ihnen zufrieden und habe Ihre Begnadigung beantragt. Aber die Formalitäten beim Ministerium sind lang, und ich bin nicht selber gegenwärtig. Was kann ich zur Erleichterung Ihrer harten Lage thun?

— O! mein Herr, mein guter Herr! Gott möge es Ihnen vergelten. Ich wünsche nichts als ein kleines Häuschen, was mir zugehört . . . Wenn Sie wüßten, wie ich es hübsch einrichtete und ausschmückte!

Und ich warf mich zu seinen Füßen.

Er erhob mich freundlichst:

— Das ist sehr schwer zu bewilligen, mein armer Peter. Wir können nur einer Abtheilung von zwanzig Deportirten die Autorisation zur Gründung einer neuen Niederlassung geben . . . und ich wüßte nicht, daß noch neunzehn von Ihren Gefährten Ihrem guten Beispiele folgten. Wir wollen übrigens sehen . . .

Er schellte.

Ein Beamter erschien.

— Sind in dieser Nacht welche, die Grundbesitz haben, gestorben?

— In diesem Augenblicke, Herr Director, man bringt mir soeben den Todtenschein von Louis Faucheux zur Unterzeichnung; die Fieber haben ihn in einer Nacht hinweggerafft.

Der Director bezeichnete mich dem Beamten.

— Führen Sie Surypère zum Hause des Louis Faucheux. Besehen Sie sich das Innere, und sagen Sie mir, was an Mobilien 2c. fehlt. Ich werde Sie weiter bewachen, Peter, fahren Sie so fort, dann können Sie wieder ein redlicher Mensch werden.

Ich blieb wie versteinert stehen, unfähig einen Fuß vor den andern zu setzen; die innere Freude hatte mich überwältigt. Der Beamte gab mir ein Zeichen, ihm zu folgen, und führte mich in meine Besitzung.

Meine Besitzung!

Ein eigenes Haus! einen eigenen Heerd!

XVII.

Einsamkeit.

Es war eine morsche Hütte, die mir ein Pallast zu sein schien. Der Bau erhob sich auf vier gemauerten Pfeilern, die dem Winde an allen Seiten Spielraum gaben, doch erhob sich die Wohnung einen Meter hoch vom feuchten Boden. Man trat in das Haus vermittelst einer schmalen Treppe. Das Ganze bestand aus zwei hellen Räumen, die durch eine hölzerne Scheidewand getrennt waren; nach dem Hofe zu war noch in einer Ecke eine kleine Küche angebracht. Diejenigen, die sich schon etwas erspart haben, bauen sich noch Stallungen auf ihre Kosten! Eine jede dieser Besitzungen ist fünfzig Meter von einander entfernt und hat ein Stück Land von hundert Meter in die Breite und zweihundert in die Länge. Je nach der Thätigkeit des Besitzers wird das Grundstück Garten oder Ackerland, oder auch Garten und Ackerland. Ja zuweilen fand man selbst englische Parkanlagen, woran man gleich die Anwesenheit einer Frau erkennen konnte.

Die Administration ermuntert die Heirath zwischen den Verurtheilten beiderlei Geschlechts. Die deportirten Frauen bleiben so lange unter der Aufsicht von Nonnen eines benachbarten Klosters, welches Notre-dame-de-Chartres heißt, bis daß sie durch die Heirath emancipirt werden. Es ist übrigens geduldet, daß ein Depotirter sich eine Frau von auswärts sucht, was übrigens selten vorkommt.

In weniger als vierzehn Tagen hatte ich die Hütte metamorphosirt. Die Möbeln meines Vorgängers wurden mir

nach Abschätzung für wenig Geld überlassen. Ich reinigte, hobelte und wandelte bald dieses Nest von Spinnen und Scorpionen in ein kleines Paradies um. Meine Fenster waren von außen durch ausgespannte Leinwand geschlossen, so daß die Wespen und Mücken keinen Zutritt fanden. Ich untersuchte im Einzelnen das Fundament, wo sich gewöhnlich Würmer, Spinnen, Tausendfüße und vieles andere Ungeziefer vorfindet. Ich fühlte mich glücklich . . . glücklich? ja, aber mit einer Mißstimmung im Herzen, die den Menschen stets verfolgt, wenn er allein lebt.

Was meine Schwermuth erhöhte, war, daß an Sonn- und Feiertagen die Jugend der Nachbarschaft bei mir eindrang. Ich mußte ihnen alsdann Pfeifchen und viele andere Spielsachen anfertigen. Meine Windmühlen hatten mich bei dem kleinen Volke ganz besonders populair gemacht.

Ich hatte den Gedanken, einen dieser kleinen Bengels zu adoptiren. Ein blonder Goldkopf von drei Jahren gefiel mir ganz besonders gut. Die Mutter, eine ziemlich starke Frau, hatte während ihres sechsjährigen Aufenthaltes dem Vaterlande sechs Bürger geschenkt und das war für die Haushaltung eine schwere Bürde, denn der Staat bewilligte für die jungen Colonisten nur sparsame Zulagen Ich machte an einem Sonntage den Eltern meinen Vorschlag.

Der Vater schüttelte den Kopf ohne zu antworten.

Dagegen die Mutter, sobald sie den Zweck meines Besuches verstanden hatte, stemmte ihre beide Armen in die Seite und machte mich auf alle mögliche Weise schlecht.

— Sie glauben wohl, daß man sich damit neun Monate herum schlägt, um es Ihnen alsdann zu verabfolgen, das wäre schön!

Es ist noch zu bemerken, daß die meisten Frauen wegen

Kindesmords verurtheilt wurden, was übrigens den Instinct des mütterlichen Gefühls nicht erstickt, sobald sie sich verheirathet haben und so sich auf das Gesetz stützen können.

Durch solche Eheverbindungen zwischen Verurtheilten haben die Engländer ihre reiche Colonie Sidney gegründet. Gegenwärtig sind in dieser Stadt, welche in Luxus und Prächtigkeit mit einer Hauptstadt Europas rivalisiren kann, alle öffentlichen Aemter, die Bank, die Verwaltung, die Obrigkeit in Händen der Nachkommen von Botany-Bay.

Ich gab mich fortwährend derartigen Gedanken hin, aber Gedanken beleben die Einsamkeit nicht oder wenigstens nur mangelhaft.

Die Besorgung meines Gartens, und die Liebe mit welcher ich mich dieser hingab, stillte für einige Monate mein Verlangen nach der Vaterschaft. Es war ein Vergnügen ohne Ende für mich die ganze Vegetation in ihrem täglichen Wachsen zu beobachten.

Der Winter meldete sich unter wenig erfreulichen Anzeichen. Der Nordwind tobte so stark, daß er die Palmbäume entwurzelte. Man sprach von Schiffbrüchen auf dem Oyapock.

Abends versammelte man sich in den Hütten; ein Jeder brachte seine Arbeit und sein Licht mit, wie dies in den alten Provinzen noch Brauch ist, und man plauderte zusammen.

Wir waren zu sechs oder sieben bei Hermann, dem kindergesegneten Vater, dessen letzten Sprößling ich adoptiren wollte, und man sprach von den schlechten Zeiten. Die letzten Nachrichten waren nicht erfreulich, Hermann wußte es vom Kutscher des Gouverneurs und dieser aus den Zeitungen seines Herrn oder auch vielleicht aus seinen Briefen.

Die Frauen erhoben die Armen gegen Himmel: Die Kinder

drückten sich furchtsam zusammen. Man dämpfte die Stimme als ob es sich um ein großes Unglück handele.

Der Wind heulte draußen furchtbar.

Plötzlich öffnete sich die Thüre und der Krankenwärter Raulin des Centralhauses, — die niedern Beamten kamen zuweilen bei gut angeschriebenen Ansässigen ihr Pfeifchen rauchen, — trat in höchsteigener Person, ohne anzuklopfen, in das Zimmer:

— Schlimme Nachrichten! meine Kinder, sehr schlimme Nachrichten! sagte er, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte.

Zwanzig Fragen wurden zugleich an ihn gerichtet.

— O, mein Gott! was ist? was geht vor? ein Unglück geschehen?

— Schlimme Nachrichten, meine Kinder, sehr schlimme Nachrichten!

— Aber so sprechen Sie doch! riefen die Frauen.

— Lassen Sie mich doch zu Athem kommen. Gut! nun bin ich bereit. — Das Schiff Jean-Bart, welches uns vorgestern signalisirt worden, mit einer Ladung von . . .

Er stockte und erwärmte seine Hände durch seinen Athem.

— Nun, so erzählen Sie doch weiter! . . .

— Ja, ja, eine Concurrenz die Sie bedrohte, meine Damen, aber es hat noch einmal gut gegangen. Eine Schiffsladung von siebenzig Frauen, so das ist's, nun ist Ihre Neugierde befriedigt! — Der Jean-Bart hat die Inseln du Salut nicht passiren können und muß man annehmen, daß er argen Schaden gelitten. Der Direktor erhielt Depeschen auf Depeschen und war ganz außer Fassung.

— Die armen Geschöpfe! sagten die Männer.

— Die Frauen beobachteten tiefes Schweigen.

— Aber hat man keine bestimmten Nachrichten? frug ich. Hat man die Passagiere wenigstens retten können?

— Man weiß nichts genaues darüber.

Der Krankenwärter setzte sich in die Nähe des Feuers und wurde bald die Unterhaltung auf andere Dinge geleitet. Die schlechten Zeiten gaben Veranlassung zu schaurigen Erzählungen und war die Geschichte des Negers Dehimbo, dessen Hinrichtung nächstens stattfinden sollte, welche besonderes Interesse bot.

Während zwei Jahren hatte er durch Mordthaten und Räubereien die Landbevölkerung der Umgegend von Cayenne in Schrecken gesetzt und selbst der ganzen Polizei Trotz geboten. Die Erzählung seiner Abenteuer waren legendenhaft; man sagte von ihm er sei allgegenwärtig, unsichtbar, ungreifbar, haarig wie ein Stier und nackt bis zum Gürtel. Die Verbindungen zwischen der Stadt und dem Lande waren unmöglich; auf dem Markte sah man weder Früchte noch Gemüse. Cayenne war der Hungersnoth nahe durch den Willen eines Negers.

Dieses Ungeheuer, welches eine ganze Armee von Polizisten nicht einfangen konnte, ließ sich wie ein Fuchs im Hühnerstalle erwischen. Eines Morgens, als er eine allein liegende Wohnung plündern wollte, wurde er von zwei Dienern seiner Race gesehen. Der Eine derselben schießt auf ihn. Er fällt, erhebt sich wieder, und greift seinen Feind mit gezogenem Säbel an. — Aber der Camerad schlägt ihn mit dem Kolben gleich zu Boden. Der Bandit wurde gebunden dem Gericht überliefert.

Am Schlusse der Gerichtsverhandlungen, welche noch manches scheußliche Verbrechen bekannt machten, fragte ihn der Präsident, angeblich eine Milderung für diesen Wilden suchend:

— Welches ist das Gesetz Deines Landes? Was geschieht mit Demjenigen, der stiehlt und tödtet?

— Man tödtet ihn! entgegnete der Neger indem er mit den Zähnen grinste.

In der That wurde Dehimbo im Monat Januar 1862 hingerichtet.

Andere erzählten ihre Kämpfe mit Tigern inmitten der Wildniß, ihre Begegnungen mit Schlangen, und Kaïmans; eine ganze Reihe von Abenteuern um Kinder mit Furcht zu erfüllen. Glücklicherweise schliefen die Kinder und die übrige Gesellschaft schien an diesen Gräuelthaten Vergnügen zu haben.

Ich war der Ansicht der Kinder und legte mich schlafen. Aber während der ganzen Nacht trug mich meine aufgereizte Phantasie über die Gewässer des atlantischen Oceans. Ich sah mich in einem kleinen Kahn, der von den Wellen hin und her geworfen wurde. Ich näherte mich dem Schiffe Jean-Bart, welches ich in meinem Traume untergehen sah, und rettete alle siebenzig Frauen eine nach der andern in meine Nußschale.

Morgens beim Erwachen dachte ich, daß der Jean-Bart demnächst erscheinen müsse, und wenn alsdann unter den Deportirten sich eine nach meinem Geschmack befinde, man mir vielleicht ihre Hand nicht verweigere. . .

XVIII.

Rückkehr zur Hütte.

Hier wurden die Bekenntnisse Surypère's durch den Eintritt eines Dieners unterbrochen.

— Was gibt es? frug Trelauney.

— Mylord, die Bauersfrau nach welcher Sie geschickt haben, ist hier. . .

Trelauney erhob sich in heftiger Gemüthserregung.

— Madelaine! meine zweite Mutter! lispelte er.

Und indem er sich zu Surypère wandte, sagte er ihm:

— Ruhe jetzt aus, Du sollst mir morgen die Fortsetzung Deiner Erlebnisse erzählen.

Madelaine wartete unterdessen auf einem Stuhle sitzend im Speisesaale. Die arme Frau hatte stark gealtert.

Ihre weißen Haare, die tiefen Runzeln, der schmerzhafte Blick, ihre ganze Haltung sagten genug von dem, was sie Alles hatte leiden müssen.

Sobald sie Trelauney erblickte, erhob sie sich.

— Sie haben mich holen lassen mein Herr, und da der Diener mir sagte, daß es sich um ein junges Mädchen handele, die ich seit mehreren Monaten vergeblich suchte, bin ich gleich hierher geeilt. Haben Sie Nachrichten von ihr, mein Herr? Sie heißt Louise.

— Ja, Madame, entgegnete Trelauney; aber bevor ich Sie dem jungen Mädchen gegenüber stelle, welches Sie so sehr beweinen. . .

Madelaine faltete die Hände und erhob die Augen jen Himmel.

— Ich werde sie sehen! rief sie aus, Louise ist also hier?

— Sie ist nicht weit von hier ... aber Sie dürfen sie noch nicht sehen.

— O! mein Herr, so bald wie möglich, ich bitte Sie darum.

Reichliche Thränen bedeckten das Gesicht der alten Frau.

— Hören Sie mich an, gute Frau, sagte Trelauney mit sanfter Stimme. Ich kann Ihnen Louise zurückgeben, aber nicht mehr in dem Zustande wie sie war. Ihre Seele ist von Wolken umnachtet, ihr Verstand verdunkelt. . .

Madelaine streckte ihre Arme aus:

— Ich werde sie in unsere Hütte zurückführen, sagte sie; vielleicht inmitten der Bäume, die sie haben groß werden sehen, und umgeben von meiner sorgfältigen Pflege, kommt ihr der Verstand zurück.

Wenn sie sich wieder des Abends vor dem kleinen elfenbeinernen Crucifix, welches ich ihr am Tage ihrer ersten heiligen Communion gekauft hatte, auf die Kniee werfen wird, so findet sie ihre Gebete von ehemals zurück, und wenn man betet, mein Herr, so steigt vom Himmel etwas herab, welches uns erleuchtet. . . diese Wolken werden sich verziehen . . . und ich werde mein Kind wiederfinden. . .

Trelauney nahm die Hand Madelaine's und drückte sie mit Wärme.

Alsdann erhob die alte Frau ihren Blick zu ihm.

Sie betrachtetete lange und aufmerksam diesen Fremden mit den kurzgeschorenen Haaren, dem blonden Backenbart und dem bleichen Gesichte. . .

Und auf einmal rief sie aus:

— Du bist es Jean!

Trelauney legte einen Finger auf ihre Lippen.

— Still sagte er.

Und Sie in seinen Arm nehmend, umarmte er Madelaine mit kindlicher Liebe.

Allein diese, nachdem sie sich von der ersten Aufregung hatte hinreißen lassen, entwandte sich plötzlich der Umarmung:

— Warum diese Verkleidung? frug sie. Welches Drama spielst Du denn? Wie kommt es daß Du reich bist? Du kannst dich im Lande sehen lassen, da die Herrn Villepont den Scandal befürchtet und keine Klage erhoben haben. Ich will darüber Aufschluß haben, hörst Du Jean?

— Mutter, entgegnete dieser, ich werde Ihnen eines Tages Alles sagen und dieser Tag, hoffe ich, ist nicht mehr fern. . . Wenn ich ein Verbrechen oder eine Schändlichkeit mir vorzuwerfen hätte, Sie wissen, daß ich Sie nicht belügen könnte. Nun wohl! Glauben Sie mir, Sie können mich an Ihr Herz drücken. . .

Es trat einen Augenblick Schweigen ein.

— Ich glaube Dir, entgegnete endlich Madelaine, ich will Dir glauben. . . Du wirst niemals der Mitschuldige derer sein, die meinen armen Peter gemordet haben. . .

— Ich weiß, sagte Trelauney, daß über meiner Geburt ein blutiges Geheimniß schwebt.

— Nun ist es an Dir zu schweigen! sagte Madelaine ergriffen. Diese Menschen sind überall. . .

Trelauney öffnete eine Thüre.

— Kommen Sie, wir wollen Louise aufsuchen.

Louise schlief auf der ersten Etage. . .

Ihr Athem war unregelmäßig; von Zeit zu Zeit zuckte es wie ein Schreckensbild in ihren Zügen.

Madelaine kniete am Fuße des Bettes, die Aufregung brach dieses arme Herz.

Dann erhob sie sich und indem sie sich auf das Bett beugte, drückte sie ihre Lippen auf die Stirn der armen Wahnsinnigen.

Man muß sie zu Ihnen bringen, sagte Jean. Vier starke Männer warten an der Thüre mit einer Sänfte die mit Vorhängen geschlossen ist. Morgen wird Louise in ihrem kleinen Zimmer des kleinen Häuschens erwachen, und Sie werden an ihrer Seite sein. . .

— Aber wie sollen wir sie fortbringen, ohne ihren Schlaf zu stören?

Jean nahm einen Flacon, welches auf dem Cheminée stand, und tränkte einen Schwamm mit der darin enthaltenden Flüssigkeit.

— Lassen Sie sie daran auf dem Wege von Minute zu Minute riechen.

Es war ein interessantes Bild, diese Männer mit der theuern Last auf ihren Schultern den Wald durchschreiten zu sehen.

Madelaine wandelte zur Seite der Sänfte und ein Diener des Schloßes schritt mit einer Laterne voran.

Von Zeit zu Zeit hielt der Zug an um auszuruhen, und Madelaine brachte den mit Chloroform getränkten Schwamm an Louisens Lippen.

Eine Stunde später war das noch immer schlafende Mädchen in dem Zimmer, in welchem es seine Kindheit zugebracht hatte, niedergelegt.

Während Louise fortgebracht wurde, saßen Trelauney und der Magyar in einem kleinen Salon des Schlosses.

Auf einem kleinen Tische stand eine Theekanne mit zwei Tassen und ein Kästchen mit Cigarren gefüllt.

— Hier sind, sagte Trelauney, die letzten Nachrichten, die ich erhalten habe. . .

Das Kind, welches durch den Dichter und die Lumpensammlerin im Auftrage des Herrn Raoul von Villepont — ein Auftrag, dessen Ausführung Herr Combalou übernommen hatte, — mit einem Worte das Kind Louisens muß im Kloster St. Jean de Latran geblieben sein. . . Die Lumpensammlerin ist es, welche das kleine Geschöpf bewacht."

— Wie heißt diese Frau?

— Mutter Helvetia.

Der Magyar sprang lebhaft auf.

— Helvetia, aber so hieß ja die Unglückliche, deren Kind durch Robert Kodom hingerichtet wurde.

— Das wundert mich nicht, sagte Trelauney. Wahrscheinlich hat der Geschäftsmann Combalou auch die erste Angelegenheit besorgt. . . Nachdem er dieser Frau ein Kind genommen, hat er ihr ein anderes dafür zurück gegegeben.

— Wann werden wir denn das arme Wesen, welches die Schuld eines Anderen bezahlt, aus diesen Klauen ziehen?

— Morgen, entgegnete Trelauney. Surypère wird in meinen Nachforschungen nicht unbrauchbar sein. . . Ich hoffe, daß er hergestellt sein wird, und dann verbringen wir die Nacht im Kloster St. Jean de Latran.

— Was geschieht mit den Villeponts?

Trelauney lächelte:

— Herr von Villepont, sagte er, wird Ende dieser Woche Bankerott erklärt.

Der Magyar schien nachzudenken. . .

— Wann wird endlich meine Rache gestillt? frug er.

— Mein Freund, entgegnete Trelauney, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort daß in drei Monaten Wanda in Ihren Händen sich befindet. . .

XIX

Die Ankunft der Gefangenen.

Bei der Morgendämmerung saß Trelauney wieder am Bette Surypère's.

Die Nacht war gut vergangen, und er konnte daher mit der Erzählung seiner unglücklichen Schicksale fortfahren:

— Auf der Insel Cayenne herrscht, namentlich in den ersten Wintermonaten, der verschiedenste und unregelmäßigste Temperaturwechsel, der sich denken läßt. Die ganze Colonie hatte sich mit den schwersten Befürchtungen zur Ruhe begeben Der Wind heulte stark und mitten durch die heftigen Windstöße vernahm man die scharfen Töne des sogenannten Strandläufers, einer Art Kibitz, dessen unseliges Geschrei trübe Ahnungen weckt; das Knarren und Seufzen der längs des Flusses stehenden großen Bäume drang durch Mark und Bein und endlich ging das lärmende Geräusch der verschiedensten Art in ein furchtbares Krachen über, denn nach längerem Widerstande gegen den Sturm brachen die stolzen Palmen plötzlich zusammen.

Als ich aufstand, war die Luft ruhig und heiter; die Insekten spielten in den Sonnenstrahlen und keine Wolke trübte das klare Blau des Horizonts.

Es war uns keine Nachricht zugegangen, daß ein Schiff in Gefahr sei, und ich hatte beschlossen den Tag im Walde zu verwenden. Ich bedurfte eines Schuppens und die rauhe Arbeit des Holzfällens, welche alle Kräfte in Anspruch nimmt, ließ mich hoffen, daß mein Blut sich dadurch beruhigen und mein Kopf freier werden würde. Das Niederlegen von Bäumen ist in Cayenne nicht so geordnet und geregelt wie in unsern Staatsforsten.

Man muß sich erst mit der Axe einen Weg bahnen und damit zwanzig Mal von Neuem anfangen, ehe man zu einem geraden, festen und gesunden Stamme gelangt, der zu einem Zimmerwerke geeignet ist.

Giftige Insekten summen dem Arbeiter um die Ohren, dichte Schwärme von amerikanischen Mücken, diese unermüdlichen, unfangbaren und fast unbemerkbaren Feinde, greifen ihn unaufhörlich von allen Seiten an.

Der Erdboden ist mit ganzen Heeren von Ameisen bedeckt, welche man Feuer-Ameisen nennt, weil ihr Gift bei dem Bisse wie glühendes Eisen brennt. Ich habe den Ausdruck Heere von Ameisen gebraucht, weil diese heißhungerigen Thiere in geregelter Ordnung vorgehen und man fühlt, daß sie einer Oberleitung gehorchen und von einem Befehlshaber geführt werden, der seine Regimenter sehr gut zum Sturm zu ordnen versteht.

Ferner hat man sich vor dem Scorpione zu hüten, der in den Baumstämmen sitzt; derselbe greift zwar nicht an, aber er sticht wenn man ihn stört; es ist daher rathsam, ihn in Ruhe zu lassen.

Das schrecklichste aller dieser widerlichen Insekten ist eine Spinne, die in riesenmäßiger Größe vorkommt. Man nennt sie Krabbenspinne. Ich habe mehrere derselben getödtet, deren schwärzlicher und behaarter Leib das Oval eines Truthennen-Eies an Größe übertraf. Dieses Ungeheuer macht sein Gewebe wie unsere Gartenspinne, jedoch etwas dichter und viel fester gesponnen,

fast wie ein wirkliches Fischernetz, so daß es den größten Anstrengungen leicht widersteht. Der Jaguars und Schlangen will ich nicht erwähnen, da ich solche bis jetzt nicht angetroffen habe.

Ich hatte einiges Glück. Bei meinem Eintritt in den Wald fand ich sofort vier große vollkommen gesunde Wurzelträger ohne Seitensprößlinge, die sich gleichsam freiwillig meinen Axtschlägen darboten. Pfingstvögel wiederholten um mich her das Liedchen, welches ich pfiff, um mich zur Arbeit zu ermuntern; Fliegenvögel und Colibri rauschten mit dem Schimmer von Edelsteinen und der Schnelligkeit fliegender Eichhörnchen durch das Laubwerk.

Ich ästete meine Bäume sorgfältig ab, um das Herausziehen derselben durch das Gewirre von Brombeersträuchen und Rankenpflanzen zu erleichtern, und brachte sie mit vieler Mühe auf den Fußweg. Als mir dies gelungen war, athmete ich froh auf, das kann ich versichern.

Ich hatte eine starke Viertelmeile zurück zu legen, um mein Häuschen zu erreichen; also hatte ich noch nicht alle meine Mühseligkeiten überstanden.

Ich band meine Bäume mit einem starken Stricke zusammen, welchen ich mir über die Schulter legte, und schleppt meine Last auf dem sumpfigen Boden weiter, der beständig unter meinen Füßen nachgab. Ich mußte zuletzt alle meine Kräfte aufbieten, um mein Tagewerk zu vollenden und that es im reichlichsten Maße. Es handelte sich darum bei meiner Wohnung anzukommen und ich kam an.

Die kleine Ansiedlung war in freudiger Aufregung. Wir sollten Nachrichten aus dem Vaterlande erhalten. Die Nähe des Schiffes war signalisirt worden und seine Ankunft stand in Kurzem zu erwarten.

Es wurde viel gesprochen, hin und her gefragt, und ich muß gestehen, daß die Männer sich nicht weniger geschwätzig zeigten, als die Frauen.

Ueberall erscholl der Ruf man erwartet sie! —

— Wann denn?

— Heute Abend.

— Nein erst morgen.

— Heute Abend, sage ich Ihnen, und ich bin dessen gewiß; denn eine Schwester des Bußpriesters der Frauen hat mir den Auftrag gegeben, Tragbahren für das Gepäck bereit zu halten.

— Ah! Das ist etwas Anderes.

So wurden die Gespräche für und wider die Ankunft des Schiffes ungestüm, im Grunde aber in heiterer Stimmung fortgesetzt. Man bildete sich ein, daß jene unglücklichen Frauen in ihren Kleidern ein wenig Luft aus dem Vaterlande mitbringen würden.

Ich fühlte mich matt. Ich mußte etwas genießen. Seit dem Morgen hatte ich nichts gegessen. Noch einmal strengte ich meine Kräfte an und in den fünf folgenden Minuten lagen meine vier Bäume in meinem Hofe um von der Morgensonne zum Bau getrocknet zu werden. Ich verspürte große Eßlust und war im Begriff mich zu Tische zu setzen, als ein Kanonenschuß mich aufschreckte. Ich eilte an's Ufer. Es war das Schiff . . . es war nur noch hundert Meter von Saint-Laurent entfernt, die ganze Colonie versammelte sich eiligst an den Ufern des Flusses. Der Direktor stellte die Schwestern vor uns auf. In der Menge war ein Leben bemerkbar, das eben so viel Neugierde als innere Aufregung verrieth.

Das Schiff legte gerade gegenüber an.

Die armen Geschöpfe stiegen einzeln aus dem untern

Schiffsraume herauf und warfen einen traurigen Blick thierischer Abgestumpftheit auf ihren zukünftigen Aufenthaltsort. Sie stellten sich wie Schafe, deren Hürden man entfernt, auf dem Deck in abwartender passiver Resignation auf. Man ließ die Landungsbrücke zur Verbindung mit dem Ufer herab und der traurige Zug begann.

Das Elend, der Hunger und die Gewohnheit der Schande hatten fast allen Gesichtern ihren Stempel aufgedrückt. Man denke sich todte Augen, gedankenlose Stirnen und schrecklich abgemagerte, knochige Arme, die menschlichen Körpergliedern nicht mehr ähnlich sahen und dazu schmutzige, während der langen Ueberfahrt durch den Koth des untersten Schiffsraums geschleiften Kleider, so wird man zugeben, daß ein solcher Anblick wohl geeignet war, das größte Mitleid zu erregen. Drei bis vier Personen hatten jedoch noch einige Frische der Jugend bewahrt. Schweres und verdorbenes Blut röthete stellenweise ihre Wangen und die schlecht geordneten Haare hatten noch ihre ganze Kraft; aber alle hatten glanzlose Augen und eine niedergeschlagene Haltung.

Man glaubte, daß das Schiff leer sei und der Kapitain übergab dem Direktor das Verzeichniß der Deportirten, welcher nunmehr die Namen verlesen und aufrufen ließ.

Bei dem Namen Martine Ferand, der drei Mal ohne Antwort blieb, trat nach der vierten Wiederholung eine menschliche Gestalt hinter dem Hauptmaste, zwischen dem aufgehäuften Gepäck hervor und begab sich langsam und gravitätisch zu den andern Verurtheilten.

— Sie sind doch Martine Ferrand? fragte der Schreiber, welcher die Namen verlas.

Sie antwortete mit einer Kopfverneigung.

Sollte sie stumm sein? fragten die Spaßmacher, indem sie sich auf den Fußspitzen erhoben, um besser sehen zu können.

Das wäre wirklich schade! dachte ich bei mir. Martine Ferrand war eine herrliche Person im besten Lebensalter. Kein einziger ihrer regelmäßigen und schwermüthigen Zügen zeugte von Verderbtheit oder der Gewohnheit des Lasters. Die stark gezeichneten Schläfen allein verriethen ihre innere Aufregung durch unruhige und fieberhafte Beweglichkeit. Unter der Büßerinnentracht zeigte sie eine Würde der Haltung, die sie von den gemeinen und rohen Naturen, worunter sie fortan leben sollte, gänzlich unterschied.

Man häufte das Reisegepäck an der Landungsstelle auf und jede Verurtheilte suchte ihre Lumpen. Durchlöcherte Taschentücher und fettige Schürzen vertraten die Koffer und Reisesäcke. Unter den Zanksüchtigen entstand ein langer Streit über die ihnen zugehörigen Sachen.

Martine blieb still und steif stehen wie eine Statue, ohne dem endlosen Geschwätz ihrer Nachbarinnen die geringste Aufmerksamkeit zu schenken.

Als jede der Kämpferinnen ihre Beute erwählt hatte und der Kampfplatz frei geworden war, suchte sie nach ihren wenigen Habseligkeiten, welche die Megären im Eifer des ersten Streites mit umhergeworfen hatten. Hier lag ein Hemd mit Staub bedeckt, dort in einer Entfernung von zehn Schritten ein paar Strümpfe und die Taschentücher waren überall zerstreut.

Ich eilte mit dem Ungestüm eines jungen Mannes herbei, sammelte die umherliegenden Gegenstände sorgfältig ein, umhüllte sie mit einem Tuch und — letzte sehr verdienstvolle Vorsicht — band Alles mit einen starken Bindfaden zusammen, den ich aus besonderen Gründen immer bei mir zu tragen pflegte. Das Bündel war zierlich und ich war stolz auf mein Werk.

Sie sah mich an . . . Ach! wie schön war das blaue

Auge! Ich hatte viele blaue Augen in meinem Leben gesehen, aber ein so schön und zartes Blau niemals; Für mich gab es nur das blaue Auge Martine's! Ein heimliches und halbverschämtes Lächeln vergalt mir meinen Dienst, als ich ihr die Sachen überreichte.

— So werden ihre Sachen besser aufgehoben sein, als im Staube, Mademoiselle Martine Ferrand.

Die letzten Worte betonte ich stark, damit sie bemerkte, daß ich ihren Namen nicht vergessen hatte.

— Ich danke Ihnen, mein Herr. . . .

Sie hielt ein und ich fügte indeß hinzu:

— Surypère, Ihnen zu dienen.

— Dann danke ich Ihnen tausend Mal, Herr Surypère.

Ihre Stimme klang wie die schönste Musik und die wenigen Worte tönten mir beständig in den Ohren. So verlief mein erstes sehr ehrenhaftes Zusammentreffen mit Martine Ferrand.

XX.

Martine Ferrand.

Ich konnte mich sträuben wie ich wollte, ich mußte mich endlich der Thatsache unterwerfen. Mein Herz war verwundet. Die ganze Nacht träumte ich von Martine. Ich sah ihre großen blauen Augen, ihren rosigen, mit schönen Zähnen besetzten Mund, kurz ich sah a. es wieder, sogar die kleine widerspenstige Locke, welche sich auf jeder Seite des Nackens kräuselte.

Unglücklicherweise kann in der Kolonie St. Laurent die Liebe nicht so gefördert werden, wie überall anderwärts. Ich, für meine Person, hatte eine relative Freiheit, aber die arme Martine durfte ihr Kloster nicht verlassen. Sie mußte ihre Tage mit religiösen Uebungen und Näharbeiten zubringen. Eines Tages gegen das Ende des ersten Monats ihrer Ankunft bemerkte ich sie durch das Gitter. Diese Pflanze des freien Feldes verdorrte hinter den kalten Mauern des Klosters.

Ich sprach heimlich zu mir selbst:

— Meister Peter, es wäre keineswegs so übel, sein Leben an der Seite dieses Mädchens hinzubringen und ich glaube, daß sie sich auch besser dabei befinden würde. Ich muß das einzurichten suchen.

Gern hätte ich die Sache recht eilig betrieben, aber wie? Vor Allem war es dringend nothwendig die Zustimmung Martine's zu haben; aber die frommen Schwestern schickten ihre Pflegebefohlenen niemals mit der Jugend des Orts bei Mondenschein spazieren. Auch tanzte man Sonntags nicht und es gab kein anderes Mittel, mich mit ihr zu verständigen, als durch Zeichen und Pantomimen wie die Affen im Walde.

Indessen um auch nur diesen unvollkommenen Verkehr zur Ausführung zu bringen, mußte ich ihr begegnen.

Endlich kam mir ein glücklicher Gedanke. Wir mußten immer zur Messe gehen, waren aber aus moralischen Rücksichten durch einen breiten leeren Raum von den Frauen getrennt. Es war also nicht möglich ein Wort zu wechseln und die Patomime mit den Frauen genügt nicht.

Die Männer hatten nur die Verpflichtung in die Hauptmessen zu gehen; diejenigen jedoch, welche sich durch gute Führung und Arbeitsamkeit auszeichneten, erhielten leicht die Erlaubniß allen religiösen Uebungen beizuwohnen, welche Sonntags

in der Kapelle stattfanden, nämlich der Frühmesse, den Lobgesängen, dem Hochamt, den Vespern und den Lobgesängen der Priester. Da die Personen, welche um solche Vergünstigung baten, nicht zahlreich waren, so konnte man seinen Platz nach Belieben wählen.

Man hielt es gar nicht für nöthig für drei bis vier von so frommen Eifer beseelte Christen einen Aufseher zu bestellen. Zur Ausführung meiner Pläne rechnete ich auf das Weihnachtsfest.

Bei Tage begab ich mich in die Kapelle. Ich hatte mir den Platz Martine's an der linken Seite eines Pfeilers wohlgemerkt: ihr Stuhl war der letzte in der Reihe. Ich verschaffte mir eine kleine sehr niedrige Bank, welche ich an die andere Seite des Pfeilers setzte, wo sie nicht bemerkt wurde.

Während der ganzen Mitternachtsmesse saß ich an meinem gewählten Platze ohne die geringste Aufmerksamkeit zu erregen und kniete im Schatten des Pfeilers nieder.

Die Klingel des Chorknaben kündigte das Schlußgebet an; alle Frauen erhoben sich. Martine, die ein Gleiches that, bemerkte mich, — denn ich schob meinen Kopf absichtlich vor. Sie machte aus Ueberraschung einen Fehltritt und strauchelte. Um das Gleichgewicht wieder zu erlangen, streckte sie die Hände seitwärts aus: ich ergriff ihre Hand um sie zu halten und nahm mir die Freiheit, dieselbe an meine Lippen zu führen. Sie ließ mir ihre Hand während der ganzen Zeit, in welcher ihre Gefährtinnen im Gebet auf den Knieen lagen.

— Eine Minute, eine Sekunde, Martine, um zwei ernste Worte mit Ihnen zu sprechen, sagte ich zu ihr als die Klingel das Ende des Gebets anzeigte.

Bei dem Geräusch, das mit den Stühlen gemacht wurde, konnte sie mir fest und klar antworten.

— Während des Ausganges aus der Kirche bleibe hier.

Der Gottesdienst ging zu Ende und ich brauchte nicht lange auf sie zu warten. Die Schwestern ließen ihre Büßerinnen sich zwei zu zwei hintereinander stellen und auf ein Zeichen der Oberin setzte sich der Zug in Bewegung. Ich wechselte einen letzten Blick mit Martine und die Entschlossenheit, die aus ihren Augen sprach, ließ mich nicht zweifeln, daß sie zurückkommen werde; auch ließ sie nicht auf sich warten.

— Wir haben nur eine einzige Minute, sagte sie zu mir, ich habe mein Gebetbuch vergessen.

— Martine, ich liebe Sie, wollen Sie meine Frau werden?

Ihr trüber Blick wurde plötzlich heiter und ihre Augen glänzten. Eine mürrische Stimme rief von der Kirchenthür:

— Nun, das Buch?

Martine hatte nur Zeit mir mit männlicher Kraft die Hand zu drücken.

— Ich hatte verstanden. Dieser Händedruck war ein Versprechen.

Wir hatten indeß noch viele Schwierigkeiten zu überwinden.

Am Tage nach unserer Zusammenkunft in der Kirche erbat ich mir schriftlich Audienz bei unserem Direktor, welcher mich mit seinem gewohnten Wohlwollen empfing.

— Nun! mein Junge, es handelt sich wohl um Staatsangelegenheiten, da wir zur Feder gegriffen haben? Laßt hören, stachelt Euch der Ehrgeiz? Ich wette, daß Ihr eine Vergünstigung erbitten wollt?

— Eine Vergünstigung, allerdings, Herr Direktor, aber eine solche, die Niemand verpflichtet und weder Briefwechsel noch sonstige Umstände erfordert. Ich bitte einfach um die Erlaubniß zu heirathen.

— O! ganz einfach, aber das ist nicht so einfach wie

Ihr glaubt! Ihr müßt zuerst einen wohlbeglaubigten vollständigen Auszug aus dem Civilstande Eures Geburtslandes beibringen, um zu beweisen, daß Ihr dort nicht irgendwo eine Wittwe zurückgelassen habt. Ah! ganz einfach; das ist bald gesagt; jedoch wir wollen sehen!

Er klingelte. Ein Bedienter erschien.

— Laßt Euch in dem Sekretariat die Akten über Surypère geben. Schnell! —

Der vortreffliche Mann fuhr mit schalkhafter und gesprächiger Heiterkeit fort:

— Ihr wißt, daß unsere Frauen hier im Kloster alle mehr oder weniger gesündigt haben. Es gehört schon mehr als ein kleines Vergehen dazu, um von dem Gericht zu einer so peinlichen Ueberfahrt verurtheilt zu werden.

Der Bediente kam mit einem starken Aktenheft zurück. Nachdem der Direktor darin gelesen hatte, sagte er zu mir, indem er aufstand:

— Ich sehe nichts, was von Eurer Seite ein Hinderniß sein könnte. Alles, was bei Ihrem Vorhaben in Betracht kommen kann, ist hier, wenn auch nicht in vollständig gültigen amtlichen Ausfertigungen, doch in der Form amtlicher Benachrichtigungen, in den Akten enthalten, wodurch ich von meiner Verantwortlichkeit entbunden werde. Uebrigens habe ich Euch hochschätzen gelernt, nachdem ich Zeuge Eurer Anstrengungen und Eures Muthes gewesen bin. Wenn Ihr mir die Versicherung gebt, daß Ihr keine Verbindlichkeiten aus frühern Zeiten habt, so genügt es mir.

— Ich bin ganz frei.

— Das ist also abgemacht. Nun wollen wir uns mit dem Namen, dem Vornamen und den Eigenschaften der Braut beschäftigen.

— Sie heißt Martine Ferrand und ist mit der letzten Zufuhr von Frauen angekommen.

— Ja, das weiß ich . . . . eine Brünette von gutem Wuchs, von der mir bis jetzt nur günstige Berichte zugegangen sind.

Er klingelte zum zweiten Male und sagte zu dem eintretenden Bedienten:

— Die Akten der Martine Ferrand!

Der Bediente kehrte in wenigen Minuten mit den verlangten Akten zurück.

Der Direktor stellte sich vor seinen Schreibtisch und gab mir ein Zeichen mich zu setzen. Er öffnete das Heft und las jedes Blatt mit Aufmerksamkeit. Von Zeit zu Zeit rieben seine Finger in nervös unregelmäßigen Bewegungen das Papier, was eine wirkliche innere Aufregung verrieth. Nachdem er Alles bis zur letzten Zeile durchlesen hatte, stützte er gedankenvoll den Kopf mit den Händen. Dann wandte er sich schnell zu mir und sagte:

— Das wird lange dauern, ehe alle diese Unterhandlungen beendigt sein können, sehr lange. Ich möchte nur wissen, wie Ihr heute Morgen auf solche Gedanken gekommen seid? Was kann es für einen Zweck haben, Euch hier noch für die kurze Zeit Eures Hierseins zu verheirathen! — Abgesehen davon, daß ich Eure Begnadigung nachgesucht habe. —

— Aber ich liebe diese Frau, Herr Direktor!

— So, Sie lieben!

Er setzte sich vor mich, klopfte mir vertraulich auf die Schulter und sagte, indem er mich fest ansah.

— Mein Amt, als Chef und unumschränkter Gebieter einer Strafanstalt, erfordert eben so viel Delikatesse und Vorsicht, als das eines Beichtvaters. Sobald das Urtheil gespro=

chen ist, hat der Verurtheilte sich unbedingt der bestimmten Strafe zu unterwerfen. Die Vergehen oder Verbrechen, die die strenge Anwendung des Gesetzes nothwendig gemacht haben, dürfen wir nicht bekannt werden lassen. Deshalb halte ich mich sowohl berechtigt als verpflichtet Euch nochmals zu rathen: Heirathet nicht bei uns!

XXI.

Eine Heirath in Cayenne.

Ich fühlte wohl und hörte an dem nachdrücklichen Tone, worin er sprach, daß der Direktor mir seine aufrichtige Meinung sagte; aber unbesiegbare Liebe glühte in meiner Brust und ich war sehr gereizt, zwischen mir und Martine ein unerwartetes Hinderniß zu finden.

Ich stand nun meinerseits auf und rief:

— Ei! was sollen wir denn machen, nachdem uns das Gesetz mit Schande bedeckt hat! Glauben Sie denn, daß die Familien-Mütter des Vaterlandes absichtlich unsere Rückkunft aus diesem höllischen Verbannungsort abwarten, um ihre Töchter unterzubringen? Entehrte Existenzen können sich nur wieder heben, indem sie sich auf andere entehrte Existenzen stützen. Zwei Schwächen können eine Kraft ausmachen.

Ueberdies habe ich Ihnen gesagt, Herr Direktor, daß ich liebe, mit einer Heftigkeit, mit einer Verblendung, wenn Sie wollen, mit einer Leidenschaft, die mich so beherrscht, daß wenn

Sie mich zwingen wollten, den Bericht über Martine Ferrands Vergehen anzuhören, ich zum Fenster hinausspringen würde, um das erste Wort nicht zu vernehmen. Ich liebe in dem Grade, das schwöre ich Ihnen, daß ich diejenige nie über ihre Vergangenheit befragen werde, die sich entschließen wird, ihr herabgewürdigtes Dasein mit meinem elenden Dasein zu verbinden.

Der Direktor, der seine Augen unausgesetzt auf die meinigen geheftet hielt, ließ mich ganz ausreden und sagte dann einfach:

— Ich habe verstanden. Euer Wunsch soll erfüllt werden. Es thut mir leid, Euch nochmals sagen zu müssen, daß die Verhandlungen Zeit in Anspruch nehmen werden. Es werden bei aller Schnelligkeit dennoch sechs Monate darüber vergehen.

Ich werde warten, sagte ich entschlossen, und wandte mich zur Thüre.

— Nun gut, ich werde den ersten Bericht sofort absenden, mein armer Peter!

Als ich mich am Ende des Hausganges umwandte, bemerkte ich den theilnehmenden Blick, womit der Direktor mich verfolgte.

Die sechs Monate des Wartens, woraus in Folge irgend einer Verzögerung neun wurden, zähle ich zu den schmerzlichsten, die mir im Gedächtniß geblieben sind, es ist keineswegs angefüllt mit Erinnerungen.

Die drei ersten waren für mich eine harte Prüfung:

Ich verlor den Muth und fühlte den Augenblick herannahen, wo die Kräfte mich ganz verlassen würden. Der Direktor kam in meine Hütte. Als er „seinen armen Peter" auf dem Siechbett kraftlos und unempfänglich für alle Tröstun-

gen ausgestreckt liegen fand, hatte der liebe Mann einen guten Gedanken.

— Mein Freund, sagte er, da es jetzt keinem Zweifel mehr unterliegt, daß Ihr bei Eurer Absicht beharrt, so will ich Euch eine Stärkung verschaffen. Ihr verlangt förmlich von mir die Hand der Martine Ferrand?

— Als eine Gnade! als eine Wohlthat! als ein Segen! als mein Heil!

— Gut, so müßt Ihr sie selbst darum bitten. Die besten Dinge haben ein Ende, also müssen sie auch einen Anfang haben.

— Ist es mir erlaubt, sie nur zu sehen?

— Das liegt in meiner Befugniß. Nehmt Euch zusammen und bietet alle Kraft auf, ich werde Euch selbst zu ihr führen.

Ich sprang von meinem Lager auf, ohne Rücksicht auf die Achtung, die ich meinem Gönner schuldig war. In zwei Minuten war ich angekleidet.

Er führte mich in das Sprechzimmer und ließ Martine rufen. Bei meinem Anblicke erbleichte sie und ich glaubte sie einer Ohnmacht nahe. Ich wußte nicht mehr, daß ich lebte. Der Direktor hatte sich nach unserer Begegnung entfernt.

Was wir uns sagten, ich weiß es nicht. Sie hielt meine Hände in den ihrigen und ich war außer mir vor Freuden. Das Klirren eines Schlüssels erinnerte uns, daß wir uns trennen mußten, aber die Schwester, welche Martine abholte, benachrichtigte uns, daß wir die Erlaubniß hätten, uns jeden Sonntag zu sehen.

Das war nicht viel, und doch war es für mich ein unüberschwängliches Glück.

Endlich! endlich! endlich!

Es kam an! das verwünschte Schiff! Der Direktor hatte seinem Versprechen gemäß die Unterhandlungen auf's Eiligste betrieben und die zur Heirath nöthigen Papiere waren vollständig zur Stelle. Acht Tage darauf waren wir verbunden.

Mit geringer Mühe hatte Martine ein Paradies aus meiner Hütte gemacht.

Wir waren beide glücklich.

Sie war eine kräftige Person mit sanften blauen Augen, und gewölbter Stirn, welche bei mangelhaftem Verstand, Zähigkeit in vorgefaßter Meinung verrieth. Sie war von einer braven Winzerfamilie in Burgund. Diese Umstände erfuhr ich durch die ersten Mittheilungen, welche der Heirath folgten. Ihre Mutter, so viel ich aus ihren sehr beschänkten Aeußerungen entnehmen konnte, war ein Muster gefallsüchtiger und ehrgeiziger Bäuerinnen. Sie liebte ihre Kinder, aber nur aus Eigenliebe. Sie hätte denjenigen eifrig verfolgt, welcher sich erlaubt haben würde, sie im Vorübergehen an den Ohren zu ziehen! aber dieser wachsame und eifersüchtige Schutz ersparte ihnen nicht die mütterliche Ruthe an den Tagen, wo sie mit zerrissenen Kleidern heimkehrten.

Aus dieser Erziehung mit häufigen Züchtigungen und übertriebenen Liebkosungen, hatte Martine die ganze kindliche Schüchternheit mit trauriger Hartnäckigkeit, wenn sie sich einmal eine Idee in den Kopf gesetzt hatte, beibehalten. Sie nahm alle Gründe, die man ihr sagte, an, aber mit ihrem ruhigen und wohlwollenden Blicke that sie, was sie wollte Uebrigens war sie keineswegs böse und wahrhaft muthig.

Sie bezeigte mir übertriebene Dankbarkeit für alles was ich für sie gethan hatte, theilte gern mit mir die Arbeiten und handhabte den Spaten und die Harke mit der Ausdauer eines Mannes, aber wenn ich des Abends nach beendigtem

Tagewerke mit ihr an gemeinschaftlichem Tische saß und mich mit dem Gedanken an ein besseres Leben in der Zukunft trösten wollte, so schüttelte sie gleichgültig den Kopf und antwortete einförmig:

— Man befindet sich da wohl, wo man lebt. Wir lebten ohne Sorgen und ohne Unglücksfälle.

Also war sie glücklich.

Ueber ihre Jugend und ihr Vergehen, welches sie hierher gebracht, hatte ich sie niemals befragen wollen. Meine ganze Ruhe gründete sich also auf meine Unwissenheit. Uebrigens gingen ihre vertraulichen Mittheilungen nie über die Erinnerungen aus ihrem Geburtsorte hinaus. Ich wußte, daß sie ihrer zahlreichen Familie wegen, gezwungen gewesen war, zu Dijon in Dienst zu treten. Was weiter geschehen, blieb mir unbekannt. Sie sprach niemals über ihren Aufenthalt in der Stadt und ich bin von Natur ein neugieriger Frager. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich auch aus Gründen nicht fragte, um mein häusliches Glück nicht zu stören.

Der Aufenthaltsort einer Familie ist immer eine gesegnete Stätte! Es fehlte jedoch, was unser Glück zu einem vollständigen gemacht hätte: ein Kind!

Ich zweifelte nicht, daß uns auch dieser Segen zu Theil werden würde. Ich hatte schon eine kleine Wiege angefertigt und eine Ecke dafür bestimmt, wo sein Gesicht gegen die zu grellen Sonnenstrahlen geschützt war. Diese Aufmerksamkeiten, wofür ich von Martine besonderen Dank erwartete, ließen sie gleichgültig und schienen sie zuweilen beinahe zu erschrecken.

Sie folgte allen meinen Bewegungen mit ihren hellen klaren Augen, aber ohne mich mit einem freundlichen Worte zu ermuthigen. Zuweilen legte sich ihre gewölbte Stirne in Falten und wenn ich mich über den Gedanken beunruhigte, der

sie nachdenkend machte, so kam sie zu mir und sagte mit ihrer wohltönenden Stimme:

— Es ist nichts. Du bist ja immer so gut, mein Peter und ich liebe Dich.

Ich fing an zu nageln, zu hobeln, zu stäuben und zu fegen, bis mir die Arme niedersanken. Dann reichte sie mir ein kleines Glas Manok-Branntwein und küßte mich in einer Art und Weise, als wolle sie mich um Verzeihung bitten.

Verzeihung? wofür? warum?

Ich drängte sie nicht zu Enthüllungen, wie ich schon öfter bemerkt habe.

Es genügte aber nicht, nur das Nest für den erwarteten und so sehr erwünschten Engel zu bereiten; ich mußte ihn auch zum freien Bürger machen.

Wie überall, so verschafft man sich auch in Cayenne durch Vermögen große Freiheiten. Daher wollte ich reich werden.

Martine, welcher ich meine Pläne mittheilte, antwortete mit ihrem gewöhnlichen Lächeln:

— Wozu soll das dienen?

Ich merkte, daß diese unstäte und doch so hartnäckige Natur im Grunde der Seele eine unheilbare Wunde barg. Trauerte sie über die Vergangenheit? Man mußte es glauben. Die Zukunft hatte in der That nur Beruhigendes für uns, denn ich verdiente als Maurer täglich meinen reichen Lohn.

Zwei Meilen ungefähr von St. Laurent und nicht weit vom Ocean hatte die Verwaltung mir zwei Hectaren lehmigen Landes vermiethet, worauf ich die Baumwollenzucht nicht ohne Erfolg betrieb.

Ich hatte Geld und war nicht mehr gleichgültig dafür, denn es gewährte uns viele Annehmlichkeiten und einen gewissen

Wohlstand. Unsere Möbel bestanden aus Mahagoniholz, wie bei wohlhabenden Bürgern, nur waren sie mit der Hippe gemeißelt und ohne Anstrich, welchen letzteren ich als einen zu großen Luxus betrachtete, als daß ich jemals daran gedacht hätte. Von einem Seemann hatte ich gegen ein halbes Dutzend Kannen Maniok-Branntwein einen Spiegel eingetauscht, worüber Martine sich mehr als gewöhnlich zu freuen schien.

Eines Morgens stand sie mit hübsch gerötheten Wangen auf, zog mich in eine Zimmerecke und küßte mich mit einer Zärtlichkeit, wie ich sie noch nie wahrgenommen hatte.

Ich ahnte ein großes Ereigniß.

Sie barg den Kopf an meiner Brust, den ich zwischen meine Hände nahm und wieder aufrichtete um ihr den Kuß auf die Stirne zurückzugeben. Da wurde sie plötzlich bleich wie eine Todte und ich mußte sie halten, um sie auf einen Stuhl niederzulassen.

— Peter! brachte sie mühsam hervor.

Da hielt sie ein, denn die Stimme versagte ihr.

— Fasse Dich, Martine, Du kannst mir später mittheilen, was Du auf dem Herzen hast.

Sie erhob sich und zwei große Thränen — ich sehe sie noch heute — rollten unter ihren starken Augenwimpern hervor.

— Peter, wir haben ein Kind!

Bei diesen Worten sank sie bleicher als zuvor und fast ohne Leben auf den Stuhl zurück.

XXII.

Pierrette — Cäcilie.

Die Freude erfüllte in dem Grade mein Herz, daß ich alles Uebrige vergaß. Ich bekam Lust zu tanzen! Wie, ich sollte Vater werden! Und endlich den Segen empfinden, welchen so ein kleines Wesen ins Haus bringt; ein Wesen das mir gehört! — Mir allein? Nein uns beiden.

Martine blieb noch immer zusammengesunken mit erloschenen Augen.

Ich kniete zu ihren Füßen nieder, legte mein Gesicht in ihre Hände und ohne zu wissen warum, fing ich an zu weinen.

Sie richtete sich erschrocken empor und sagte:

— Du wirst es von ganzer Seele lieben, Du wirst es gegen Alle vertheidigen, nicht wahr?

— Kannst Du das noch fragen, Martine?

Sie heftete einen Blick mit erregtem Ausdruck auf mich:

— Gegen Alle!

— Fasse Dich! Die Freude macht Dich thöricht.

— Das mag sein! Aber antworte mir: Gegen Alle!

Ich mußte gehorchen und, sie scharf in die Augen blickend, sagte ich fest und entschlossen:

— Ja, gegen Alle!

— Nun bin ich zufrieden, jetzt fühle ich mich stark! Laß uns frühstücken, mein Peter, und dann schnell zu unserm Geschäft damit wir diesem kleinen Taugenichts, welcher uns Thränen entlockt, ehe wir ihn kennen, eine schöne Taufe be-

reiten. Nun habe ich Muth, sei unbesorgt. Und wie werden wir ihn nennen?

— Cäcilie, wenn es ein Mädchen ist.

— Und Martin, wenn es ein Knabe ist.

Sie klatschte in die Hände, wie ein kleines Mädchen von zwölf Jahren, welches die erste Prämie bekommen hat und ihre Schulferien antritt.

O, welch glücklicher Tag!

Sie wurde Pierrette-Cäcilie genannt, denn Gott schenkte mir die Freude, daß es ein Mädchen war. Es ist viel inniger ein kleines Mädchen zu hätscheln, nicht wahr? Als ich den ersten Schrei des armen zarten Wesens hörte, waren mir die Thränen nahe. Zart, nein! Sie war im Gegentheil dick und stark und wohlgestaltet; überall Grübchen, wo wir Nägel haben. Ein wahrer Engel war sie!

Die entkräftete Mutter, bleich, wie weißes Wachs, beobachtete alle meine Liebkosungen unter dem Schatten ihrer großen niedergeschlagenen Wimpern. Ach welche Dankbarkeit und welche heilige Liebe zur Frau beherrscht uns und erfüllt unser ganzes Innere in solchen Stunden.

Sie war von einer kräftigen Natur, die fähig in ihren Mutterpflichten sich ganz zu erschöpfen, jedoch mit neuen Kräften sich erhebt, um den Neugeborenen zu erziehen.

Ich bemerkte bei ihr die frühere melanchonif he Stimmung nicht mehr, wenn sie mit dem kleinen Wesen umging.

Sie hatte für das Kind eine beständige Sorgfalt und eine bewunderungswürdige Geduld, und ich versichere Sie, daß wenn sie den Säugling an ihre volle, von blauen Adern durchzogene Brust, von der Farbe ihrer Augen, legte, so würden vor dieser Gruppe die leichtfertigen Pariser auf beide Kniee gefallen sein.

Immer und überall ihre Augen! — Die Ausdauer, und ich weiß nicht welche Kraft in der Ausübung ihrer mütterlichen Functionen, verursachten mir innere Bewegung, und flößten mir achtungsvolle Bewunderung ein.

Die Woche der Niederkunft war kaum zu Ende, als sie schon auf und thätig war, als ob nichts vorgefallen wäre.

Sie empfing die Besuche der Klosterschwestern und des Kaplans; es war viel die Rede von der Taufe: es war natürlich, daß man meine Tochter zur Christin machte. Ich dachte nicht einmal daran. Man kann in dem Uebermaß des Glücks, welches ich empfand, nicht an alles denken.

Beinahe hätte ich ganz naiv und natürlich, ohne es zu wollen, die Komödie unserer Nachbarn, der Neger, gespielt, die sie jedesmal aufführen, wenn ihre Frau die Familie vermehrt.

Sie legen sich der Länge nach in das einzige Bett der Hütte und stoßen Seufzer aus, daß Felsen dadurch erweicht werden könnten. Die Mutter ist dann schon zum Fluß gegangen, wo sie die neue kleine schwarzbraune Haut gehörig wäscht. Bei ihrer Rückkehr fährt der Familienvater fort zu seufzen, daß es wiederhallt. Wenn ein Fremder zufällig dazu kommt, der ihre Gebräuche nicht kennt und sie befragt, was das zu bedeuten habe, so antworten sie mit den krampfhaften Bewegungen eines Besessenen:

— Ich habe ein Kind!

Wir sind sehr weit von der Taufe, welche die Hauptfrage war, abgekommen.

Ein Unterlieutenant der Garnison erbot sich Pathe zu werden. Man kann sich denken, mit welcher Bereitwilligkeit wir darauf eingingen und dem gefälligen Offizier dafür dankten. Er bewarb sich um die Gunst der Tochter eines sehr

reichen und angesehenen Holzhändlers. Das junge Mädchen war keineswegs unempfänglich für den verführerischen Glanz der goldenen Epauletts.

Es gehört zum guten Ton in Guyana den Deportirten behülflich zu sein, sie in ihrer eigenen Achtung zu heben. Es ist keine Seltenheit, daß ein reicher Millionair das Kind eines Paares von Verurtheilten aus der Taufe hebt. Das geschieht um sich bei der Verwaltung beliebt zu machen und ein gutes Beispiel zu geben.

Die kleine Person war also hocherfreut über den Vorschlag des eleganten Militär. Die Mutter schätzte sich glücklich, ihre Hütte von so vornehmen Leuten beehrt zu sehen. In der Kirche war man sehr ernst und beobachtete alle Regeln des Anstandes.

Der Kaplan glaubte der hohen Pathen wegen eine Rede halten zu müssen. Pierrette, wie eine Marquise angezogen, — denn ihre Pathin hatte nichts gespart, — schien das Latein des Herrn Pfarrers nicht zu gefallen; sie begleitete die Ermahnungen des frommen Mannes mit durchdringendem Geschrei, daß die Kirche davon wiederhallte. Als ihr das Salz auf die Lippen gelegt wurde, streckte sie unehrerbietiger Weise die Zunge aus.

Der Pathe hatte sich seiner Seits mit verschiedenen Flaschen Bordeaux- und Burgunder-Wein versehen. Man hielt ein heiteres Mittagsmahl. Martine waren die vorzüglichen Gewächse ihres Geburtslandes nicht unwillkommen und ich stieß mit Jedermann an. Man trank so stark, daß das Fräulein versicherte, eine Taufe sei ein sehr angenehmer Genuß, worauf der Unterlieutenant mit einer Artigkeit antwortete, die ich nicht hörte, worüber sie aber erröthete.

Wir mußten uns indessen endlich trennen, was jedoch erst

nach vielfältigen Betheuerungen gegenseitiger Freundschaft geschah.

Ich habe weder den Pathen noch die Pathin jemals wiedergesehen und weiß nicht, ob sie die wohlgemeinten Rathschläge unseres würdigen Kaplans befolgt haben.

Bei Tagesanbruch erwachte ich mit schwerem Kopfe. Pierrette ruhte in gesundem Schlafe in ihrer Wiege. Lange, sehr lange betrachtete ich sie. — Nichts in der Welt hat eine solche Beredsamkeit, als die lieben kleinen Lippen, welche noch nie gesprochen haben. Während dieser Betrachtung gewann ich meine ganze Kaltblütigkeit wieder.

Das Leben hatte weiter keine Augenblicke mehr, noch Begebenheiten, welche in unserm regelmäßigen und beständigen Glücke eine Aenderung hervorgebracht hätten.

Die Monate vergingen und das Kind wurde immer schöner. Martine, welche des Morgens die erste auf und des Abends die letzte zu Bett war, hielt ihr kleines Königreich in Bezug auf Reinlichkeit und Sparsamkeit in der besten Ordnung. Das erste Lächeln der Kleinen veranlaßte unendliche Besprechungen. Lachte sie auf diese Weise, so bedeutete dies, daß sie trinken wollte, ein anderes, ausdrucvolleres Lachen besagte, daß sie ihr Bettchen verlassen und von mir auf den Armen getragen werden wollte und da gab es noch viele verschiedene Arten des Lächelns, die man deuten konnte, wie man wollte.

Alle diese Einzelheiten der ersten Jahre, diese kleinen täglich wiederkehrenden Umstände und Anforderungen lassen einen tiefen Eindruck in dem Herzen der Eltern zurück, welche keine andere Sorge, keinen andern Ehrgeiz, keine andere Zerstreuung in ihrem Wirkungskreise haben, als die Wiege des Kindes.

Im Anfange des elften Monats erklärte Pierrette, daß sie allein gehen wolle. Sie erklärte es zuerst durch den offenkundi-

gen Beweis der Thatsache. Auf ihren kurzen dicken Beinchen, worin man weder Knochen noch die Gliedmaßen wahrnahm, lief sie tapfer durch das Zimmer. Es kam allerdings vor, daß der Mittelpunkt schwerer als der Kopf, das Uebergewicht bekam. Das brachte sie aber nicht im Geringsten in Verlegenheit, vielmehr schien sie hoch erfreut, ohne viele Mühe zum Sitzen gelangt zu sein. Die große Freude dauerte wie gewöhnlich nicht lange.

Diese kleinen unruhigen und neugierigen Wesen können nicht lange an einer Stelle bleiben. Sie schrie, damit man sie wieder auf den Weg bringen sollte. Wenn sie ordentlich geschrieen hatte und sah, daß man sie nicht hörte, so zog sie sich mit Hülfe der Arme aus der Verlegenheit, welche sie als ein zweites Paar Beine benutzte. So ging sie auf allen Vieren von dannen, und wetteiferte mit einer großen Schildkröte, welche wiederkäuend im Zimmer umherkroch. Die Kleine strengte sich mehr an, aber das Schalthier besaß keine große Eigenliebe.

Martine und ich, wir waren von der Thorheit aller Eltern geplagt. Wir wünschten, daß unsere Tochter reich werden und einen Mann aus den höheren Ständen heirathen möchte; ferner daß sie niemals erführe, welche Entbehrungen und Qualen wir ertragen hatten, um ihr ein besseres Schicksal zu bereiten.

Ich ließ mich in meiner Thätigkeit durch nichts schrecken. Ich pachtete Ländereien, miethete Holzschläge und Fischereien. Ich kaufte, verkaufte, machte aus Allem Geld nnd der Schatz mehrte sich zur großen Freude Martine's, die jedoch weder geldgierig noch prachtliebend war. Aber welchen Muth schöpften wir alle Morgen aus den gegenseitig ausgesprochenen Worten:

— Das ist für unser Kind!

Verschiedene Male hatte ich dessen ungeachtet meine Frau gedankenvoll und fast trübe angetroffen.

Wenn ich sie über diese plötzliche Traurigkeit befragte, so

wandte sie den Kopf ab ohne zu antworten, und wenn ich zuweilen weiter in sie drang, so brach sie in Schluchzen aus.

Ich tröstete sie so gut ich konnte, aber sie behielt ihre Gedanken für sich allein. Wenn ich mich über ihren Kummer kränkte, so pflegte sie meinen Kopf zwischen ihre guten kräftigen arbeitsamen Hände zu nehmen und zu sagen:

— Laß Dich durch mich nicht irre machen. Ich bin thöricht! Ich fürchte, wir sind zu glücklich.

Wir waren wirklich zu glücklich.

XXIII.

Schreckliche Enthüllung.

Die vervielfältigten Beschäftigungen, welche immer den ganzen Tag meine Abwesenheit von Hause erforderten und sich fast stets als erfolgreich bewiesen, verschafften mir bei meiner Rückkehr manche vergnügte Abende als Belohnung. In der Regel machten wir Pläne und gaben uns heißen Wünschen für das zukünftige Glück unseres Kindes hin.

Alsdann nahm ich meine Frau am Arm, führte sie zur Wiege und machte sie auf die zarten und anmuthigen Züge und die blendende Frische des kleinen schlafenden Mädchens aufmerksam. Nichts entging mir. Die blonden in's bräunlich übergehenden Haare, wie sie die Mutter hatte, die dichter werdenden Augenwimpern, die rosigen sich ausbildenden Nägel bewunderten wir nacheinander. Alles sah ich, und von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde verfolgte ich die Entwickelung des lieblichen Wesens.

Martine dankte mir für meine Bewunderungen durch einen sanften Händedruck; aber ich fühlte, daß sie nicht so eingenommen war von der lieblichen Anmuth des Kindes, wie ich. Sie war strenger als ich und überließ sich nie ganz den ersten Empfindungen. Kurz, sie war treu, wachsam, aufmerksam, überhaupt eine Hausfrau. Pierrette wurde erzogen und gepflegt wie eine kleine Prinzessin und ihre große Lebhaftigkeit verbreitete Frohsinn im ganzen Hause.

— Gott weiß, was uns nützlich ist, dachte ich und schlief über meine Zukunft beruhigt ein. —

Wir waren in der Saatzeit und die Vermehrung meiner Aecker hatte meinen gewöhnlichen Vorrath an Korn bald erschöpft.

Die Kaufleute in St. Laurent hielten das Korn theuer, weil sie keine Concurrenz zu fürchten hatten; man mußte also auf ihre Forderungen eingehen. Ich erhielt die Erlaubniß, mich nach dem Dorfe Hatt zu begeben, wo die Indianer, die weniger erfahren als unsere Landsleute waren, die Erzeugnisse ihrer Ländereien billiger abgaben. Sie lassen um so leichter einen Handel mit sich abschließen, da die Bebauung des Landes ihnen keine großen Anstrengungen verursacht. Der Erdboden liefert ihnen die Früchte und sie brauchen sie nur einzuerndten. Jede Arbeit scheint ihnen mit der Würde des Menschen unverträglich. Es ist eine sehr beschwerliche Reise von St. Laurent zu den Indianern, besonders auf dem Rückwege. Zu Lande könnte man unmöglich daran denken. Weite Strecken sumpfigen Bodens, der beständig unter den Füßen nachgiebt, undurchdringliche Dickichte von Strauchwerk und große Landseen bilden unüberwindliche Hindernisse. Wir fuhren in einer kleinen Barke, die uns der Beichtgeistliche geliehen hatte, den Fluß hinab.

Ein Aufseher begleitete uns, — denn wir waren sechs bis sieben, welche zusammen reisten, — alle halbe Stunden lösten

wir uns im Rudern ab. Man rechnet von dem Strafort bis zum Dorfe Hatt zwanzig Meilen. Bei der Hinfahrt legten wir in einer Stunde sieben Meilen zurück.

Nach unserer Landung am Bestimmungsort setzte sich der Aufseher, der uns nur der Form wegen begleitete, ins erste Wirthshaus und gab uns vier Stunden Zeit, unsere Geschäfte zu besorgen. Solche Erlaubniß wird nur an verheirathete und ansässige Sträflinge ertheilt, die durch persönliche Interessen an die Colonie gebunden sind, so daß ihr Entweichen nicht zu befürchten ist.

Ich hatte leicht gefunden, was ich suchte und zwar zum billigen Preise. Vor Ablauf von zwei Stunden meldete ich mich mit Säcken wie ein Lastthier beladen, bei dem Aufseher zurück, der sich die Langeweile des Wartens mit dem Schlürfen von Manioc-Branntwein vertrieb. Bei jeder Rückkehr eines Gefährten wurde getrunken. Meinen Pflichten als solider Hausvater eingedenk, erdachte ich einen Vorwand, um mich dem zu häufigen Genuß des starken Getränkes zu entziehen. Ich beurlaubte mich bei der Gesellschaft, indem ich vorgab, für meine kleine Tochter einige Näschereien kaufen zu wollen.

— Geht, Mama Surypère, sagte der Aufseher mit so lautem Lachen, daß die Fenster zitterten.

An den Ufern des Maroni wie überall in Cayenne ist der Manioc beim Kochen und Backen unentbehrlich. Für Pierrette war mir nichts zu theuer: ich kaufte Pfefferkuchen, Waffeln und allerhand Backwerk, bis ich eine ganze Ladung davon hatte. Als der Augenblick des Einpackens kam, gerieth ich in große Verlegenheit; die gewöhnlichen Papiertaschen reichten nicht aus; man suchte in allen Ecken des Hauses nach Papier.

Endlich fand sich ein Paket Zeitungen, das vor vielen Jahren ein Matrose mit dem Bemerken zurückgelassen hatte, dasselbe bei

der ersten Gelegenheit abholen zu wollen. Man war nicht sparsam mit den Umhüllungen, da das Material nichts kostete. Mein neuer Waarenballen hatte einen bedeutenden Umfang und war stark und fest verpackt. Ich nahm ihn auf die Schulter und eilte nach dem Wirthshause, unserm Versammlungsort. Dieses glich einem Keller, wo man bei Tage Licht anstecken mußte, um sich zu erkennen.

Dort fand ich eine schöne Verwirrung und Unordnung. Obgleich ich darauf aufmerksam machte, daß die Zeit vergehe und die Nacht plötzlich einbrechen werde; und es keine leichte Sache sei, zwischen Felsen und Sträuchern den Fluß hinaufzufahren, der allgemeine Wunsch war, daß man sich die Lungen anfeuchten müsse.

Des Zauderns müde, setzte ich mich unter eine Kienfackel in eine Ecke des Zimmers, nachdem ich meine Waaren in meiner Nähe zusammengelegt hatte. Das Paket mit dem Backwerk aber ließ ich nicht aus den Augen: es lag vor mir auf dem Tische, so daß ich es bequem sehen konnte.

Meine Augen fielen gedankenlos auf die gedruckten Buchstaben. Ich las ohne zu wissen was: Anzeigen über verbesserten Senf, vortreffliche Chokolade u. s. w. Aus Ungeduld über den Lärm um mich her und die dadurch entstehende Verzögerung unserer Rückreise wandte ich das Paket um und fuhr fort zu lesen. In großen weitläufig gedruckten Buchstaben fiel mir eine Ueberschrift in die Augen:

Assisenhof zu Dijon.

Prozeß gegen Martine Ferrand. — Mord von drei Kindern. — Unerhörte Thatsachen.

Ich fühlte alles Blut ungestüm nach dem Herzen zurückfließen. Ich hatte jedoch die Kraft, meine Aufregung zu unterdrücken. Ach! welch eine furchtbare Strafe!

Die Frau, die ich mit Hochachtung und Verehrung behandelt hatte, war ein verabscheuungswürdiges Wesen; nicht eins jener Ungeheuer, die entschlossen zum Verbrechen, als einem Werke der Rache, schreiten, nein, ein Ungeheuer von Schlechtigkeit, Verstellung, Heuchelei und Feigheit. Sie hatte die schlimmsten Qualen der Grausamkeit erdacht, dieselben an vertheidigungslosen, ihrer Pflege anvertrauten Wesen auszuüben und diese Foltern langsam, nach und nach ausgeführt, um sich an den Leiden der Unschuldigen und an ihrem langen Todeskampfe zu weiden. Sie stach ihnen am ersten Tage ein Messer einen halben Zoll tief in den Hals, am zweiten Tage einen Zoll, dann zwei, dann drei Zoll und endlich die ganze Klinge in den Hals. Die Unglücklichen konnten noch nicht sprechen. Sie vermochten nicht, sich zu beklagen, sie starben! Drei Mal führte sie diese Grausamkeit in drei verschiedenen Familien aus, sage d r e i M a l ! . . . . Das war ein unerhörter Wahnsinn.

Den schrecklichen Sturm von furchtbaren Gedanken, die sich in meinem Gehirn kreuzten, wird Niemand erfahren — ich weiß sie selbst nicht mehr. Ich mußte Luft haben. — Ich war dem Ersticken nahe. — Glücklicher Weise erinnerte sich unser Aufseher, daß er bei der Controle zu Hause sein mußte. Er stand auf und rief mit einer Stentor-Stimme: — Aufgebrochen, schlechte Gesellschaft! Es ist nun genug für einen Tag.

Die kleine an militärischen Gehorsam gewöhnte Truppe stellte sich in ziemlicher Ordnung auf und setzte sich nach dem Einschiffungsorte in Bewegung.

Es wurde Nacht, dichte Finsterniß und starker Nebel trat ein. Es war vollständig windstille und unmöglich zu segeln. Ich bemächtigte mich des Steuerruders und richtete das Boot auf die Mitte des Flusses, um ruhiger sein zu können. Die Ungeduld verzehrte mich und doch wagte ich nicht, mit aller Kraft

zu rudern, denn es waren Klippen zu vermeiden und ich kannte den Weg nicht, da ich ihn erst ein oder zwei Mal gemacht und niemals bei Nacht. Der Aufseher hatte die Functionen eines Schiffscapitains übernommen: er befahl die Bewegungen und ich gehorchte, so weit ich es vermochte. Nach Verlauf einer Stunde ich, daß fühlte alle meine Nerven erschlafften und ich fiel besinnungslos unter die Bank, auf welcher ich saß.

— Er kann den Branntwein nicht vertragen, sagte der Aufseher gleichgültig. Es müssen zwei Andere an seine Stelle — wir müssen eilen!

Meine Stelle wurde sofort durch Andere ersetzt und unter den Füßen meiner Nachfolger liegend, suchte ich meine finstern Gedanken zu verbannen. Zuweilen schien mir ein Hoffnungsstrahl zu leuchten, aber sofort zeigte sich mir wieder das schauervolle blutige Drama mit seinen verabscheuungswürdigen Handlungen!

Wir näherten uns St. Laurent. Die Abendglocken läuteten. Mitunter fiel ein heller Schein in die Straßen: die Schlagläden an den Häusern wurden geschlossen, deren Aneinanderschlagen man deutlich vernahm. Einzelne Fenster blieben erhellt. Es schien, daß das Abendgebet gehalten wurde. Die Barke war noch nicht gelandet, als ich hinaussprang und forteilte. . . .

Meine Cameraden riefen mir zu:

— He! Freund Pierrot, deine Pakete!

Ich hatte Alles vergessen und mußte umkehren. Man lud so viel als möglich auf mich und ich ging wieder fort, ohne daß ich daran dachte, Jemanden zu danken.

Endlich gelangte ich zu meiner kleinen Hofumzäunung. Dort war sie! Was machte sie jetzt, die Kindesmörderin? Und meine Tochter? meine Tochter!?

XXIV.

Mißtrauen.

Ich öffnete hastig die Thür und trat wie ein Rasender ins Zimmer.

Pierrette erwachte, streckte mir ihre dicken Aermchen entgegen und legte ihr Köpfchen wieder auf das Kissen.

Die Mutter strickte kleine wollene Strümpfe und wiegte mit dem Fuße.

Die widersprechendsten Gedanken kreuzten sich in meinem Kopfe. War dieses Geschöpf mit dem aufrichtigen und sanften Blick, welches ruhig und gelassen den Vater erwartet und an der Seite der schlafenden Tochter wacht, eine Missethäterin?

Sie ist es nicht! sie kann es nicht sein! sagte mir mein Gefühl. . . . .

Und doch war es ihr Name, den ich gelesen hatte! Ich wiederholte Sylbe für Sylbe: Martine Ferrand! Ich zählte die Buchstaben und wußte nicht, was ich denken und glauben sollte.

Ein tiefer Schlaf folgte diesen körperlichen Strapazen und geistigen Qualen. Bei dem ersten Schein der Morgenröthe stand ich auf, hütete mich jedoch, Jemand zu stören. Meine Frau schlief ruhig. Sicher konnten in dieser Brust, die so frei athmete, keine Gewissensbisse wüthen. Die Stirn zeigte nicht eine einzige Falte und der wohl gestaltete Körper verrieth nicht die mindeste Erregtheit. Wenn Ruhe und Frieden auf Erden vorhanden sind, so hatte ich sie jetzt vor Augen. Ich suchte mich zu fassen, aber ich mußte mir sagen:

— Sie ist ja doch verurtheilt worden?!

— Und da sagte mir mein gutes Gewissen, mit welchem Rechte hebst du den Schleier der Vergangenheit Anderer, da du selbst einst nicht davor zurückschrecktest, den Tod zu entweihen? All' mein Sträuben war vergebens, das Mißtrauen zerriß mir Herz und Seele, so sehr ich auch dem weitern Umsichgreifen widerstehen wollte. Meine Verurtheilung war nur durch mein Schweigen herbeigeführt, ein Ausnahme-Fall, der in den Assisensitzungen gewiß nicht oft vorkommt, dagegen dieser gedruckte Name, den ich hier vor mir hatte, war der ihrige. . . .

Ich zerriß den Bindfaden des Pakets und breitete das Blatt vollständig aus. Die Anklagepunkte, welche ich nicht im Zusammenhange gelesen hatte, waren furchtbar.

Martine schlief noch immer.

Ich hielt das unglückliche Blatt, welches mein Leben für immer untergraben hatte, an die Nachtlampe, worauf die Milch für's Kind warm erhalten wurde. Das Papier entzündete sich an einer Ecke, und das Feuer umzüngelte die Erzählung des Verbrechens wie Höllenflammen, ehe es sie verzehrte. Es war bald Alles verbrannt; ich behielt nur noch einen Fetzen des Randes zwischen meinen Fingern.

Einen Augenblick tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß nun Alles vorüber sei und dieses Stück verbranntes Papier alle meine Leiden verwischt habe, da der materielle Beweis der Umstände, die mich marterten, zerstört war.

Ich wollte mir einreden, daß Alles nur ein Traum gewesen, aus welchem ich übel erwacht sei! Vergebens, die Flamme hatte den wachsenden Keim des Zweifels keineswegs vernichtet. Wenn ich Zweifel sage, so geschieht es nur aus Rücksicht für das Gedächtniß der Unglücklichen, denn es war doch unmöglich, augenscheinliche Beweise zu verwerfen.

Acht Tage lang, — die mir mehr als ein Jahrhundert zu

sein schienen, war ich versucht, Martinen Alles zu offenbaren. Das wäre vielleicht das Vernünftigste und Beste gewesen, was ich thun konnte. Da ich jedoch bisher jede vertrauliche Mittheilung gemieden hatte, war ich jetzt nach längerer Zeit berechtigt, als Ankläger und Richter aufzutreten? Und was würde die Folge davon gewesen sein? Wahrscheinlich eine Trennung.

Wie sicher ich auch von ihrer Schuld überzeugt sein mochte, so konnte ich ihr ein gewisses Seelenvermögen, welches ich während unserer zweijährigen Ehe hunderte Mal Gelegenheit hatte, zu beobachten, nicht absprechen.

Vor der Verheirathung konnte sie sich meiner Verachtung aussetzen, aber würde sie jetzt für die ganze Dauer des Zusammenlebens das Haupt unter die Schande beugen? Ich glaubte sie zu kennen. Sie würde das eheliche Dach fliehen und sich lieber einer Verschärfung ihrer Strafe aussetzen, als das niederbeugende Gewicht meiner Gegenwart ertragen, die nur ein beständiger Vorwurf für sie sein konnte.

Und was sollte unter solchen Umständen aus Pierrette, der lieben Kleinen werden? Versteht ein Mann mit rauhen Händen, wie ich, ein so zartes feines Wesen zu behandeln?

Gott kam mir zu Hülfe. Er flößte mir von oben herab den einzigen stärkenden und tröstenden Gedanken ein, der mich aufrecht erhalten konnte: den Rettungs-Anker im Schiffbruch! Dieser Gedanke, der mich vor Selbstmord oder vorsätzlicher Tödtung bewahrte, war, daß Martine nicht schuldig sei. Es war zwar unläugbar, daß sie das Verbrechen begangen hatte, ja, sie hatte es sogar drei Mal begangen; aber sie hatte unter dem unwiderstehlichen Einflusse der verhängnißvollen Gewalt gehandelt, welche die mit Krämpfen und epileptischen Zufällen behafteten Personen beherrscht. Sie war nicht schuldig, nein; das schien mir jetzt klar . . . Sie gehörte zu den Menschen, die unsere Dorfgeistlichen als zeitweise

Besessene bezeichnen. Sie war eine Kranke, die geheilt werden mußte, eine durch Treue und Liebe zu stärkende Seele; eine Kur, zu deren Durchführung ich mich stark genug fühlte.

Meine Ueberzeugung stand fest, weil sie mir zum Trost diente.

Mein Entschluß war sogleich gefaßt. Ich hatte von jetzt an zwei Kinder anstatt eins, und ich opferte mich diesen beiden Geschöpfen. Nach diesem Beschluß fühlte ich ein inneres Wohlbehagen, wie ich es bisher noch nie empfunden hatte. Ich war stark, entschieden und zu Allem bereit. Ich hatte indeß nicht die Kraft, die ganze Woche hindurch, den unausgesetzten Kampf meiner Vernunft gegen mein Herz zu verbergen.

Martine bemerkte meine schwankenden Schritte und mein verwirrtes Aussehen. Sie sprach mir Trost zu und suchte meinen Kummer zu theilen; da ich aber hartnäckig schwieg, so fürchtete sie, zudringlich zu erscheinen und befragte mich nicht mehr. Ich war mit verschiedenen Garten- und Feldarbeiten eifrig beschäftigt, als mir der Gedanke der Milde und Verzeihung plötzlich kam.

Ich ließ Harke und Schaufel im Felde und eilte wie ein Neuvermählter, der die erste Quadrille zu verfehlen fürchtet, nach Hause. Ich lüftete den leinenen Vorhang, den ich vor dem Fenster angebracht hatte, um Pierrette gegen die zu heißen Sonnenstrahlen zu schützen; das Kind saß in der Mitte des Zimmers mit der Haltung einer kleinen Präsidentin und wickelte, mit den Beinen in der Luft, eine hölzerne Puppe, welche ich ihr mit dem Gartenmesser geschnitzt hatte. Martine machte auf ihrem Holzstuhle, von einem durch das auf der entgegengesetzten Seite befindliche Fenster eindringenden Sonnenstrahl beleuchtet, den Eindruck einer mit einer Strahlenkrone gezierten Heiligen.

Nein, das Verbrechen wohnte nicht in meinem Hause. Diese segensreiche Ruhe, diese Andacht und diese erhabene Anmuth der

Ordnung und Arbeitssamkeit konnten mit den schlechten Beschuldigungen nichts gemein haben. Ich trat auf den Fußspitzen ein.

Ich schlich leise bis zur Kleinen, die mit dem Anzuge ihrer Puppe beschäftigt, mich nicht bemerkte. Als sie den Kopf umwandte und mich erblickte, schrie sie freudig auf, trippelte mit den Füßen und klaschte mit den Händchen. Martine erröthete und gleich darauf erbleichte sie. Dieses Zeichen einer sehr lebhaften Empfindlichkeit hatte ich schon öfter wahrgenommen.

— Ich erwartete Dich erst in der Abenddämmerung, sagte sie, indem sie mir ihre Stirn hinhielt... Du hattest Dein Mittagbrod mitgenommen!

— Nicht das Mittagbrod hat mich hierher geführt, sondern das Verlangen, das mich ergriffen hat, Euch Beide zu umarmen und Euch eine kleine Ueberraschung zu bereiten. Unterwegs sind mir allerlei schlechte Gedanken eingefallen. Zum Beispiel, daß die Luft milde und der Fußpfad längs des Flusses mit frischem Sande bestreut ist. Die Eichhörnchen machen fröhliche Sprünge und die Vögel singen ihre heitere Liedchen. Laß uns diesen schönen Nachmittag benutzen, einen Spaziergang zu machen. Die Jahreszeit wird deren kein Dutzend mehr bieten. Wohlan, schnell angezogen und den linken Fuß voran!

An diesem ganzen herrlichen Tage glaubte ich mich in die zwanziger Jahre zurückversetzt. Es ist so schön, einen uns unvermuthet eingegebenen Gedanken augenblicklich auszuführen. Bei jedem Schritte gab es freundschaftliche Streitigkeiten darüber, wer die Kleine tragen sollte. Wenn wir ein Insekt oder ein Blümchen fanden, so suchte einer dem andern beim Aufheben des Thierchens oder im Pflücken des Blümchens zuvorzukommen. Das ganze Glück des Menschen besteht ja in solchen kleinlichen Dingen. Zum ersten Mal sah ich meine Frau wahrhaft heiter ver-

traulich und mittheilend. Wie glücklich schätzte ich mich, auf diesen Gedanken der Milde gekommen zu sein.

Wir kehrten am Abend in unsere Behausung zurück. Auf dem Heimwege gingen wir langsam und etwas schwerfällig, da wir jene gutartige Ermüdung fühlten, die den Körper zur Ruhe geneigt macht und der Seele Flügel verleiht. Pierrette schlief in den Armen der Mutter. In so angenehmer milder Luft, im herrlichsten Blumen- und Kräuter-Duft an der Seite einer liebenden Gattin mit einem geliebten Kinde zu wandeln, war der höchste Genuß für mich. Es war der glücklichste Tag meines Lebens!

Solche seeligen Stunden sollten mir nimmer wiederkehren.

Die kalte Jahreszeit mit ihren Stürmen und Orkanen war eingetreten. Ich hatte unser Häuschen gegen die Kälte gut versorgt, im Kamine brannte ein helles prasselndes Feuer und so waren meine beiden Kinder wohl geschützt und gepflegt in der friedlichen Hütte. Meine Arbeiten riefen mich auch selbst bei der rauhen Witterung hinaus auf's Feld. Es mußte für die Frühjahrsernbte gesorgt werden, denn wir erndteten jährlich zwei Mal. Ich hatte zwar sechs starke und breitschulterige Männer als Arbeiter, aber diese liebten die Anstrengungen nicht und erforderten daher beständige Aufsicht. Meine Pflanzen wuchsen indessen in erfreulichster Weise und die Saaten keimten herrlich empor, so daß ich schon im Voraus unsern Gewinn im April berechnen konnte.

Der so sehr herbeigewünschte April stellte sich rechtzeitig ein, brachte aber das schreckliche Fieber mit, welches zeitweise in Guyana herrscht.

XXV.

Die Epidemie.

Alle fünf Jahre, versichern die alten Leute, erscheint das Fieber. Wenn es während einer Periode von zwanzig Jahren ausgeblieben, soholt es dieses wieder ein, indem es auf einen Zeitraum von vier aufeinander folgenden Jahren sich niederläßt.

Auf der ganzen Colonie hörte man nichts als Klagen und Jammern. Das geringste Leibweh wurde gleich für die todtbringende Cholera gehalten. Der Arzt der Strafanstalt und seine beiden Assistenten hatten vollauf zu thun. Die alten Weiber zogen die von den indianischen Zauberern gebrauten Heiltränke allen Arzneien vor; sie tranken das Zeug unter den fürchterlichsten Grimassen, glaubten aber an die Unfehlbarkeit des Mittels und der Glaube hilft schon in den meisten Fällen.

In St. Laurent war die Sterblichkeit nicht so groß; jedoch waren die Gerüchte, welche von Hatt und der Hauptstadt her zu uns drangen, sehr beunruhigend.

Das Klima der Guyana, besonders aber der französischen Guyana, ist durchaus nicht so ungesund, als die zur Zeit der ersten französischen Revolution dahin Deportirten es geschildert haben. Es gibt Mittel genug, sich gegen die rasche Veränderung der Temperatur zu schützen. Sehr häufig folgt auf ein wochenandauerndes, unausgesetztes Regenwetter plötzlich ein heißer Tag. Solcher Temperatur-Wechsel kann die entgegengesetztesten Krankheitserscheinungen, als Lungenentzündung und Sonnenstiche hervorrufen. Man hat aber seit mehr als zehn Jahren alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, die Bevölkerung gegen diesen Feind zu schützen.

In der Strafanstalt von St. Louis, welche drei Stunden von uns entfernt liegt, waren bereits einige Krankheitsfälle angemeldet. Unsere Aerzte eilten rasch dahin und bei ihrer Rückkehr zeigten ihre Gesichter nichts weniger als beruhigende Zuversicht.

Der Frühling begann prachtvoll; einige Wochen dauerte das schöne, milde Wetter schon, und man konnte sich der Hoffnung hingeben, wenn diese Temperatur eine anhaltende blieb, daß die letzten Spuren der fürchterlichen Krankheit bald verschwinden würden.

In dem Krankenhaus für Frauen war bis jetzt nur ein Fall vorgekommen. Es war eine alte, siebzigjährige Frau aus der Bretagne, die zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt und schon zwanzig Jahre in der Colonie wohnte. Als Martine noch im Kloster war, hatte sie sich ihr mit besonderer Zuneigung angeschlossen und beim Herannahen des Todes den Wunsch ausgedrückt, meine Frau möchte ihr die Augen schließen.

Diese Bitte konnte man der sterbenden Frau nicht abschlagen. Ein Assistenz-Arzt gab meiner Frau alle möglichen Vorsichtsmaßregeln, nach welchen sie uns versprach, sich genau zu richten. Trotzdem mich dieser Besuch mit düstern Ahnungen erfüllte, konnte ich den Bitten meiner Frau nicht widerstehen. Sie sah es als eine heilige Pflicht an, dem Wunsche einer Sterbenden nachzukommen. Ich wollte sie begleiten . . . sie gab es nicht zu.

— Wer wird auf unser Kind Acht haben? sagte sie, indem sie mir durch Zeichen zu verstehen gab, ich möchte zurückbleiben.

Sie gab mir das Kind in meine Arme und lief fort, nachdem sie mir geschworen, nicht länger als eine Stunde auszubleiben.

Und wirklich ließ sie nicht länger auf sich warten. Die alte Frau hatte fünf Minuten nach dem Erscheinen meiner Frau den Geist aufgegeben. Es schien mir, als habe sie nur ihre Ankunft erwarten wollen, um aus dem Leben zu scheiden.

Martine war in einer schwermüthigen, traurigen Stimmung von diesem Todtenbette zurückgekehrt; die Liebkosungen der kleinen Pierrette vermochten sie zwar auf einige Augenblicke etwas aufzuheitern; allein sie verfiel immer wieder in diese düstere Stimmung, aus welcher sie sich den ganzen Tag über nicht mehr los zu machen vermochte.

Sie nahm ihre Tochter auf den Arm, drückte sie an ihre Brust, umarmte sie krampfhaft und, sie starr, mit verwirrten Augen anblickend, murmelte sie für sich:

— O, es ist etwas Schreckliches, der Tod!

Dann warf sie sich in einer Ecke des Zimmers auf die Knie und betete lange und inbrünstig für die arme, dahingegangene Seele; sie küßte andächtig einen Rosenkranz, den ihr die Verstorbene noch in der letzten Minute übergeben hatte; hierauf erhob sie sich sichtlich gestärkt und begann an der Wand eine Art kleiner Kapelle zu errichten mit verschiedenen Gegenständen, welche sie aus ihrer Tasche hervorzog.

Es war dies die Hinterlassenschaft der Alten: ein Rosenkranz von schwarzen Kugeln, ein Gebetbuch aus der Diocese von Quimper, in welchem einige roh gemalte Heiligenbilder steckten, ferner eines jener Messer von Holz, die sich durch eine höchst einfache Feder von selbst schließen und wie es alle Fischer der Bretagne, an einem Lederriemen gut befestigt, um den Hals gehängt zu tragen pflegen.

Es war Nacht geworden. Mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit bereitete Martine das Nachtmahl und stellte es auf den Tisch; wir setzten uns um denselben. So sehr wir, Martine und ich, uns auch bemühten, unsere düsteren Eindrücke los zu werden, so war es doch, als ob der schwarze Todesgedanke ausschließlich bei dieser Mahlzeit herrschte.

So verging der schwermuthsvolle Abend. Martine hatte

diese alte Frau kaum gekannt; sie wußte gar nichts von ihrem Leben, nichts von dem Verbrechen, das sie begangen, — aber sie konnte das Bild dieses von Todeszuckungen geschüttelten Hauptes nicht los werden, so wenig als jenen letzten verzweifelten Blick, womit eine Seele von hinnen geht, um die große Reise in das Jenseits anzutreten! Ich las so zu sagen alle Gedanken, die meine Frau bewegten, in ihren Zügen; ich fragte sie nicht, sondern achtete ihr Schweigen, und wir wechselten kein Wort.

Sie entkleidete sich langsam und streckte die Arme nach mir aus, indem sie sagte:

— Mir ist kalt!

Es schien weiter nichts als ein leichtes, vorübergehendes Unwohlsein, ihr Puls war regelmäßig, ihre Gesichtsfarbe unverändert, ihr Athem frisch; doch fühlte ich, wie sie zusammenschauerte.

Ich trug sie auf das Bett und sah, wie sie plötzlich, gleich einem kleinen, ermüdeten Kinde, ihre großen Augen schloß und einschlief.

Den andern Morgen erwachte sie beim Klange der Glocken. Sie war bleich und fieberte. Man läutete eben zur Todtenmesse der gestern verstorbenen Alten. Martine fuhr auf, als wollte sie aufstehen:

— Ich will zur Messe gehen, sagte sie mit Entschiedenheit; vielleicht wird Niemand außer mir dort sein, um für die arme Seele ein Ave zu beten.

Ich wollte sie zurückhalten, da ich sie so schwach sah, und die Witterung feucht und neblig war.

— Ich werde mich gut einhüllen, erwiderte sie mir; laß mich, mein lieber Peter, laß mich diesmal gewähren! Habe ich das Grab mit einigen Tropfen Weihwasser besprengt, so bin ich gleich wieder zurück und werde recht folgsam sein.

Und sie versuchte, mit ihrem bleichen Munde zu lächeln, um

mich zu beruhigen. Ich war tief bewegt und vom Schmerz ergriffen: eine traurige, trübe Ahnung durchzog mein Herz. Ich wollte sie wenigstens bis zur Thüre der Capelle begleiten.

— Es dauert nicht länger als eine halbe Stunde, sprach sie, indem sie von mir ging; man macht kurzen Proceß mit einem solch alten deportirten Weibe, wie meine Bretagnerin gewesen.

— Erhalte das Feuer, damit wir nach meiner Rückkehr warm frühstücken können. Ich komme sogleich wieder.

Sie kam nicht mehr. Man trug sie mir zurück.

Vor dem offenen Grabe stehend, hatte sie einen nervösen Anfall bekommen und war in dem Augenblicke, als man das Grab mit Weihwasser besprengte, ohnmächtig zusammengesunken. Man hatte schon den Arzt gerufen; derselbe trat hinter den Trägern herein.

— Schnell; kleidet sie aus! Schafft Wärme! gut! das Feuer brennt ganz famos . . . und nun Reibungen, sagte er, während er sie daliegen sah, so bleich und von Nervenkrämpfen geschüttelt.

Die Weiber, welche mitgekommen waren, erwärmten wollene Lappen am Feuer und rieben damit die Brust und den Magen der Kranken. Martine schlug die Augen auf und, da sie mich erblickte:

— Es wird nichts sein, lieber Peter, sagte sie, mir die Hand reichend, welche ich an meine Lippen führte und mit Thränen benetzte.

Die Frauen setzten ihre Frictionen eifrig fort. Der Arzt nahm mich bei Seite und befragte mich über die ersten Symptome der Krankheit. Ich berichtete ihm, was ich davon wußte, und das war eben nicht viel: den Gang meiner Frau nach dem Spital, das Fieber, welches sie von dort mitgebracht; ihr fester Entschluß, dem Begräbniß der Alten beizuwohnen.

— Aber diese Kardec — so hieß die Alte — ist dem epi-

demischen Fieber unterlegen. O Unglück! Ich hatte doch so strenge verboten, Jemanden zuzulassen.

Er trat wieder an das Bett meiner Frau, griff ihren Puls, öffnete die Augenlider, lauschte ihren Athemzügen . . . dann führte er mich wieder zur Seite, ferne genug, daß keiner der Anwesenden ihn hören konnte:

— Ihr seid ein Mann, Peter, und ich schulde Euch die Wahrheit. Euere Frau ist kräftig und stark gebaut, und wir werden der Krankheit Herr werden, ich bin davon überzeugt; allein man darf sie keinen Augenblick allein lassen. Ich will Euch die nöthigen Aufträge für die Apotheke geben und eine Wärterin aus dem Spital senden.

Noch hatte er nicht geendet, als Martine sich auf ihrem Lager erhob, von Fiebern geschüttelt, mit schäumenden Lippen, wild rollenden, glühenden Augen und die beiden Arme krampfhaft, gleich zwei eisernen Hebeln, vorwärts ausgestreckt; ein schrecklicher Anblick!

XXVI.

Die Krisis.

Ich näherte mich, um sie auf ihrem Lager zu halten.

— Lassen Sie das, — sagte der Arzt; — es ist gut, daß ihre Nerven sich abspannen und desto rascher erschlaffen; eben in den Zwischenräumen der Abspannung und Ermüdung können wir am erfolgreichsten von unsern Arzeneien Gebrauch machen. Die

Krisis dauerte fünf lange, lange Minuten. In ihrem Delirium wehrte sie sich gegen eingebildete Wesen, sprach von Gott und dem Jesuskindlein, bis sie endlich gleich einer gefühllosen Masse auf das Bett zurücksank.

Ein Krankenwärter kam und brachte aus der Apotheke die Arzneimittel.

Der Arzt brachte mit Mühe einen Löffel voll davon zwischen die fahlen Lippen der armen Martine.

Das Hinunterschlucken verursachte ihr große Schmerzen und fürchterliche Krämpfe hoben ihre Brust. Doch folgte nach dem Einnehmen der Medicin eine gänzliche Ermüdung. Der Arzt bedeutete durch Zeichen allen Neugierigen, das Zimmer zu verlassen und sagte, indem er sich an das Lager der Kranken setzte:

— Nun wollen wir abwarten!

Vierzehn Tage hindurch verursachte mir die Krankheit meiner armen Frau die unsäglichsten Qualen. Bald hoffend, bald verzweifelnd, in fortwährender Angst, ohne Ruhe noch Schlaf fühlte ich, wie meine eigenen Kräfte sich allmälig erschöpften.

Martine wurde von einem hitzigen Fieber ergriffen. Während des zeitweilig eintretenden Deliriums konnte man sie ein Lied singen hören, in welchem mein Name vorkam, ein Lied, das ich sie selbst in ihren heitersten Stunden nie hatte singen hören.

Es war dies eine Art burgundischen Rundgesanges, ein echtes Volkslied, in leicht sangbarer Weise; mit ziemlicher Bravour hatte sie die ersten vier Verse angestimmt. Als sie den fünften beginnen wollte, da stockte ihre Stimme plötzlich, ihre Lippen erblaßten und bedeckten sich mit Schaum. Sie verbarg ihr Gesicht unter den Decken und setzte ihren Gesang nur noch leise nach der Melodie eines geistlichen Liedes fort.

Nichts war schmerzlicher als dieser unerklärlich rasche Ueber-

gang von einer anfänglich so frohen Stimmung in die schwermüthig traurige Sangweise einer Todtenmesse.

Unser Arzt gab mir übrigens so viel Hoffnung, als seine Wissenschaft den Betrübten zu geben im Stande ist, welche, so wie ich damals, nur schwer zu trösten sind. Er verbürgte mir die Wiederherstellung dieses jetzt vom Fieber durchschauerten und von Krämpfen durchzuckten Leibes; doch wagte er es nicht, mir auch die Versicherung zu geben, daß ihre arg erschütterten Geisteskräfte gleichfalls wieder hergestellt würden.

Die alten und jungen Weiber der Nachbarschaft, alle theilnehmenden und neugierigen Gevatterinnen strömten herbei.

Jeden Abend versammelte sich diese Facultät ärztlicher Rathgeber in Winterröcken und Hauben in unserem Zimmer; jede suchte sich so nahe als möglich an das Bett der Kranken zu stellen.

Die Genesung ließ indessen lange auf sich warten und so groß auch mein Vertrauen auf unsern ausgezeichneten Doctor war, so lauschte ich doch mit der größten Aufmerksamkeit den Erzählungen und Schilderungen der vielen Wunderkuren, die ich jeden Abend zu hören bekam; so sehr sich auch meine Vernunft dagegen sträubte, meine Ungeduld, Martine geheilt zu sehen, war zu stark!

Nach diesen Erzählungen war ein Heilverfahren der Indianer nichtsdestoweniger ein Universalmittel. Es heilte unfehlbar das Wechselfieber, machte die Bisse der giftigsten Schlangen unschädlich und man behauptete sogar, daß man Beispiele davon habe, daß Gehangene dadurch zum Leben zurückgekehrt seien und sich niemals so wohl befunden hätten, als nach ihrem großen Sprunge in der Schlinge. Martine war der Arzneien müde und weigerte sich, sie zu nehmen. Sie war nicht mehr im Stande, mir ihre Wünsche auszudrücken. Vergeblich befragte ich sie wie ein Kind, indem ich ihr zehn Mal dieselben Worte wiederholte, sie antwortete immer mit einem Blicke ihrer matten Augen und lächelte.

Zeitweise sang sie wieder ihr Lieblingslied und schlief bei dieser kläglichen Musik ein.

Eines Morgens, als man mich mehr als gewöhnlich mit den Erzählungen der Wunderkuren der Indianer gequält hatte, sagte ich, des ewigen Sprechens und der erfolglosen Medicamente müde:

— So wollen wir es versuchen.

Ich vertraute Martine der Pflege der Frau Hermann an, die ich als sehr vernünftig kannte, und von der ich wußte, daß sie mit Kranken vorzüglich gut umzugehen verstand. Darauf nahm ich Urlaub und reiste wieder nach dem Dorfe Hatt und zwar dies Mal ganz allein und ohne Hüter, denn man behandelte mich nicht mehr als Gefangenen.

Man hatte mir eine sehr leichte Barke geliehen, womit ich sehr schnell den Fluß hinabfuhr, da sie nicht zu schwer beladen war; ich legte ohne große Anstrengung fünf Meilen in der Stunde zurück. Ich hatte das ziemlich seltene Glück, in dem Dorfe den Wunderarzt Galibi anzutreffen, — so heißt nämlich der Indianer-Stamm, — den ich sonst hätte viel weiter suchen können, denn es sind Nomaden, die nirgend einen festen Wohnsitz haben. Wo sie Früchte auf den Bäumen und hinreichenden Fischfang finden, bleiben sie bis der Vorrath erschöpft ist. Dann ziehen sie weiter. Von Viehzucht und sonstiger Betriebsamkeit wollen sie nichts hören.

— Welche Vorstellung haben die Europäer doch von der menschlichen Würde? fragen sie mit Staunen.

Nachdem wir etwas gegessen und getrunken hatten, setzten wir uns wieder in das kleine Fahrzeug. Ungeachtet seiner Ansichten von der menschlichen Würde, half der Galibi mir fleißig beim Rudern. Diese Arbeit scheint also nicht herabzuwürdigen. Sieben Stunden nach der Abfahrt, waren wir in meinem Hause und Martine sah den neuen Ankömmling an, ohne zu begreifen, was er wolle. Ich nahm ihre Hand, die sie mir ohne Widerstand

überließ, aber als sie den Impfstich fühlte, stieß sie einen Schrei der Ueberraschung aus und warf sich in eine Ecke des Bettes zurück. Durch Zureden war nichts von ihr zu erreichen und es blieb nichts Anderes übrig, als durch das Beispiel auf sie zu wirken. Ich zog mir die Schuhe aus und ließ die Operation am Fuße vornehmen. Martine sah mit wilder Neugierde zu.

Als die Manipulation beendigt war, zog auch sie ihre Füße unter den Decken hervor und ertrug den Lancettenstich, ohne sich zu beschweren; danach ließ sie auch an den Händen die Operation eben so gleichgültig bewirken. Aber die indianische Heilkunde begnügt sich nicht mit der Impfung; zur vollständigen Kur mußte ein gewisses Getränk genommen werden. Dasselbe übertraf an widerlichem Geruch und schleimiger Substanz alle Gebräue unserer europäischen Pharmacie. Ich setzte mich an das Kopfende ihres Bettes und trank zuerst von der Mischung, indem ich ihr fest in die Augen sah. Da überwand sie sich und nahm einen starken Zug aus der schrecklichen Tasse.

Das Getränk bestand offenbar aus einschläfernden Stoffen, die eine starke Wirkung haben. Martine schlief schon und ich fühlte, daß der Schlaf mich zu überwältigen anfing, obschon ich mit aller Anstrengung zu widerstehen suchte. Ich hatte jedoch noch Besinnung genug, um einzusehen, daß ich mich fügen mußte und zwar je eher, desto besser. Ich bezahlte den Zauberer, der durch einige Luftsprünge andeutete, daß er mit meiner Freigebigkeit zufrieden sei und sich entfernte. Den Hausschlüssel übergab ich der Frau Hermann, welche ein ganzes Nest voll Kinder hatte, die sie zu jeder Zeit der Nacht weckten und da ich befürchtete, daß der Schlaftrunk eine lange anhaltende Wirkung haben werde, so bat ich sie, zuweilen in der Nacht bei uns nachzusehen, was die gute Person mir auch versprach.

Martine erwachte am Ende des vierten und ich am Abend

des fünften Tages. Während dieser ganzen Zeit war ich von einem heftigen Fieber geschüttelt worden, worauf plötzlich ein unbeschreibliches Wohlbefinden folgte. Martine trillerte ihren Dijoner Rundgesang mit fester Stimme; auch schien das Gedächtniß wiedergekommen zu sein, denn sie sang die ganze erste Strophe:

Im Lenz, wo sich Herz dem Herzen erschließt,
Galt Peter als Vorbild der Jugend.
Blendendes Feuer dem Auge entsprießt,
Er leuchtet von männlicher Tugend,
Du mein Burgund, du Segel am Boon!
Meer grünend und lind, d'rin erscheinen
Goldene Enten im Abendroth
Zwischen Schilfe dem Blumen sich einen.

Ich glaubte, sie sei geheilt und als sie geendet hatte, rief ich in der ersten Freude:

— Gott sei Lob und Dank!

Bei dem Ton meiner Stimme wandte sie sich nach mir um. Ihr Auge war wieder klar geworden, aber zeitweise hatte es einen eigenthümlichen harten und kalten Ausdruck. Der Körper war wieder zu Kräften gekommen; aber ihr Geist blieb schwach.

Sie stand auf und begann mechanisch wieder ihre gewöhnlichen Beschäftigungen. Nach Verlauf eines Monats zeigte das vernachlässigte Häuschen sich wieder schön geschmückt, wie in den besten Tagen. Aber ich fühlte keine Seele mehr neben der meinigen. Sie hatte zuweilen wüthende Liebesäußerungen, drückte das Kind heftig in ihren Armen, setzte es dann wieder auf die Erde, als ob ihr nichts Ungewöhnliches zugestoßen sei und nahm ihre häuslichen Beschäftigungen mit der früheren Gleichgültigkeit wieder auf.

Durch die lange Krankheit waren meine Garten- und Feldarbeiten sehr verzögert worden. Ich hatte häufig den Gedanken,

das Land unbebaut liegen zu lassen, wie es die Wilden machen. Wenn mich dann aber mein Töchterchen anlächelte, so bedachte ich, daß ich diesem kleinen Engel eine bessere Existenz verschaffen mußte, ging ins Feld und arbeitete wie ein Pferd, ohne mich um Sonnenschein oder Regen zu bekümmern. Ich hatte ja die verlorne Zeit nachzuholen.

Eines Nachmittags, als ich meine Mahlzeiten mitgenommen hatte, um keinen Augenblick zu versäumen, fing ich nach dem Vesperbrode an über die traurige Existenz nachzudenken, die meiner in der Zukunft wartete. Eine halb irre Frau und ein Kind, das noch lange Zeit bedurfte, ehe es meine Zuneigung begreifen konnte. Das war ein trauriges Schicksal! Die Sonne brannte mir heiß auf den Kopf und schwere Schweißtropfen liefen mir von der Stirn auf die Brust hinab.

— Wohlan! zur Arbeit, und denke an deine Cäcilia, sprach ich zu mir selbst, um mich zu ermuthigen.

Aber ich hatte den Namen meines Kindes ausgesprochen. Es ergriff mich ein unwiderstehliches Verlangen, es augenblicklich zu sehen und ich eilte nach der Wohnung. An der Hecke blieb ich stehen, um Athem zu holen. Die Stimme Martine's schlug durchdringend, entschlossen und stark an mein Ohr. Sie sang. Ich weiß nicht, warum mein Herz kalt dabei blieb.

In der Stimme lag etwas Furchtbares wie in dem Heulen in einer Einöde.

Ich warf meinen Spaten bei Seite und eilte in das Haus.

Dort hob ich ein wenig die Strohmatte, welche ich zum Schutze gegen die Sonne vor dem Fenster angebracht hatte, und blickte ins Innere.

XXVII.

Der Sarg.

Cäcilie schlief in ihrer Wiege. — Sie schlief jenen ruhigen und freundlichen Schlaf der Kindheit, jenen Schlaf, der uns auf den Fußspitzen gehen und den Blick zum Himmel emporrichten läßt, als ob man eine Segnung für das kleine Wesen erbitten wolle, welches das Böse noch nicht kennt. — Martine hatte sich der Wiege genähert und sang nicht mehr!

Plötzlich öffnete sie, wie Jemand, der einen Entschluß gefaßt, eine Schublade, nahm ein großes spitzes Messer heraus und stellte sich wieder vor die Wiege ihres Kindes. —

Da kamen mir die schrecklichen Dinge, welche ich in dem Assisen-Bericht gelesen hatte, ins Gedächtniß zurück.

Es war also doch jene Martine Ferrand, welche drei kleine Kinder getödtet hatte!

Der furchtbare Wahn hatte sich ihrer auf's Neue bemächtigt.

Cäcilie lag mit halb geöffnetem Mündchen vor ihr. — Die Wahnsinnige näherte die Spitze des Messers den kleinen rosigen Lippen. —

Ich sprang ins Zimmer, entriß Martinen das Messer und stach es ihr zwei Mal ins Herz.

Sie fiel, — und das Blut der Mutter färbte das Lager des Kindes! —

. . . Surypère unterbrach einen Augenblick seine Erzählung und weinte.

Nach einigen Minuten fragte Trelawney:

— Habt Ihr Euch wieder gefaßt? Wir könnten das Ende Eurer Mittheilungen einige Zeit aufschieben?

— Ich habe angefangen und will vollenden. Man muß doch beichten im Leben und ich thue es jetzt vor Euch und Gott, der Alles weiß. Der größte Schmerz ist vorüber. — Ueberdies haben wir jetzt nur noch von Cäcilien zu sprechen. Er stützte seine gebrochene Schulter auf ein Kissen und fuhr fort:

— Es war ein wahrhaft wildes Bild. Ein Leichnam auf der Erde und ein schlafendes Kind in der Wiege; dazu kam, daß die Nacht anbrach und mir eine schnelle Flucht unmöglich machte. Ich hob den Körper Martine's auf, legte ihn auf das Bett und bedeckte ihn mit unserm weißesten Leintuche.

Obschon es mir in der Dämmerung unheimlich bei der Todten war, so setzte ich mich doch neben dieselbe, und versank in langes Nachdenken.

Das Kind schlief noch immer. Ich mußte fliehen, aber wohin, wie und auf welche Weise sollte ich mich durch die unbekannten Gegenden finden? Mich über's Land wagen, um das atlantische Meer zu erreichen, hieß sich der Gefahr aussetzen, in die wohlbewachten und beaufsichtigten französischen Besitzungen zu gerathen. Fuhr ich den Fluß Maroni hinab, um in den indianischen Dörfern eine Gelegenheit zur Einschiffung abzuwarten, so würde ich mich selbst den Behörden überliefern, denn sobald das Verbrechen entdeckt war, unterlag es keinem Zweifel, daß man dort zuerst Nachforschungen anstellen werde. Es blieb mir also nur übrig, den Fluß hinaufzufahren, der, wie ich von einem bei dem Bußprediger in Diensten stehenden, aus der holländischen Guyana entlaufenen alten Neger erfahren hatte, 120 Meilen von St. Laurent im Gebiete der Indianer entspringt.

Der starre unheilvolle Leichnam, welcher mir fluchte, verlangte sein Begräbniß, wobei die gebräuchlichen Förmlichkeiten zu beobachten waren: ich sah schon den ärmlichen Sarg mit vier Kerzen umstellt.

O! der Sarg! — Ein heftiges Schaudern warf mich auf die Knie, als ich die elenden Bretter zusammenfügte, welche der letzte Schutz der Unglücklichen sein sollten, die meine Frau und die Mutter meines Kindes gewesen war. Darauf richtete ich mich plötzlich empor.

Man erzählte sich in der Colonie von dem Entspringen eines Verbrechers, Namens Bournissina's, was mir jetzt zur Ermuthigung und als Beispiel diente. Die Flucht Bournissina's gelang zwar nur halb, seine Vorsichtsmaßregeln waren von ihm schlecht getroffen worden; dennoch hatte er, trotz der Mangelhaftigkeit seines improvisirten Fahrzeugs, schon zwanzig Meilen auf dem Meere zurückgelegt, als er von einem Schoner aufgefangen wurde, der ihn in sein gesetzliches Domicil, die Strafanstalt, zurücklieferte. Das Fahrzeug Bournissina's war aber nichts anderes als ein Sarg.

In der Eile seiner Flucht, und wahrscheinlich aus Unkenntniß der Schifffahrt hatte er den Kasten, so wie er ihn gefunden, auf das Wasser gebracht und sich hineingesetzt. Dessen ungeachtet war er, indem er jede Bewegung möglichst vermied, vier Tage in dem seltsamen Boote gewesen, das ohne Ruder vom Winde getrieben wurde.

Die ausgebrochene aber schnell unterdrückte Epidemie hatte gerade jetzt die Verwaltung genöthigt, Särge der verschiedensten Größe vorräthig zu halten. Dieselben wurden auf einem Speicher über der Sakristei verwahrt; mir war eine Luke bekannt, wodurch ich leicht in das Magazin gelangen konnte. — Leitern fand ich überall, denn es wurde in St. Laurent sehr viel gebaut. In zehn Minuten hatte ich eine leichte Leiter an der bezeichneten Stelle angelegt, und war bald auf dem Speicher.

Die Leiter zog ich zu mir herauf, um keine Spur meines Unternehmens zurückzulassen und suchte beim Scheine einer mit-

gebrachten Laterne vorsichtig unter zwölf Todtenladen, deren Oeffnungen sich ironisch vor mir aufthaten, um eine Wahl zu treffen. Dies war bald geschehen, denn die größte eignete sich jedenfalls am besten zu meinem Zweck.

Mit dem Sarg beladen kehrte ich nach meiner Wohnung zurück und begab mich mit meinem Raube unter den Schuppen, den ich einige Wochen vor meiner Verheirathung gebaut hatte. Ich verriegelte die Thüre und verhing die Fenster, damit das Licht nicht mein Verräther würde und arbeitete mit verschiedenen Werkzeugen den Sarg der Art aus, daß er einem Kahne ziemlich ähnlich sah, indem ich die Regeln über das Gleichgewicht bei der Schifffahrt, so gut ich konnte, beobachtete.

Alle Fugen und Ritzen wurden sorgfältig mit Talg und Pech ausgeschmiert, wovon ich immer Vorrath hatte. Auf beiden Seiten brachte ich zwei kleine leichte Schaufeln von Holz an, die ich mit einem starken Kupferdraht an die Seitenbretter befestigte Die Särge sind von dem Holz des Landes gemacht, welches so gut als Eisen ist. Auf dem Boden breitete ich zwei Schaffelle aus. Nachdem ich so meine Arbeit beendigt hatte, nahm ich den Sarg auf den Kopf, wie es die Lastträger mit ihrem Sack voll Mehl oder Kohlen machen, und lief in einem Athem an das Ufer, wo ich ihn sorgsam unter Strauchwerk verbarg.

Es schlug zehn Uhr, als ich mit der schlafenden Cäcilie auf einem Arm, eine alte, gelegentlich gekaufte Entenflinte nebst Jagdgeräth über die Schulter gehangen, und in der andern Hand einen Beutel mit trockenem Kuchen und süßem Getränk tragend, bei meinem Versteck anlangte. Ich kniete auf den Sand nieder und hielt ein Gebet für die Todte. Sodann legte ich die Kleine recht warm in Decken gehüllt in die Mitte des elenden Bootes, welches sich auf dem Wasser vortrefflich bewährte. Endlich stieg

ich selbst in das Fahrzeug und nahm das Kind zwischen meine Füße; dann stieß ich vom Ufer ab.

So schifften wir denn unter Gottes Schutz weiter!

Während der Fahrt hielt ich mich immer in der Nähe des rechten Ufers.

Das Fahrwasser für die großen Schiffe befindet sich auf der Seite des französischen Gestades, aber meine Nußschale machte nicht so viel Ansprüche: sie ging, wohin ich sie richtete, wenn sie nur zwei Fuß Wasser fand. Zeitweise verspürte ich unangenehme Stöße, welche ich dem Vorhandensein von bis zum Wasserspiegel heraufreichenden Felsen zuschrieb. Ich hatte St. Louis ohne Unfall passirt. Es war eilf Uhr. Man konnte noch Lichter im Dorfe sehen und zuweilen die Stimmen der anrufenden Schildwachen hören. Der Maroni bietet den Schiffern seltene Erleichterungen. Der Land- und Seewind wechseln regelmäßig ab, welchen Umstand geübtere Seeleute als ich augenblicklich zu ihrem Vortheil benutzt haben würden. Ich nahm mir vor, auf der ersten Haltestelle ein Segel aufzurichten. Das Wichtigste war jetzt, so schnell als möglich vorwärts zu kommen, und ich ruderte mit aller Kraft in regelmäßigen und abgemessenen Schlägen, um den Schlaf der Kleinen nicht zu stören. Wie wird sie diese rauhe Lebensweise ertragen, die sie bis dahin an alle Annehmlichkeiten der Kindheit gewöhnt war. In so trüben Stunden nimmt man gern seine Zuflucht zu Gott. Ich dachte daran, daß es die Jahreszeit war, wo man die Vogelnester ausnimmt. Stahl und Stein zum Feuerschlagen hatte ich nicht vergessen und ich freute mich schon darauf, ihr bei ihrem Erwachen zu ihrem Staunen Eier mit der Schale bieten zu können. Was wird sie aber sagen, wenn sie sich auf dem großen Flusse sieht, sie, die noch nie weiter als bis zur Hofhecke gewesen war. — Wenn sie nach ihrer Mutter fragte? Ach! ihre Mutter!

Ich ruderte schneller, um diesen Sturm von Gedanken zu verscheuchen.

Die Nacht ging zu Ende; ein bleicher Schein im Osten kündigte die Morgendämmerung an. Die Vögel zwitscherten im Strauchwerk, als ob sie sich gegenseitig befragten und antworteten.

Der gewöhnlich dunkelblaue Himmel versilberte sich durch milchweiße Dünste. Die Pflanzen am Ufer bewegten und streckten sich wie ein Schläfer, der vor dem Erwachen die Arme reckt. Meine Cäcilie schlief noch immer! Man sollte glauben, daß sie mir das Staunen und Schrecken der Stunde ersparen wollte, wo sie die Augen öffnen werde.

Die kleine Barke schwebte wie eine Schwalbe dahin. Plötzlich brach der Tag hell und strahlend an wie die glühende Kohle eines Kunstfeuerwerks. Die Schwankungen, welche den regelmäßigen Gang des gebrechlichen Fahrzeuges unterbrochen hatten, wurden häufiger. — Ich vernahm ein drohendes Knurren, das mir bald erklärt wurde. Eine, wahrscheinlich sehr ausgehungerte, Familie von Haifischen folgte uns. Ich machte mein Ruder los und gab dem Anführer der Bande einen Hieb mitten auf den Kopf. Das Holz glitt von der schleimigen Haut des Ungeheuers ab, welches meinen Angriff kaum bemerkt zu haben schien.

Entschlossen, meine gefährliche Begleitung in ihren Hoffnungen zu täuschen, so hartnäckig sie uns auch verfolgte, wendete ich das Fahrzeug dem Ufer des Flusses zu, indem ich durch enge Buchten hindurchsteuerte, in welchen es dem Heerführer der Colonne an Raum gebrach, seine Floßfedern zu bewegen. Bald hatte ich die Haifische auf eine ziemliche Distanz hinter mir gelassen und bewerkstelligte die Landung.

XXVIII.

Durch den Wald.

Ich lud die Besatzung und gesammte Fracht des Schiffes auf meinen Arm und suchte einen vor der Sonne geschützten Ort, wo ich für diesen Tag mein Lager aufschlagen könnte. Ich hatte das Fahrzeug selbst aus dem Wasser gehoben und mitgenommen, um etwaigen Verfolgern gar keine Spur zu hinterlassen. Bald hatte ich ein geeignetes Plätzchen entdeckt. Da, wo die Vegetation nicht mehr unter dem Einflusse der Ebbe und Fluth steht, nimmt sie riesige Dimensionen an.

Im vollsten üppigsten Reichthum verschlingt sich hier Gewächs mit Gewächs, Blüthe mit Blüthe und fabelhaft ist die Menge der Früchte. Hoch über allen Stauden und Bäumen ragen die prächtigen Palmen gen Himmel. Man glaubt sich in eine Märchenwelt versetzt. Auch war meine Cäcilie, als sie das Auge aufschlug, ganz betroffen und wie geblendet von dem ungewohnten erhabenen Schauspiele; nachdem sie sich ein Weilchen umgesehen, klatschte sie in ihre kleinen Hände.

— Wie schön, wie schön! rief sie aus, indem sie mir Kußhändchen zuwarf.

Sie war kaum zwei Jahre alt und noch nicht im Stande, eine zusammenhängende Rede zu führen; aber sie hatte ihre eigenen Mittel und Wege, Andern gegenüber ihrer Freude Ausdruck zu geben und sie daran Theil nehmen zu lassen.

Das Wort, welches ich fürchtete, kam über ihre Lippen.

— Mama, Mama!

— Sie wird kommen — später —, so stotterte ich ihr als Antwort entgegen. Und um sie zu zerstreuen, drang ich in das

Dickicht tiefer ein, ihr einen mächtigen Strauß zu pflücken. Während sie nun mit den Blumen spielte, besorgte ich das Frühstück. Auch in dieser Beziehung war ich sogar über Erwarten glücklich. Ich fand Cassikonnester, gleich Kürbissen zu Dutzenden an den Zweigen hängend, welche unter der Last tief gebogen waren. Die Vögel ließen mich nun freilich nicht ohne einigen Protest von ihrer Seite meinen Raub ausführen; sie sammelten sich in mächtigen Zügen auf den benachbarten Bäumen und umkreisten mich laut kreischend. Aber ein knurrender Magen hat keine Ohren; ich ließ mich in meiner Arbeit nicht stören, wenn ich auch bescheiden blieb in der Aneignung fremden Eigenthums, da der innere Raum meines Fahrzeuges nur eine geringe Befrachtung zuließ.

Der Tag verging der Kleinen unter fortwährendem Staunen über all die neuen Wunder und Herrlichkeiten. Schön, sehr schön, prachtvoll, war ihr Alles! Arme kleine Egoisten! Kaum, daß das eine oder andere Mal der Gedanke an die Mutter durch den Kopf dieser Kleinen fuhr, die wie berauscht von den ihr bis jetzt ungewohnten Eindrücken war.

Mit dem Einbruche der Nacht schlossen sich ihre Augenlider unter dem Drucke der Müdigkeit. Ich hatte nicht vergessen, ein großes Leinwandtuch mitzunehmen, das ich nun über einige gebogene Zweige spannte und so gut als möglich befestigte vermittelst jener Schnüre, die ich immer bei mir trug — der Schnüre, welche mir das erste Lächeln meiner Frau an dem Tage, da sie in St. Laurent ankam, eingebracht hatte.

Meine Cäcilie war gut aufgehoben in der Mitte dieses einfachen Himmelbettes. Der Wind war uns günstig und wir kamen ziemlich rasch vorwärts.

In dieser Nacht, zwei Tage schon nach dem Verbrechen, wagte ich es, mich jenen eigenen Träumen über die Zukunft hin-

zugeben, Träumen, welchen selbst der Unglücklichste immer von Neuem sich hingibt. Es ist übrigens nur gerecht, daß die Vorsehung den Unglücklichen wenigstens Einen Trost lasse.

Die Landschaft blieb unverändert; überall die herrlichsten Bäume, Blüthen, Früchte und Blumen, überall Vogelgesang in den Lüften, überall ein prachtvoller Himmel. Ich erforschte mit dem Auge das Ufer, um eine Landungsstelle ausfindig zu machen.

Schon war die kleine Hexe erwacht und blickte mit ihren großen Augen verwundert um sich. Die Fahrt selber auf dem Wasser entzückte sie. Ich rief sie aus ihren Träumen in die Wirklichkeit zurück, indem ich ihr ein Ei gab, welches ich den Abend früher vor unserm Aufbruch gesotten hatte.

Im Handumdrehen hatte ich mein Lager errichtet und bezogen. Dasselbe befand sich in einer kleinen Lichtung des Dickichts, welche eben weit genug war, um uns zu bergen. Doch wie glücklich fühlte ich mich in diesem kleinen Winkel, so ganz allein mit meinem kleinen, nun der grausigsten aller Gefahren entrissenen Engel! Ich nahm mein Feuerzeug zur Hand und machte mich daran, ein Feuer für Küchenzwecke anzuzünden, als der Knall einer Flinte, begleitet von furchtbaren Hurrahs, von den Höhen her zu mir drang. Ein schrecklicher Gedanke durchzuckte mich: man suchte uns und war uns auf der Spur.

Mein erster Entschluß in diesem fürchterlichen Augenblicke war zu fliehen. Rasch hatte ich meine Flinte ergriffen und Cäcilie auf den Arm genommen, als ich mich erinnerte, daß zwischen den holländischen und französischen Colonien ein gegenseitiger Auslieferungsvertrag bestehe; es war mir somit unmöglich, auf dieser Seite nach Europa zu entkommen. Das Wesentlichste und Dringendste war, das Fahrzeug, das uns gerettet hatte, zu verwahren. Es war ja leicht unterzubringen. Ich entdeckte wenige Schritte weit im Meer eine tiefe Erdfurche, in

welche ich das kleine Schiff brachte. Hierauf deckte ich es mit Dornen, Blättern und niedrigen Schlingpflanzen vollständig zu.

Nachdem dies geschehen, lud ich das Kind auf meine Schultern, indem ich ihm aus einem Brettchen und den immer treuen Schnüren einen kleinen Sitz machte. Die Kleine selbst umklammerte meinen Hals mit ihren Händchen. So machte ich mich auf den Weg mitten durch das dichteste Gestrüppe, indem ich gleich einem gehetzten und verwundeten Jaguar mit scheuem Ohre nach allen Seiten hin horchte.

Das Geräusch kam näher. Ich unterschied mir bekannte Stimmen von Soldaten. Ohne allen Zweifel, man suchte mich.

Ich war wohl kaum mehr als vierzig Meilen von meinem Ausgangspunkte entfernt. Wie hatte man meine Spur verfolgt?

Die Stimmen näherten sich, indem sie sich gegenseitig bei der Treibjagd aufmunterten. Ich duckte mich tief unter ein wild verschlungenes Dickicht von Dornen und Lianen, welche mir das Gesicht zerschnitten. Das Kind hatte das Bewußtsein der Gefahr und schmiegte sich zitternd an meine Brust.

In dieser fürchterlichen Lage befand ich mich — Gott weiß, wie lange, das Gesicht auf die Erde gedrückt, die Hände blutend, nur mit Mühe athmend, von hundert scharfen Dornen verwundet, gepeinigt durch die Mosquitos, und vor Allem die Schlangen auf dem feuchten Boden fürchtend, als ich auf einmal denselben unter der Last meines Körpers nachgeben fühlte.

Die Erde senkte sich und ich rollte, das Kind krampfhaft in meinen Armen haltend, in eine Schlucht hinunter, wo ich bewußtlos liegen blieb.

Als ich wieder zu mir kam, sah ich Cäcilie, welche ich, Dank der Vorsehung, vor jedem Unfall bewahrt hatte, damit beschäftigt, Häuschen und Figuren zu machen aus dem klebrigen Schlamme, in dem ich ausgestreckt lag.

Nur durch dünne Ritzen drang das Licht bis zu uns; so viel konnte man leicht sehen, daß ein Mensch von meiner Größe unmöglich durch dieselben wieder hinausgelangen könne. Ich befand mich in einer Höhlung, die etwa vier Meter weit und drei Meter hoch sein mochte. Kein Licht drang von oben herab. Die Oeffnung, durch welche ich herabgeglitten war, hatte sich wieder geschlossen. Von den Wänden sickerte ein schmutziges, kaltes Wasser.

Nachdem ich mich durch kräftiges Ausdehnen aller Glieder überzeugt hatte, daß ich keinen Bruch erlitten, zog ich das dichte Wamms, womit ich mich gegen die kalten Nebel der Nacht versehen hatte, aus; mit Hülfe einiger Erdklumpen, die mit uns herabgerutscht und etwas weniger feucht als die untere Erde waren, errichtete ich eine kleine Erhöhung, auf welcher ich mein dichtes, wollenes Wamms ausbreitete und meine Tochter unterbrachte.

— Und nun, sagte ich mir selbst voll Entschlossenheit, handelt es sich darum, aus diesem Loche herauszukommen.

Freilich war das leichter gesagt als gethan. Ich hatte keinen Hebel oder sonst ein geeignetes Werkzeug zu meiner Verfügung, um die Oeffnung zu erweitern, durch welche uns der schwache Lichtstrahl zukam, der allein den düstern Aufenthalt unvollkommen beleuchtete. Doch schraubte ich den Lauf meiner Flinte ab, und bearbeitete nachdrücklich einen Rand der Ritze. Die von dem durchsickernden Wasser getränkte Thonerde gab meinen Anstrengungen ziemlich nach.

Schon hatte ich meinem Gegner soviel Terrain abgewonnen, als meine Körperlänge betrug, da fühlte ich in meiner Hand einen runden, haarigen und schlüpfrig glatten Gegenstand, bei dessen Berührung ich erschrocken zusammenfuhr: ich glaubte, eine jener giftigen Wasserschlangen berührt zu haben.

Doch es galt entschlossen zu sein und vor Allem nicht zu zaudern; ich griff von Neuem nach dem Gegenstand und erkannte zu meiner größten Freude, daß ich mich ohne Grund gefürchtet hatte: es war nur eine starke, dicke Wurzel, die ich in den Händen hatte.

Ich zog mit Macht an dieser Wurzel und ein jäher Luftstrom drang erwärmend in die Höhle. Mein Zerren an der Wurzel hatte einen zweiten Einsturz des Erdreichs zur Folge. Ueber mir sah ich wieder grünes Laub, einen Theil des blauen Firmamentes, die frische Luft! Eine geringe Anstrengung noch, indem ich mich der durch die Wurzel gebotenen Vortheile bediente, und ich war gerettet!

Vor Allem — meine Neugierde war gewiß zu entschuldigen, — untersuchte ich den Ort meines Sturzes. Ich war von einer Höhe von zwanzig Meter herabgerollt, ohne mich oder das Kind zu schädigen, freilich nicht in senkrechter, sondern in geneigter Richtung.

Ich machte mich auf den Weg nach dem Flußufer und fand mein Fahrzeug, so wie ich es verlassen, ganz hübsch versteckt unter dem Laub und den Blumen. Ringsherum kein verdächtiges Geräusch mehr. Meine Spürhunde mußten die Fährte verloren haben; jedenfalls hatten sie die Gegend verlassen. Meinem Reiseplan gemäß erwartete ich den Anbruch der Nacht. Ich bereitete meiner Cäcilie ihr kleines Mahl und plünderte zu ihrer großen Befriedigung alle Hecken und Stauden in der Runde. Nach so vielen Anstrengungen und Aufregungen fühlte ich das Bedürfniß nach Ruhe.

Wir beide schliefen einen tiefen, erquickenden Schlaf bis zum Anbruche der Nacht, deren Frische mich erweckte. Vorsichtig schlich ich mich an das Ufer. Eine Indianerbarke, auf welcher sich Officiere, die eine Jagdpartie unternommen hatten, befanden,

fuhr langsam stromabwärts. Sie hatten nach Argoutis gejagt, während ich geglaubt, sie verfolgten Menschen. Sie kehrten jetzt ohne Zweifel nach St. Louis zurück. Sobald das Fahrzeug meinen Blicken entschwunden war, brachte ich das meinige in's Wasser. Meiner Berechnung nach hatte ich noch etwa achtzig Meilen zu machen, um außer aller Gefahr vor der Verfolgung zu sein; das war soviel als zwölf bis vierzehn Tage der Angst, der Vorsicht und des nächtlichen Wanderns.

XXIX.

Die zudringlichen Kaimans.

Je weiter ich kam, desto weniger freigebig zeigte sich die Natur. Von Pflanzungen war nirgends eine Spur und die Vögel haben eine besondere Vorliebe für die eingesäten Felder. Daher wenig Vögel, folglich keine Nester, also auch keine Eier. Das paßte nun eben nicht recht zu den Erwartungen der kleinen Cäcilie. Hat man keine Krammetsvögel, so muß man eben mit Spatzen zufrieden sein; in Ermangelung von Eiern wollte ich meinen kleinen Pflegling an Fischkost gewöhnen.

Auch hier that meine Schnur wahre Wunder, als ich an dem einen Ende derselben eine Angel angebracht hatte. An Köder war überall Ueberfluß: Regenwürmer, Heuschrecken, Fliegen, eine Menge der verschiedenartigsten Insecten.

Ich warf die Angel über Nacht aus und zog sie erst bei Tagesanbruch aus dem Wasser. Eines Abends, als ich eben in

diesem wichtigen Geschäfte begriffen war und mich dabei, wie gewöhnlich, hinter den Gesträuchen und dem hohen Schilfe gut versteckt hielt, sah ich ein großes Floß herankommen, auf welchem zwei Männer waren, die französisch sprachen. In der ganzen Colonie, selbst in St. Laurent wird ein bedeutender Handel mit diesen Hölzern getrieben; es ist auch in der That ein einträgliches Geschäft, sie in der Ferne aufzukaufen, da die Seeleute oft große Quantitäten um eine Maß Branntwein geben, während der Transport derselben zu Wasser fast gar nichts kostet. Es war also nichts besonders Auffallendes für mich, zwei Landsleute auf dem Maronifluße zu finden.

Auf dem Maroni — wie überall — sind meine Landsleute Freunde des Plauderns und meine zwei Burschen rühmten sich gegenseitig mit warmen Worten ein Dorf, welches sie den vorhergehenden Abend erst verlassen, und mit dessen Gastfreundschaft sie nicht am besten zufriedengestellt schienen.

Der Name des Dorfes war Tapanoni; ihren Aeußerungen nach hatte ihnen aber dieses Tapanoni ganz und gar nicht gefallen.

Das Floß trieb stromabwärts und in dem Nebel verlor sich ihre Stimme, obgleich sie, wie ich bemerkt hatte, dieselbe durch kräftige Züge aus einer Kürbisflasche zu festigen trachteten. Soviel hatte ich aus ihren Mittheilungen in Erfahrung gebracht, daß ich ein größeres Dorf zu passiren habe, bevor ich das Ende meiner Wasserfahrt erreicht haben würde. Diese Aussicht hatte für mich wenig Tröstliches.

Zwei volle Tage vergingen wie gewöhnlich. Ich sah weder Hütten noch Häuser und beruhigte mich schon, als ich am Morgen des dritten Tages hinter einer Wendung des Stromes Rauch aufsteigen sah, ein sicheres Anzeichen von der Nähe menschlicher Wohnungen.

Jenseits des Dorfes wechselt der Strom seinen Namen und

heißt Awa; von da an sind beide Ufer in französischem Besitz. Diese Umstände hatte ich alle erfahren durch meine Lectüre in der Bibliothek des Strafhauses in meinen Mußestunden.

Ich hatte selbst den Lauf des Stromes in seiner ganzen Ausdehnung verfolgt auf einer von den Jesuiten im Jahre 1674 entworfenen Karte. Aber ich glaubte, Tapanoni habe dasselbe Schicksal gehabt, welches alle provisorischen Niederlassungen der Indianer haben, die gewöhnlich nur ein paar Jahre lang bestehen.

Dieses Dorf beunruhigte mich. Nicht, daß ich die Wilden gefürchtet hätte; allein ich mußte jedenfalls ein Dorf zu vermeiden suchen, welches in Handelsverbindungen mit den Städten der Guyana war. Ich verbarg mein Fahrzeug auf's Beste und war entschlossen, an Tapanoni nicht anders als in einer recht dunkeln Nacht vorüberzufahren.

Ich war nur zwei Tagreisen von den Bainegern entfernt, welche, ohne es eigentlich selbst zu wissen, Frankreich unterworfen sind.

Hätte ich irgendwie Herrschergelüste in mir gehegt, ich glaube, der Häuptling dieser guten Leute hätte mich mit Vergnügen zu seinem Nachfolger ernannt; er war ganz entzückt von meiner Kochkunst. Gewiß würde er mich ohne Weiteres als Oberstküchenmeister bis an sein seliges Ende behalten haben, allein das wäre gegen alle meine Berechnungen gewesen. Wohl hätte ich meine Cäcilie gerne zu einer Prinzessin gemacht, allein das hätte allsogleich sein müssen, ohne langes Warten und unter einem andern Klima, als es dieses war.

Der gute Negerkönig erfuhr zu seinem innigen Leidwesen, daß ich meine Abreise nicht bis zu seinem Ableben aufschieben könne. Er wandte alle möglichen Lockungen an, ohne mich in meinem Vorsatze wankend machen zu können. Als er sich überzeugt, daß ich nicht zu erweichen, umarmte er mich stürmisch

mit einem Gesichte, das halb lachte, halb weinte. Einem weniger Beherzten als mir konnte sogar der weitaufgerissene Mund, der mit seinen zwei glänzenden Reihen mächtiger scharfer Zähne an den Rachen eines Kaiman erinnerte, Schrecken einflößen. Er zog einen eisernen Ring vom Finger und reichte mir denselben. Meine Erinnerung rief mir gewisse Reiseberichte in's Gedächtniß und ich fürchtete einen Augenblick, die Etikette werde es mir zum Gebote machen, dieses königliche Geschenk durch die Nase gezogen zu tragen. Doch meine Furcht war unbegründet; er steckte mir den Ring an einen Finger mit den Worten!

— Der Ring rettet!

Nun begriff ich, daß er mir einen Talisman gab gegen unliebsame Begegnisse, eine Art Empfehlung zugleich an die Häuptlinge der verschiedenen Stämme, durch welche ich zu ziehen hatte, bevor ich das Ziel meiner Reise erreichte.

An einem hellen klaren Morgen brach ich auf, begleitet von den Bewohnern des Dorfes, Männern und Weibern, bis an den Saum einer ungeheuren Ebene. Die Weiber machten mir und meiner Tochter Zeichen auf die Stirne und die Lippen. Der Häuptling deutete mit der Hand nach der Richtung, welche ich einschlagen und nicht verlassen solle, und voll neuen Muthes, zog ich von dannen, ohne den Kopf umzuwenden.

In meinem Innern war ich übrigens tief gerührt, allein es war für mich jetzt nicht die Zeit, mich Gefühlsäußerungen hinzugeben.

Acht Tage hintereinander marschirte ich, ohne länger als vier oder fünf Stunden in der Nacht Halt zu machen, um das Kind ausruhen zu lassen, welches sich übrigens schon daran gewöhnt hatte, auf meinen Schultern zu schlafen. Lange, feuchte Sandebenen dehnten sich vor mir aus; es war, als sollte ich nie das Ende erreichen. Wenig, fast gar keine Früchte fanden sich,

nicht einmal Wurzeln, noch viel weniger Vögel, also auch keine Eier für die kleine Pierrette-Cäcilie. Glücklicher Weise war kein Mangel an Schildkröten, und gegen eine geröstete Schildkröte zeigte Cäcilie gar keine Abneigung. Ihre kleinen Zähne wurden tagtäglich stärker ... Einmal war ich einen ganzen Nachmittag lang in großer Aufregung; ich hatte fast mein ganzes Gedächtniß verloren und fand mich kaum mehr zurecht inmitten dieser Sandwüste, wo kein Baum noch Strauch weit und breit zu erblicken war, der einen Anhaltspunkt zur Orientirung bieten konnte. Um nicht ganz meine Berechnung der Tage zu verlieren, sah ich mich genöthigt, nach Art der Bäcker oder Kärrner jeden Abend einen Einschnitt in ein dazu bestimmtes Stück Holz zu machen.

Am Ende einer langen, grausamen Woche sah ich endlich wieder frisches Grün am Horizonte auftauchen; aber dahin zu gelangen hielt ich jedenfalls schwerer, als von Paris nach Pantin im Omnibus zu reisen.

Der Sand wurde immer feuchter, so wie überhaupt die ganze Gegend ein wahres Sumpfland war. Tiefe Erdrisse, Spalten voll Schmutz und Koth folgten sich oft in ganz nahen Zwischenräumen; da galt es einen tüchtigen Anlauf zu nehmen und von einem Graben über den andern zu springen, eine Bewegung, welche natürlich der an meinen gleichmäßigen, festen Schritt gewöhnten Pierrette unangenehm sein mußte. Dann war ich auch meiner gymnastischen Fertigkeit nicht vollkommen sicher, ein einziger Fehlsprung und ich nebst der Kleinen, wir rollten in den ekligen Schlamm, in welchem, wie aus allen Anzeichen unzweideutig zu schließen war, Zitteraale sich wanden, deren elektrische Schläge von furchtbarer Wirkung sind.

Diese Sprungübungen dauerten bis zum Anbruche der Nacht; endlich aber konnte ich mich ein Mal wieder auf einem Grasboden niederlassen. Meine erste Bewegung galt der Befriedigung

des Hungers. Auch Pierrette schien dasselbe Bedürfniß zu fühlen. Ich zündete ein Feuer an, das bald mächtig emporloderte, und bereitete unsern gewöhnlichen Braten, eine Schildkröte.

Die Nacht war rasch hereingebrochen, während der Braten auf den heißen Kohlen dampfte, bereitete ich das Lager für meine kleine Tochter, welcher nur der Hunger die Augen noch wach erhielt.

Plötzlich gähnten zwei ungeheure, mit fürchterlichem Zahnwerk bewaffnete Rachen, zwei Schritte nur von unserem Heerde, offenbar in der Absicht, sich unser Mahl anzueignen und dann wahrscheinlich uns selbst zu verspeisen.

Es war ein Kaimanehepaar, welches seine Abendpromenade machte.

Die mit unserem Bratendufte gewürzte Abendluft hatte sie angezogen und in ihren großen weitglühenden Augen* las ich nur zu deutlich das Verlangen, das sie trugen, unsere allernächste Bekanntschaft zu machen. Hastig ergriff ich das Kind und das Nachtmahl und machte mich schleunig aus dem Staube, indem ich meine Schritte nach dem Walde hin lenkte, um den ungebetenen Besuchern, welche mich auf dem Sumpfgebiete kaum aus den Augen verloren haben würden, die Verfolgung zu erschweren. In den Sümpfen fühlen sie sich zu Hause und da haben sie auch eine ganz eigene rasche Beweglichkeit. Sie laufen immer in gerader Richtung und durcheilen mit ziemlicher Schnelligkeit ausgedehnte Flächen.

Im Walde aber waren wir durch die unentwirrbar verschlungenen Lianen und Schlingpflanzen aller Art geschützt — geschützt zwar, aber wir selbstfanden uns dabei tief verwickelt.

Das fürchterliche Paar begleitete uns ein Stück Weges; deutlich hörte ich hinter mir das Gekrache der von ihren mit Schuppen bedeckten Riesenleibern geknickten dürren Zweige. Nach

etwa einer Viertelstunde dachten sie ohne Zweifel der Höflichkeit Genüge gethan zu haben, was mir eine große Erleichterung gewährte. Der Weg war nichts weniger als leicht oder angenehm. Allein ich mußte nun einmal vorangehen und eine Ruhestätte für die Nacht suchen. Nach langer harter Mühe entdeckte ich endlich eine hervorragende Felsenwand, welche hinlänglichen Schutz gegen den Wind zu gewähren versprach.

Ich brachte die Kleine in einer Ecke unter und bedeckte sie so warm als möglich. Ein Feuer anzuzünden wagte ich bei der noch frischen Erinnerung an die Kaimans nicht. Das Licht lockt die Reptilien wie die Insecten herbei.

Ich und meine Tochter, wir waren Beide todtmüde, und konnten fast kein Glied mehr rühren. Die Kleine war schon eingeschlafen. Ich legte mich an ihrer Seite nieder und schlummerte gleichfalls ein. Welch schreckliche Nacht. Ein rauher schneidender Wind blies uns an und hinderte uns an einem ruhigen, gesunden, ununterbrochenen Schlafe.

Der Gedanke kam mir, aufzustehen und meinen Marsch bis Tagesanbruch fortzusetzen, allein ich konnte mich vor Müdigkeit nicht von der Stelle rühren.

Beim ersten Schimmer der Morgenröthe weckte mich ein durchdringender Schrei; er war von meiner Tochter. Sie zeigte mir mit der Hand ihre blutige Wange, sie weinte und schluchzte und schien große Schmerzen zu erdulden.

XXX.

Die Krabbenspinne

Ich entfernte das Blut von der Wunde, bemerkte aber nur eine ganz leichte Verletzung an der Oberfläche der Wange, nicht bedeutender, als die ihr ein Dorn, auf welchen sie sich etwa gelegt haben konnte, würde haben verursachen können. Ich durchsuchte die ganze Umgebung ihres kleinen Lagers; nirgends entdeckte ich einen Dorn, aber an ihren Füßen bewegte sich mit Lebhaftigkeit ein kleiner, höchstens einige Centimenter langer Wurm von abstoßender rother Färbung. Ich zertrat denselben unter meiner Ferse.

Es war eine Corallenschlange gewesen.

Ich nahm das theure vielgeliebte Wesen in meine Arme und da ich keine andern Mittel hatte, brachte ich die Wunde an meine Lippen und sog daran, bis ich fast den Athem verlor, indem ich Sorge trug, die geronnenen Bluttheilchen, welche ich auf diese Art in den Mund bekam, auszuspucken. Die Geschwulst, welche sich an den Rändern der Wunde eingestellt hatte, nahm ab, und der Schmerz hörte allmälig auf. Ich verband die kranke Wange mit meinem Halstuche, um den verletzten Theil so gut als möglich vor dem Zutritte der Luft zu bewahren.

Nach etwa zweistündigem Marsche erblickte ich die Feuer eines Indianerdorfes.

Ohne mich lange zu besinnen, lenkte ich meine Schritte nach der schönsten und vornehmsten Hütte, welche ich für die des Häuptlings hielt; mein Talisman, der eiserne Ring, that er=

staunliche Wunder. Ein altes Weib, welches das Feuer schürte, erhob sich mit dem Zeichen der größten Achtung und holte das Haupt der Familie herbei, welches in Begleitung von etwa zwanzig Kindern auch alsbald erschien. Der Ring ging nun von Hand zu Hand, indem man ihm die größte Verehrung bewies; man lud mich ein, mich auf dem Ehrenplatze niederzulassen und volle acht Tage war es mir rein unmöglich, die gastfreundlichen Leutchen zu bewegen, daß sie mich meine Reise fortsetzen ließen. Cäcilie wurde gleich einem Heiligthum mit voller Liebe und Zärtlichkeit behandelt.

Ich erzählte den guten Indianern von dem Bisse der Corallenschlange und erklärte ihnen die verzweifelte Art, auf welche ich das furchtbare Gift aus der Wunde zu bringen gesucht hatte.

Der Zauberarzt des Dorfes wollte mit aller Gewalt die Wunde noch einmal auswaschen, allein ich widersetzte mich und so mußte er sich mit einigen Pflanzeninfusionen begnügen, welche übrigens von der besten Wirkung auf die Gesundheit des Kindes waren.

Meine Cäcilie und ich, wir waren beide wieder stark und kräftig; ich theilte meinen versammelten Wirthen meinen Entschluß mit, die Reise nun fortzusetzen. Diese Eröffnung brachte eine allgemeine Bestürzung hervor. Der Häuptling wünschte mich unter allen Umständen bei sich zu behalten. Er bot mir einst, wie der Häuptling der Bai-Indianer, die Theilung seiner Macht und Herrscherwürde an; er ging noch weiter! Ja, ich glaube, er hätte seinen Unterthanen Befehl gegeben, mich gleich einem göttlichen Wesen zu verehren. Allein ich schlug die Vergötterung eben so entschieden aus, als ich die Königswürde von mir gewiesen hatte.

Als sie endlich die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß

ich mich weder durch Würden, noch Bitten oder Beschwörungen zurückhalten lasse, gab mir der Häuptling einen Führer, der mich bis über die Grenzen ihres Gebietes geleitete. Er selbst ging eine weite Strecke mit mir; dann küßte er mir die Hand, indem er dabei auf seinen beiden Schläfen mit dem Zeigefinger Zeichen beschrieb, welche ich, so gut ich es vermochte, nachzuahmen versuchte.

Am Ende eines weiteren Marsches von sechs Tagen fühlte ich den scharfen, durchdringenden Salzgeruch in der Luft. Wonnetrunken athmete ich denselben ein. Vor mir dehnte sich der atlantische Ocean aus. Jenseits, drüben, Europa!

Es war mir schwer, das Ufer des Meeres zu erreichen. Große, hoch aufgethürmte Felsenmassen trennten mich davon.

So sehr ich auch nach allen Richtungen spähend blickte, ich entdeckte keinen Weg.

O Flucht in die Wälder! Einsame Stunden, die ich mit meinem Kinde in der Oede zugebracht! O süße Erinnerungen trotz allen Gefahren, die ich bestanden, trotz aller Qualen und Pein, die ich erlitten!

Wie ich Cäcilie an mein Herz drückte! Wie fand ich mich nicht gehoben durch die Liebe, welche dieses unschuldige Wesen mir zeigte, das nur für mich lebte, nur mir schmeichelte, nur mir lächelte!

Ich habe während jener furchtbaren drei Wochen viel gelitten — und doch — jene drei Wochen waren die glücklichsten meines Lebens.

Nach langem Suchen und Tasten entdeckte ich endlich eine Kluft in den Felsenmassen.

Es war eine enge Oeffnung, ein schmaler Durchgang, welcher in eine Art von Gallerie mündete, die in mannigfaltigen Windungen nach dem Gestade führte.

Ich ging nun langsam und vorsichtig in diesem Gange voran. Plötzlich fühlte ich mich wie in einem Netze gefangen, die Kleine entglitt meinen Händen und schwebte in der Luft.

Je mehr ich mit Händen und Füßen herumtappte, um so fester fühlte ich mich von den sonderbaren Fäden umsponnen und eingeschlossen. Endlich sah ich einen schwarzen haarigen Körper sich in Bewegung setzen.

Ich war in das Netz einer Krabbenspinne gerathen.

Nur selten verläßt dieses Ungethüm den Wald, seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort.

Wahrscheinlich hatte diese reiche Beute in dem nach dem Meere führenden Engpaß gefunden, sonst hätte sie nicht hier ihre Residenz aufgeschlagen.

Auch erblickte ich in der That auf dem Boden Gerippe und Knochen von Seevögeln, welche dem Ungethüm zur Speise gedient hatten.

Der schwarze glänzende Leib der Spinne war von der Größe eines Tellers; ihre langen, nervigen, mit Haaren bedeckten Beine ließen sie noch viel abscheulicher und größer erscheinen.

Vor Schrecken und Angst wie gelähmt konnte ich kaum nach dem Messer greifen, das ich im Gürtel trug.

Ich durchschnitt das verschlungene Gewebe, das mich umsponnen hielt und versuchte, nach dem Strande zu fliehen.

Das Ungethüm kam auf mich zu.

Am Ende des Passes sah ich das Meer vor meinen Augen ausgebreitet, so ruhig und herrlich blau, darüber einen klaren prachtvollen Himmel ausgedehnt.

Die Luft war angenehm und milde — und ich sollte mit meiner Cäcilie sterben! Der kleine holde Engel streckte die Arme nach mir aus und rief zu mir: Papa!

Ein Handelsschiff lag vor Anker mit eingezogenen Segeln, als wolle es zu neuen Reisen ausruhen.

Noch drei Schritte nur . . . und ich war gerettet.

Ich machte eine letzte, verzweifelte Anstrengung und in dem Augenblicke, da die Spinne ihre haarigen, mit Saugröhren versehenen Füße nach meinem Halse ausreckte, stieß ich ihr das Messer in die Weichen.

Eine gräuliche, stinkende Flüssigkeit ergoß sich aus der Wunde und bespritzte mir das Gesicht.

Mein Abscheu war mächtiger als meine moralische Stärke, ich brach ohnmächtig zusammen...

Surypère unterbrach seine Erzählung und wischte sich mit der Hand den Schweiß von seiner Stirne.

— Dann, fügte Trelauney hinzu, bestieg einer der Matrosen von dem Schiffe, welches Du gesehen hattest, einen Nachen; dieser Matrose, welcher am Strande nach Eiern suchte, vernahm einen lauten Schrei . . .

Er zog seinen Nachen auf den Sand und eilte mit einem Ruder bewaffnet zu Deiner Hülfe herbei.

Mit drei gewaltigen Ruderschlägen zerschmetterte er die Krabbenspinne, und eine halbe Stunde darauf warst Du mit Deiner Cäcilie am Bord des Schiffes.

Der Capitain desselben drückte gern ein Auge zu und so kamst Du nach Frankreich zurück.

— Ja, mein Herr und Meister, rief Surypère aus. Dieser Matrose hieß Jean Deslions; es war kein Anderer als Ihr.

— Und was hat sich nach Deiner Flucht auf Cayenne zugetragen?

— Es wurde angenommen, daß ich wie so viele andere Flüchtlinge im Walde oder in den Sümpfen des Maroni um=

gekommen sei. In Paris gelang es mir, allen Nachforschungen zu entgehen, Dank dem Schutze des Großmeisters.

— O himmlische Vorsehung! rief Trelauney aus, Du hast also nicht gewollt, daß Diejenigen, welche gegen ihren Willen gefehlt haben, die Strafe der eigentlichen Schuldigen tragen sollen!

— — — — — — — — — — — —

Der Zustand Surypères besserte sich rasch und zusehends. Seine kräftige Natur überwand bald die durch seine beim Zusammenstoße der beiden Eisenbahnzüge erhaltenen Quetschungen verursachte Störung des Organismus.

XXXI.

Louise.

Trelauney begab sich in das Häuschen, wohin Louise den Tag vorher gebracht worden war.

— Nun? fragte er Madelaine, wie ist die Nacht verlaufen?

— Louise schläft noch immer, antwortete die gute Frau.

— Das ist die Wirkung des Chloroforms . . . Laßt uns einmal nach der armen Kranken sehen . . .

Madelaine blieb einen Augenblick stehen.

— Jean, sagte sie, ich weiß nicht, was mit Dir und um Dich vorgeht! aber wozu diese Verkleidung? Warum bist Du ein ganz anderer Mensch geworden? Schwöre mir, daß dem Allen kein Verbrechen zu Grunde liegt!

— Mutter, ich schwöre es Dir, sagte Jean. Ich bin zurückgekommen, um das Verbrechen zu bestrafen, nicht um ein solches zu begehen.

— So komme, sagte Madelaine. All' das kann ich nicht recht begreifen, und ich will Deinen Versicherungen lieber glauben, als Dich eines Verbrechens für schuldig halten.

Beide traten mit leisen Schritten in das Zimmer, in welchem Louise ruhte.

Die weißen Vorhänge mit blauen Blumen paßten genau zu den reinlichen, einfach weiß getünchten Wänden.

Am Kopfe des Bettes hing ein Christusbild und ein geweihter Buchsbaumzweig.

Madeleine schob den Vorhang zur Seite; Louise schlug die Augen auf.

Diejenige, welche ihr immer eine Mutter gewesen war, reichte ihr — wie früher — eine Schale mit Milch.

Das Mädchen nahm die Schale und trank maschinenmäßig.

— Fühlst Du Dich diesen Morgen besser? fragte Madelaine.

— Besser? — erwiderte Louise, indem sie um sich blickte.

— Du hast ganz gewiß einen bösen Traum gehabt, — fuhr Madelaine fort, — Du bist bleich — es scheint fast, als fürchtest Du Dich vor Etwas. Erzähle mir, wovon Du geträumt hast.

Louise bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

— Träumen, — rief sie aus, — träumen! Träume sind schön! Man sieht Engel in den Wolken — schöne Blumen und Vögel — die Luft duftet von Weihrauch und fromme Gesänge hört man erschallen — O, ich habe nicht geträumt.

— Erkennst Du Dein kleines Zimmer? Hier verrichtetest Du jeden Abend Dein Gebet.

— Mein Gebet? — murmelte Louise.

Und sie begann zu schluchzen.

Jean hielt sich am untern Ende des Bettes, von den Vorhängen bedeckt, verborgen; er fürchtete, seine Gegenwart könnte Louisen die Scene im Walde in die Erinnerung rufen, jene Scene, wo er auf Raoul v. Villepont geschossen hatte.

Als er Louisens Thränen fließen sah, sagte er leise zu sich selbst: Sie ist gerettet!

Schluß der zweiten Abtheilung.

Scholl, Aurelian

Die neuen Geheimnisse von Paris von Aurelian Scholl

Bd.: 1

Köln und Leipzig 1867